



**Maria A. Wolf, Flavia Guerrini, Monika Schamschula,
Paul Scheibelhofer (Hg.)**

Wozu braucht Elternschaft ein Geschlecht?

Interdisziplinäre feministische Perspektiven
auf das Private als öffentliche Angelegenheit

innsbruck university press



Interdisziplinäre Geschlechterforschung | Band 4

Herausgegeben von Levke Harders und Gundula Ludwig

Forschungsplattform Center Interdisziplinäre Geschlechterforschung Innsbruck

**Maria A. Wolf, Flavia Guerrini, Monika Schamschula,
Paul Scheibelhofer (Hg.)**

Wozu braucht Elternschaft ein Geschlecht?

Interdisziplinäre feministische Perspektiven
auf das Private als öffentliche Angelegenheit

Maria A. Wolf

Institut für Erziehungswissenschaften, Universität Innsbruck

Flavia Guerrini

Institut für Erziehungswissenschaften, Universität Innsbruck

Center Interdisziplinäre Geschlechterforschung Innsbruck, Universität Innsbruck

Monika Schamschula

Universitätsklinik für Psychiatrie I, Medizinische Universität Innsbruck

Paul Scheibelhofer

Institut für Erziehungswissenschaften, Universität Innsbruck

Gedruckt mit Unterstützung der Forschungsplattform Center Interdisziplinäre Geschlechterforschung Innsbruck, der Fakultät für Bildungswissenschaften, dem Institut für Erziehungswissenschaft sowie dem Vizerektorat für Forschung der Universität Innsbruck.

© *innsbruck* university press, 2026

Universität Innsbruck

1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten.

innsbruck university press, Karl-Schönherr-Straße 3, 6020 Innsbruck

Tel. +43 512 507-31700, iup@uibk.ac.at, www.uibk.ac.at/iup

Layout: Carmen Drolshagen

Korrektorat: Tara Bischoff und Francesca Moretti

Lektorat deutschsprachiger Texte: Judith Salner

Editing of English-language texts: Jackie Sams

Gestaltung: Tonja Heilmeyer, <https://www.heilmeyerundsernaeu.com>

Druck: Prime Rate Zrt., Budapest

ISBN 978-3-99106-189-2

DOI 10.15203/99106-189-2

Creative Commons Attribution 4.0 International (CC BY 4.0)

Inhaltsverzeichnis

**Maria A. Wolf, Flavia Guerrini, Monika Schamschula,
Paul Scheibelhofer:**

Elternschaft als öffentliche Angelegenheit .
Interdisziplinäre feministische Perspektiven auf das Private 7

Désirée Waterstradt:

Von Raben- und Helikoptereltern , guten Müttern und
aktiven Vätern .
Schimpfklatz als Spiegel von sozialem Wandel und
Machtverhältnissen 15

Helga Krüger-Kirn:

Mütterlichkeit* braucht kein Geschlecht .
Elternschaft und Gender Trouble 65

Tatjana Takševa:

Motherhood and Gender from a Transnational Feminist
Perspective 87

Karin Neuwirth:

De- und Re-Institutionalisierung von Elternschaft im Recht
im 20 . und 21 . Jahrhundert in Österreich 127

Flavia Guerrini:

Die Figuren des ‚Besatzungskindes‘ und seiner Mutter
in der österreichischen Nachkriegspresse .
Zur diskursiven Regulierung von Familie und Elternschaft 147

Maria A. Wolf:

Class and Gender in Conflict . Engendering Social Reproduction
through the Gendering of Parenthood in Education 181

Paul Scheibelhofer:	
„Für ihn bin ich Mama , Therapeutin und Sozialarbeiterin in einem.“ Pflegeelternschaft für geflüchtete Jungen und die Ambivalenzen vergeschlechtlichter Sorge	211
Sandra Tausel:	
Challenging the Binary: The Politics of Parenting and the Power of Fiction	251
Autor:innen	273

Elternschaft als öffentliche Angelegenheit. Interdisziplinäre feministische Perspektiven auf das Private

Kinder sind lange Zeit auf die Versorgung und Unterstützung von Älteren angewiesen. Um diese in einem über die Zeit stabilen Handlungszusammenhang sicherzustellen, wurden in allen Gesellschaften Elternschafts- und Verwandtschaftsformen institutionalisiert. Diese unterscheiden sich nach Kontext und Zeit und werden durch den sozialen Wandel herausgefordert und verändert. Der daraus hervorgehende soziale Status von Eltern wird über soziale Konventionen, Rechte, Erwartungen, Wertschätzungen und Sanktionen abgesichert. Geschlecht ist dabei eines der wichtigsten sozio-kulturellen Ordnungsprinzipien, was etwa in westlichen Gesellschaften in der Institutionalisierung von Mutterschaft und Vaterschaft evident wird. Im Laufe der letzten Jahrhunderte wurden diese vergeschlechtlichten Aufgaben der Älteren auch für andere und neu hinzukommende (meist pädagogische) Institutionen geöffnet.

Die Frage, warum Menschen Eltern werden, wird heutzutage und hierzulande meist mit Hinweisen auf eine Vielfalt an individuellen Wünschen und Interessen beantwortet, folglich als eine private Angelegenheit betrachtet. Zugleich aber gibt es ein eminent gesellschaftliches Interesse daran. Denn Gesellschaften können nur über die Geburt von Kindern eine Generationenfolge sicherstellen. In westeuropäischen Wohlfahrtsstaaten beispielsweise bedarf es nachkommender Generationen, weil Kinder für diese eine praktische Ressource darstellen, welche sowohl den sozialstaatlichen wie den kapitalistischen Verwertungsinteressen der Arbeitskraft entspricht. Aufgrund ihres Interesses am (Über)Leben, am Wachstum und an der sozialen Akzeptanz ihrer Kinder tragen also Eltern heute über ihre Elternarbeit nicht nur zur Versorgung, Erziehung und Bildung ihrer eigenen Kinder bei, sondern maßgeblich auch zur zukünftigen Wohlfahrtsproduktion und zur Bildung von Humankapital. Sie übernehmen aber weiterhin größtenteils die Kinderkosten, obwohl der Sozialstaat den praktischen Nutzen der Kinder – durch zukünftige Abgaben in Form von Steuern und Rentenbeiträgen – volkswirtschaftlich verteilt.

Elternschaft ist damit, entgegen der modernen gesellschaftspolitischen Trennung der menschlichen Lebenswelt in einen öffentlichen und einen privaten Bereich, auch eine – dem Privaten zugewiesene – öffentliche Angelegenheit. Dem Privaten ist wiederum eine geschlechterstereotypisierende Teilung gesellschaftlich notwendiger Arbeit vorausgesetzt, denn die industrielle Wirtschaftsweise verursachte die Entfamilialisierung der Produktion. Die daraus resultierenden Herausforderungen löste das bürgerliche Familienmodell damit, Mütterlichkeit zu naturalisieren. Die zu privatisierende Familienarbeit wurde als natürliche und deshalb als volkswirtschaftlich irrelevante Ressource der Frauen definiert, im Bereich des Privaten als deren Domäne etabliert und ihr Ausschluss aus dem Öffentlichen legitimiert. Daraus resultiert nicht zuletzt die bis heute untrennbare Verknüpfung von Mütterlichkeit und Weiblichkeit. Die Position des Vaters war die des Familienoberhaupts und -ernährers, dem damit das Entscheidungsrecht über Ehefrau und Kinder oblag. Die Kodifizierung der Position des Vaters als Erzieher und moralische Instanz der bürgerlichen Familie kompensierte dessen Abwesenheit im Privaten und legitimierte die Allgegenwärtigkeit der Männer im öffentlichen Bereich. Daraus resultiert der – bis heute vorherrschende – Widerspruch zwischen Väterlichkeit und Männlichkeit. Die als Raum der Macht errichtete Domäne des Öffentlichen, welche den Männern gehört, trennte ihre Tätigkeiten, Geschäfte und die als volkswirtschaftlich relevante anerkannte Erwerbsarbeit von Familie und Privathaushalt. Dieses Familienmodell wurde im Laufe des letzten Jahrhunderts auf Basis von Familien- und Sozialrechten, welche die geschlechtliche Arbeitsteilung absichern, klassenübergreifend möglich und durchgesetzt. Die Lohnarbeitsgesellschaft ermöglichte, dass das bürgerliche Familienmodell auf Basis der Vergeschlechtlichung gesellschaftlich notwendiger Arbeit im zwanzigsten Jahrhundert in Form der modernen Kleinfamilie familien- und sozialpolitisch durchgesetzt werden konnte, hat zugleich aber dessen ständige Gefährdung hervorgebracht. Aufgrund verschiedener historischer Ereignisse und den Folgen des sozialen Wandels erfordert dieser – bis heute vorherrschende – strukturelle Widerspruch ein beständiges Ordnen sozialer Prozesse und Praxen, sozialer Diskurse und rechtlicher Regelungen sowie zeitlicher und räumlicher Strukturen, um dieses Elternschaftsmodell immer wieder zu erneuern. Das wird im vorliegenden Band anhand ausgewählter Fallstudien gezeigt.

Auch die gegenwärtigen, noch nicht dagewesenen und diversen Familienformen tragen zur Erneuerung bei, zumal sie das Zwei-Elternmodell mit ihrer Aufgabenteilung bestätigen, wenn auch teilweise nicht zweigeschlechtlich

besetzen. Das mündete in den Wohlfahrtsstaaten Westeuropas in einer relativ stabilen Ordnungsbildung moderner Elternschaft, anders als in den ehemals sozialistischen Staaten Osteuropas, gegen deren Praxis in Zusammenhang mit der Systemkonkurrenz vor allem im deutschsprachigen Raum das Ideal der nicht-erwerbstätigen Mutter erneuert und gestärkt wurde. Diese Ordnung der Elternschaft wiederum wird ab Beginn der Neuen Frauenbewegung sowie der Frauen- und Geschlechterforschung einer anhaltenden feministischen Kritik unterzogen, welche der Spaltung des Gesellschaftlichen in einen privaten und öffentlichen Bereich den Befund entgegenhält, dass das Private politisch und eine öffentliche Angelegenheit ist. Daraus resultiert das Ziel, den sozialen Raum des Privaten, der im Unterschied zum öffentlichen Raum andere Beziehungs-, Unterstützungs- und Ausdrucksweisen ermöglicht, zu schützen, diesen aber nicht über die etablierte geschlechtshierarchische Teilung gesellschaftlich notwendiger Arbeit – und damit meist auf Kosten der Mütter – abzusichern. Denn die vorherrschende Form von Elternschaft bleibt bis heute funktional dafür, die hierarchische Ordnung des Gesellschaftlichen im sozialen Wandel immer wieder zu erneuern. Die Beharrlichkeit des Zwei-Elternmodells und der zweigeschlechtlich polarisierten Elternschaft hängt damit zusammen, dass sowohl Elternschaft als Institution und soziale Konvention als auch unsere individuell sozialisierten Elternschaftsmuster und elterliche Praxis von den hier kurz erörterten Bedingungen ihres Entstehungskontextes und dem daraus hervorgehenden strukturellen Widerspruch bis heute geprägt sind. Zugleich wird das Modell, entgegen den sich durchaus auch zeigenden Veränderungen im privaten Bereich, aufgrund der Erwartungen von öffentlichen Institutionen immer wieder stabilisiert – wie beispielsweise durch Kinderkrippen, Kindergärten, Schulen, Kinder- und Jugendhilfe, Organisationen der Sozialen Hilfen in der Sozial-, Beratungs- und Psychotherapiebranche und durch professionelle Anspruchsgruppen auf das Kindeswohl, wie etwa Fachkräfte der sozialpädagogischen aufsuchenden Familienarbeit oder der Frühen Hilfen.

Im Rahmen der Veranstaltungsreihe Innsbrucker Gender Lectures 2023/24 der Forschungsplattform Center Interdisziplinäre Geschlechterforschung Innsbruck (CGI) wurden geschlechterbezogene Differenzierungs- wie Angleichungsstrategien im Transformationsprozess der modernen Elternschaft aus interdisziplinär feministischer Perspektive analysiert sowie deren Auslassungen und Idealisierungen diskutiert. In diesem Band werden einige der vorgestellten Überlegungen weitergeführt und vertieft (vgl. Takševa, Neuwirth, Krüger-Kirn und Tausel) sowie durch weitere Perspektiven auf die Vergeschlechtlichung von

Elternschaft erweitert (vgl. Waterstradt, Guerrini, Wolf und Scheibelhofer). Die Beiträge machen es sich zur Aufgabe, die in die oben beschriebenen Ordnungsprozesse eingeflochtenen und fortgeschriebenen Geschlechterkonzepte zu hinterfragen, indem die Akteure – wie etwa Medien, Politik, Justiz, Wissenschaft, Religion, soziale Bewegungen – und Akteurskonstellationen, die Interessen und die historischen Umstände ihrer Produktion, die Interpretation und praktischen Umsetzungen exemplarisch sichtbar gemacht werden. Ziel der Beiträge ist, aus Perspektive verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen und auf der Grundlage unterschiedlicher geschlechtertheoretischer Konzepte offenzulegen, welchen und wessen Interessen die geschlechterpolarisierenden Erwartungen, Zuweisungen, Zuständigkeiten und Praxen heute jeweils maßgeblich und nachhaltig dienen und welche Akteure und Akteurskonstellationen entscheidende Definitionsmacht über den Sinn einer geschlechtlich differenzierten oder egalisierten Elternschaft erringen und deren Anrufung beherrschen.

Der Band wird mit Désirée Waterstradts Beitrag eröffnet, der auf Ursachen und Folgen sozialer Konventionen fokussiert, die zur Vergeschlechtlichung von Elternschaft anhaltend beitragen. Sie erörtert dazu aus machttheoretischer Perspektive auf Basis der Ansätze von Norbert Elias, wie und wozu Geschlecht im Lob- und Schimpfklatz über Eltern eingesetzt wird. Sie offenbart diesen komplementären Klatz als Spiegel von sozialem Wandel und Machtverhältnissen, konkret als Indikator für Etablierte-Außenseiter-Beziehungen, in welchen Müttern und bemutternden Vätern die Außenseiterrolle zukommt. Sie erklärt, inwieweit diese Ungleichheitsbeziehung in weit zurückreichenden Wandlungsprozessen wurzelt, in welchen sich die evolutionären und sozialhistorischen Rahmenbedingungen menschlicher Generativität entwickelt haben.

Helga Krüger-Kirn erörtert aus sozialpsychologischer Perspektive, dass Mütterlichkeit* gesellschaftlich weitestgehend und noch immer als „natürliche“ Eigenschaft von Frauen begriffen und mit dem weiblichen, reproduktiven Körper verknüpft wird. Diese Gleichsetzung von Mutterschaft (biologisch) und Mütterlichkeit* (Fürsorge) ist historisch gewachsen und ideologisch aufgeladen und wird durch kulturelle und wissenschaftliche Diskurse stabilisiert. Sie argumentiert, dass vor allem diese enge Verknüpfung die gleichberechtigte Verteilung elterlicher Fürsorge erschwert und fürsorgliches Handeln von Vätern oder nicht-binären Eltern marginalisiert. Sie schlägt vor, Mutterschaft und Mütterlichkeit* konzeptionell zu trennen und Mütterlichkeit* als geschlechtsunabhängige Fürsorgeverantwortung zu verstehen und sprachlich entsprechend zu markieren. Ziel ist, damit einen

neuen Denkraum für elterliche Vielfalt und Wahlfreiheit zu eröffnen, frei von patriarchalen Zuschreibungen und stereotypen Elternbildern.

Tatjana Takševa geht aus transnationaler Perspektive der Frage nach der Beziehung zwischen Geschlecht und Elternschaft in europäischen und anglo-amerikanischen feministischen Traditionen nach. Sie identifiziert zwei divergierende paradigmatische Ansätze – antimaternalistische und promaternalistische – unter Bezugnahme darauf, wie sie den reproduktiv markierten und weiblich codierten mütterlichen Körper theoretisieren: Beide Ansätze basieren auf einem theoretischen Bekenntnis zur Geschlechtergleichheit. Wo der eine aber die sexuelle Differenz weitgehend ablehnt, bleibt der andere theoretisch in der sexuellen Differenz und deren Auswirkungen auf die gelebte Realität von Frauen und Männern verankert. Sie argumentiert, dass die neuere, entwicklungsorientierte Neurowissenschaft das Potenzial habe, hegemoniale westliche Vorstellungen von Geschlecht und Elternschaft neu zu ordnen, die Grundlagen beider Orientierungen zu verändern und zukünftige Theorien über Modelle elterlicher Fürsorge zu beeinflussen.

Karin Neuwirth erörtert aus rechtswissenschaftlicher Perspektive die Fragen, wie und wozu Geschlecht in der rechtlichen Definition von Elternschaft im 20. und 21. Jahrhundert in Österreich (de)institutionalisiert wird und inwieweit rechtliche Regelungen traditionelle Geschlechterstereotype reproduzieren oder überwinden. Dazu fokussiert sie auf die Analyse konkreter Rechtsnormen und Gerichtsentscheidungen zu Elternschaft, insbesondere in Bezug auf deren geschlechtliche Zuschreibungen oder deren Auflösung, um die rechtsspezifische Ver- oder Entgeschlechtlichung von Elternschaft zu verdeutlichen. Sie schließt den Beitrag mit einem Ausblick auf eine mögliche Verbreiterung der rechtlichen Elternschaft auf mehr als zwei Personen, was allenfalls einige offene Fragen klären beziehungsweise größere Rechtssicherheit herstellen könnte.

Mit Flavia Guerrinis Beitrag wird nachvollziehbar, wie und wozu in medialen Auseinandersetzungen zu Elternschaft immer auch traditionelle Geschlechterkonzepte (re)produziert werden. Sie erörtert aus historisch-diskursanalytischer Perspektive die Frage, was über Kinder alliierter Soldaten und ihre Mütter in der österreichischen Presse im ersten Nachkriegsjahrzehnt berichtet wurde und welche spezifischen Deutungen von Geschlecht damit verknüpft werden. Sie rekonstruiert, welche Vorstellungen von Elternschaft, insbesondere Mutterschaft, in diesen Berichten implizit oder explizit vermittelt werden und wie diese interpretiert werden können.

Maria A. Wolf erörtert aus machttheoretischer und praxeologischer Perspektive, wie und wozu das Verhältnis zwischen Schule und Elternhaus in Österreich geschlechtlich codiert ist und argumentiert, weshalb darüber die klassenspezifischen Ungleichheiten und Bildungsbenachteiligungen im österreichischen Schulsystem verschleiert und verstärkt werden. Sie legt dar, wie die Vergeschlechtlichung der bildungsbezogenen Anrufung von Elternschaft durch schulische Strukturen, Programme, Regeln und Routinen (re)produziert wird. Am Beispiel der Erfahrungen einer alleinerziehenden Mutter aus der Arbeiterschicht in einem ländlichen Grundschulkontext veranschaulicht sie, inwiefern soziale Ungleichheit über die geschlechtliche Adressierung der Eltern durch pädagogische Fachkräfte reproduziert und unsichtbar gemacht wird.

Paul Scheibelhofer befasst sich mit der Vergeschlechtlichung von Elternschaft in Pflegefamilien mit geflüchteten Jungen, welche als unbegleitete minderjährige Flüchtlinge (UMF) nach Österreich gekommen sind. Auf Basis von Interviews mit Erwachsenen, die in so einer Konstellation Pflegeeltern wurden, sowie mit geflüchteten Jungen, die in solche Pflegefamilien aufgenommen wurden, untersucht er, welche Rolle vergeschlechtlichtes elterliches Handeln hier spielt. Theoretisch orientiert sich die Analyse an feministischen und machtkritischen Debatten über die Vielschichtigkeit von Sorgebeziehungen, welche einerseits eng mit Geschlechterungleichheiten verzahnt sind, zugleich aber auch ein Ort der Verbundenheit und Ermächtigung sein können und trotz allem das Potential haben, Machtungleichgewichte zu reproduzieren. Die empirische Analyse verdeutlicht, wie sich diese Vielschichtigkeit in Pflegefamilien mit geflüchteten Jungen darstellt. Der Text trägt dazu bei, den ambivalenten Charakter von Sorge vor dem Hintergrund vielfältiger Ungleichheitsverhältnisse zu ergründen.

Sandra Tausel zeigt auf, dass gegenwärtig in cisheteropatriarchalen Gesellschaften binär gegenderte Elternschaft durch konservative und rechtsgerichtete Politik gefestigt wird. Zugleich aber werden diese Normen ebenso stark durch Forschungsarbeiten zu Mutterschaft und Mütterlichkeit, welche die Naturalisierung von Mutterschaft dekonstruieren, durch gesellschaftliche Wandlungsprozesse, Fortschritte in der assistierten Reproduktionstechnologie (ART) und die zunehmende rechtliche Anerkennung vielfältiger Familien-, Elternschafts- und Fürsorgekonstellationen herausgefordert. Sie verdeutlicht, inwiefern darüber hinaus auch zeitgenössische fiktionale Literatur zur kritischen Auseinandersetzung beiträgt. Denn diese ermöglicht es Leser:innen, sich mit geschlechterdiversen Formen der Elternschaft und Fürsorge auseinanderzusetzen und über die gelebte Praxis anderer

in Erfahrung zu bringen. Fiktionale Repräsentationen vielfältiger elterlicher Figuren können neue Perspektiven auf geschlechterdiverse Eltern- und Fürsorgeformen eröffnen und wachhalten.

Geschlechterreflektierende Schreibweise in diesem Band

In den acht Beiträgen werden verschiedene Formen einer geschlechterreflektierenden Schreibweise angewandt, welche mit den jeweiligen geschlechtertheoretischen Positionen und etwaigen Schreibkonventionen der jeweiligen wissenschaftlichen Fächer zusammenhängen. Da der Band unterschiedliche theoretische Perspektiven auf Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in Zusammenhang mit Elternschaft, Elternschaftsmustern und elterlicher Praxis versammelt, hat das Herausgebenden-Team diesbezüglich von vereinheitlichenden Vorgaben abgesehen. Auch will damit deutlich gemacht werden, dass Auseinandersetzungen über geschlechterreflektierende Schreibweisen in der wissenschaftlichen Textpraxis offengehalten werden, um die weiterhin gegebene Heterogenität und Kontroversität geschlechtertheoretischer Konzepte zu beachten.

Review der Beiträge

Im Sinne der Qualitätssicherung durchliefen die Beiträge des Bandes ein Double-Blind Peer-Review Verfahren. Für alle Beiträge wurden zwei externe Gutachten unabhängiger Fachkolleg:innen eingeholt. Tausels Beitrag hat ein Editorial Review erhalten. Das Herausgebenden-Team dankt den Gutachtenden dafür, dass sie auf Basis ihrer Expertisen wertvolle fachliche Reviews erarbeitet und damit zur Qualität der Artikel beigetragen haben.

Von Raben- und Helikoptereltern, guten Müttern und aktiven Vätern. Lob- und Schimpfklatz über Eltern als Spiegel von sozialem Wandel und Machtverhältnissen¹

Lob- und Schimpfklatz über Eltern ist allgegenwärtig – ob online, in Lehrerzimmern, Personalabteilungen, Qualitätsmedien oder im Hausflur. Die machttheoretische Analyse auf der Basis der Ansätze von Norbert Elias offenbart diesen komplementären Klatz als Indikator für Etablierten-Außenseiter-Beziehungen, in denen Müttern und bemutternden Vätern die Außenseiterrolle zukommt. Es zeigt sich zudem, dass diese Ungleichheitsbeziehung in weit zurückreichenden Wandlungsprozessen wurzelt, in denen sich die evolutionären und sozialhistorischen Rahmenbedingungen menschlicher Generativität entwickelt haben.

Wer sich wissenschaftlich hauptsächlich mit Elternschaft befasst, darüber im Alltag oder in Fachkreisen berichtet und entsprechende Fortbildungen und Lehrveranstaltungen hält, dem schlägt reflexartig ein beeindruckend negativer Schimpfklatz über Eltern entgegen, der vor allem auf Mütter zielt. Schnell wird dabei die neue internationale Schmähung *Helikoptereltern* verwendet, die das höchst wirksame und traditionell deutsche Schimpfwort *Rabenmutter* abgelöst zu haben scheint. Neben diesen frappierenden Abwertungen fallen Ratgeberformate und wissenschaftliche Publikationen über *gute Mütter* oder *aktive Väter* auf. Doch worum geht es bei diesen Bewertungen von Eltern und welche Rolle spielen dabei Geschlechterverhältnisse? Bei der Beantwortung dieser Fragen bietet die wissenschaftliche Klatzforschung vielversprechende Antworten. Sie weist auf den komplementären Zusammenhang von Lob- und Schimpfklatz hin, der als Indikator für Machtverhältnisse und deren Wandel dienen kann.

Dieser Beitrag begibt sich auf den Weg, einen weitgehend unerforschten Gegenstand zu erkunden: den alltäglichen Lob- und Schimpfklatz über Eltern.²

1 | Basierend auf dem gleichnamigen Vortrag bei der DGS-Sektionenkonferenz in Osnabrück am 25.9.2024.

2 | Die machttheoretische Bedeutung von Lob- und Schimpfklatz über Eltern wurde bereits in einigen Beiträgen angerissen (unter anderem Waterstradt, 2014, 55f.; 2015; 2016a; 2016b).

Im Grundlagenteil werden zunächst Klatschbegriff und -forschung umrissen, um Lob- und Schimpfklatsch mit dem Ansatz von Norbert Elias als Indikator für Etablierten-Außenseiter-Beziehungen verstehen zu können – basierend auf dem Wechselverhältnis von Gruppencharisma und Gruppenschande. Der nächste Abschnitt beleuchtet die Grundbegriffe der Elternschaft und deren Verständnis – einerseits die sozial- und sprachhistorische Prägung sowie andererseits Elternschaft als wissenschaftlichen Fachbegriff sowie das hier zugrunde gelegte prozessbasierte Verständnis samt der dafür so zentralen Bedeutung von Geschlecht. Darauf folgend werden einige Grundlagen zur Interdependenz von Sprache und sozialer Wirklichkeit in Geschlechterverhältnissen sowie zum Zusammenhang von Elternschaft, Geschlecht und Klatsch aufgezeigt.

Der explorative Hauptteil untersucht ausgewählte Begriffe des deutschsprachigen Lob- und Schimpfklatsches über Eltern, die sich in der Schriftsprache niedergeschlagen haben – Worte wie *Rabenmutter*, *Rabenvater*, *Haustyrann*, *Mutti*, *Mami*, *gute Mutter*, *aktiver Vater*, *Memme*, *Affenliebe*, *Glucke* oder *Helikoptereltern*. Im Fazit wird deutlich, dass der Lob- und Schimpfklatsch über Eltern eine Variante von Etablierten-Außenseiter-Beziehungen anzeigt, die auf Generativität basiert: mit Müttern als Außenseitergruppe sowie einer patriarchalen Etabliertengruppe, die traditionell aus Männern und Vätern bestand, zu der in der Moderne kindzentrierte ExpertInnen und Institutionen hinzukamen.

1 Klatsch: Begriff und Forschung

Klatsch ist eine Grundform sozialer Kommunikation, die keinen guten Ruf hat, jedoch allgegenwärtig ist. Schätzungen ordnen zwei Drittel aller sprachlichen Äußerungen als Klatsch ein.³ Definiert wird Klatsch heute als „a sender communicating to a receiver about a target who is absent or unaware of the content“ mit unterschiedlichen Bandbreiten an Wertung (positiv, neutral,⁴ negativ), Wahrheitsgehalt und Formalität bzw. Informalität (mündlich, schriftlich etc.).⁵ Klatsch

3 | Vgl. Dunbar, 2004, 100.

4 | Auch neutrale Informationen können Klatsch sein, wenn diese erst kontextbezogen oder zu einem späteren Zeitpunkt wertende Wirkung entfalten (Dores Cruz/Nieper/Testori/Martinescu/Beersma, 2021, 262f.). Beim Thema Elternschaft kann dies beispielsweise die Information sein, dass eine Mutter berufstätig ist, was je nach Kontext oder späterer kindlicher Entwicklung positiv, neutral oder negativ bewertet werden kann.

5 | Vgl. Dores Cruz/Nieper/Testori/Martinescu/Beersma, 2021.

ist „normativ reguliert“ und „moralisch aufgeladen.“⁶ Er dient dazu, die eigene Reputation strategisch zu managen und auf die Reputation eines Klatschobjektes einzuwirken, also sie zu verbessern, zu bestätigen oder zu schädigen. Klatsch ist insofern ein wichtiges kommunikatives Machtmittel, über den auch der Zugang zu Ressourcen geregelt wird.⁷

Evolutionär scheint Klatsch für Menschen als Gruppenwesen von elementarer Bedeutung gewesen zu sein. Er soll sich entwickelt haben, um den Zusammenhalt großer sozialer Gruppen zu erleichtern, soziale Netzwerke zu vergrößern und Informationen auszutauschen. Er ermöglicht soziale Kontrolle, Überwachung und Disziplinierung von gesellschaftlichen Abweichlern, Außenseitern sowie Trittbrettfahrern und dient der Warnung vor diesen Gefährdern.⁸ Als eine Art indirekte, informelle oder (sozial)psychologische Kriegsführung bietet er eine Alternative zu direkter physischer Aggression, was im internen Wettbewerb für Gruppen weniger zerstörerisch ist.⁹

Zur frühen Klatschforschung zählen unter anderem die Arbeiten von Norbert Elias. In seiner Gemeindestudie „Etablierte und Außenseiter“ von 1958-61 beschreibt Elias Klatsch als machttheoretisches Schlüsselphänomen, erkennbar in komplementärem „Lob- und Schimpfklatsch“.¹⁰ Auf dieser Basis entwickelt er Max Webers akteurszentriertes Charismamodell von 1964 zu einer innovativen soziologischen Charismatheorie weiter. Diese fußt nun nicht mehr auf individuellen Persönlichkeitsmerkmalen, sondern auf dem interdependenten Zusammenhang von „Gruppencharisma und Gruppenschande.“¹¹ 1976 beschreibt er die „Theorie von Etablierten-Außenseiter-Beziehungen“ als universelle Regelmäßigkeit¹² und 1990 das Maycomb-Modell als Variante mit Weißen als Etablierten und Schwarzen als Außenseitern.¹³

Elias konnte zeigen, dass Etablierten- und Außenseitergruppen miteinander eine Figuration bilden, in der die Gruppen wechselseitig voneinander abhängig sind. Woran die soziale Ungleichheit jeweils kristallisiert, kann höchst unterschiedlich

6 | Vgl. Giardini/Wittek, 2019.

7 | Ebd.

8 | Vgl. Dunbar, 2004.

9 | Vgl. Hess/Hagen, 2019, 294.

10 | Vgl. Elias/Scotson, 1965/2002, 166-186.

11 | Vgl. Elias, 1964/2014.

12 | Vgl. Elias/Scotson, 1965/2002, 7-56.

13 | Vgl. ebd., 285-308.

sein – ob Wohndauer vor Ort, Hautfarbe, Religionszugehörigkeit, Geschlecht, Klassen-, Partei- oder Nationszugehörigkeit.

Eine Etablierten- und Außenseiter-Beziehung (Abb. 1) ist davon gekennzeichnet, dass innerer Gruppenzusammenhalt (Kohärenz), soziale Kontrolle und Machtrate bei Etablierten hoch und bei Außenseitern gering sind. Symbole und Kommunikation sind zugleich Abbild und Instrument der asymmetrischen Machtverhältnisse: durch (Selbst)Charismatisierung beziehungsweise (Selbst)Aufwertung der Etabliertengruppen sowie Fremd- und Selbstabwertung beziehungsweise Stigmatisierung der Außenseitergruppen – erkennbar als komplementärer Lobklatsch zugunsten der Etablierten und Schimpfklatsch zuungunsten der Außenseitergruppen. Lob- und Schimpfklatsch dienen als Wortwaffen und stellen einen Mechanismus sozialer Kontrolle dar.

Etablierten-Außenseiter-Figuration		
=> Interdependenz von Etablierten- und Außenseitergruppen		
	Etabliertengruppe	Außenseitergruppe
Innerer Gruppenzusammenhalt	hoch	gering
Soziale Kontrolle	hoch	gering
Machtrate	hoch	niedrig
Symbole, Kommunikation	Aufwertung und Charismatisierung: LOBKLATSCH	Abwertung und Stigmatisierung: SCHIMPFKLATSCH
Gefühl	Stolz	Scham
Selbstwert und Selbstbewusstsein	hoch	gering (lähmende Wirkung)
Ehr-Scham-Balance abgeleitet von	Gruppencharisma ...den Gruppenbesten	Gruppenschande ...den Gruppenschlechtesten

Abbildung 1: Lob- und Schimpfklatsch als Schlüsselaspekt in Norbert Elias' Theorie von Etablierten-Außenseiter-Beziehungen sowie in seiner Charismatheorie von Gruppencharisma und Gruppenschande (eigene Darstellung)

Die Etabliertengruppen leiten ihre (Selbst-)Charismatisierung von ihren Gruppenbesten ab, die das Gruppencharisma bestmöglich verkörpern. Die Fremd- und Selbststigmatisierung der Außenseiter wird dagegen von deren Gruppenschlechtesten abgeleitet, die die Gruppenschande verkörpern. Dies erzeugt die Komplementarität

von Gruppencharisma und Gruppenschande, lässt Charisma und Stigma aber als individuelles Persönlichkeitsmerkmal erscheinen. Die soziale und kommunikative Stärke beziehungsweise Schwäche erzeugt identitätsstiftende Differenzmerkmale der Höher- beziehungsweise Minderwertigkeit, an die nicht nur die Etablierten glauben, sondern auch die Außenseiter. Diese Zuschreibungen erzeugen bei den Etablierten Gefühle von Stolz und menschlicher Höherwertigkeit, bei den Außenseitern Schamgefühle und Gefühle menschlicher Minderwertigkeit. Dies führt zu hohem beziehungsweise geringem Selbstwert und Selbstbewusstsein und hat auf Angehörige von Außenseitergruppen lähmende Wirkung. Außenseiter messen sich dabei selbst an den Maßstäben ihrer Unterdrücker.

2 Elternschaft: Grundbegriffe und Verständnis

Die deutschen Worte *Vater*, *Mutter*, *Eltern*, *Vaterschaft*, *Mutterschaft* und *Elternschaft* sind Grundbegriffe der biopsychosozialen Generativität,¹⁴ die hier zusammenfassend als Elternschaftsbegriffe bezeichnet werden sollen. Diese sind nicht nur Worte der Fach- und Wissenschaftssprache, sondern auch der Alltagssprache. Daher wird zunächst beleuchtet, welche Konnotationen und Wertungen heutige Elternschaftsbegriffe aufgrund von sozial- und sprachhistorischen Entwicklungen bereits enthalten, die also heutigem Klatsch vorausgehen.

2.1 Sozial- und sprachhistorische Prägung von Elternschaftsbegriffen¹⁵

Der Wandel der Verwandtschaftsterminologie und Elternschaftsbegriffe in Europa spiegelt einen über die vergangenen 2500 Jahre beobachtbaren „großen Transformationsprozess“ wider.¹⁶ Elternschaftsbegriffe sind über ihre sozial- und sprachhistorische Entwicklung mit Konnotationen und Wertungen aufgeladen, über die sich Sprechende meist nicht bewusst sind. Dies bedeutet, dass die sprachliche

14 | Generativität ist die Übernahme von Verantwortung für die nächste Generation, basierend auf kulturellen Erwartungen bzw. Anforderungen. Ausführlicher bei Waterstradt, 2015, 109ff.

15 | Ausführlicher dazu Waterstradt 2015, 83ff. und 2019, 67ff.

16 | Vgl. Mitterauer, 2003, 70ff.

Verwendung nicht ohne die eingelagerten Konnotationen und Wertungen möglich ist und sprachliche Verständigung über das Thema Elternschaft von diesen hochgradig aufgeladenen Symbolen abhängig ist. Wenn die Begriffe verwendet werden, sind die damit einhergehenden Konnotationen und Wertungen also nicht zu vermeiden. Dies trifft auch zu, wenn sie nicht als Klatsch genutzt werden sollen, um die eigene Reputation strategisch zu managen und auf die Reputation des Klatschobjektes wertend einzuwirken.

Im wissenschaftlichen und fachlichen Kontext ist es wichtig, diese Konnotationen und Wertungen zu reflektieren und bewusst zu machen, dass sie definitorisch oder durch Reflexion nicht eliminiert werden können. Darüber hinaus ist es in diesen Kontexten wichtig, Klatsch über Eltern als solchen erkennen und das eigene Klatschverhalten über Eltern kritisch reflektieren zu können.¹⁷

2.11 Vater

Das deutsche Wort Vater geht auf das lateinische Wort *pater* zurück, vermutlich basierend auf einem Lallwort zum indogermanischen *pā-* für füttern, nähren und weiden. In der frühromischen Zeit wandelte sich die Zentralposition der Hausgemeinschaft. Aus dem treuhänderischen Hausherrn wurde der *pater familias*, Inhaber der *patria potestas*, der nahezu unbegrenzten Gewalt des Hausherrn, die bis zum Tötungsrecht reichte. Die Position stattete den Inhaber zudem mit Sozialprestige, materieller Macht und gesellschaftlichem Einfluss aus. Herrschaft wurde

17 | Es ist auffällig, dass nicht nur gesellschaftlich und unter Eltern (gerade auch den besonders betroffenen Müttern), sondern auch bei (angehenden) Fachkräften hierfür kaum Sensibilität besteht, so meine Beobachtung im Alltag und in Aus- und Fortbildungsveranstaltungen für Fachkräfte. Im Gegenteil, sobald das Gespräch auf Eltern kommt, wird Schimpfklatsch über Eltern, der weitgehend auf Mütter zielt, reflexartig und sehr engagiert zur normativen und moralischen Selbstpositionierung und Selbstaufwertung vorgetragen und vorangetrieben. In einem Masterseminar zu Elternschaft für angehende Lehrkräfte von 2020 bis 2024 zeigte sich (ausführlicher dazu Waterstradt 2026), dass der negative Klatsch über Eltern bei diesen jungen Erwachsenen bereits so tief verinnerlicht war und aus ihrer Sicht fachlich begründet schien, dass das reflexartige Klatschverhalten selbst durch die eigene fachliche Auseinandersetzung mit Klatschmechanismen nicht endete. Wenn dies angesprochen wurde, war die Beschämung und Betroffenheit über das eigene Unwissen zur heutigen Realität von Elternschaft und das tief verinnerlichte negative Elternbild bei den jungen angehenden Fachkräften stets groß. Dies betraf gerade auch die sich darin offenbarende Mütterfeindlichkeit in diesen vorwiegend weiblichen Professionen. In der Reflexion stellten die angehenden Fachkräfte fest, dass der Schimpfklatsch über Eltern in der informellen Kommunikation ihrer Ausbildungsgänge und ihrer beruflichen Institutionen allgegenwärtig war und das Meinungsklima grundlegend prägte. Dies erzeugt einen unauflösbaren Widerspruch zum machtblinden Ideal einer Erziehungs- und Bildungspartnerschaft (Waterstradt, 2015, 335ff.; Betz, 2015) und lässt Fachkräfte sowie Institutionen mit den resultierenden Machtdynamiken allein. Die Wissenschaft ist also gefragt, hier für Wissensgrundlagen zu sorgen (ausführlicher dazu auf der Basis zweier Erfahrungsberichte von Bildungsmaßnahmen für Fachkräfte in Kita und Schule Waterstradt 2026).

als gesellschaftlicher Machtanspruch der *patres* institutionalisiert und neue Formen sozialer Ungleichheit entstanden. Die engsten Verwandten des *pater familias* sanken zu Sozialabhängigen ab.

Das Wort *pater familias* wurde zum Ehrentitel, stand für nahezu absolute Autorität, eine beinahe gottgleiche Stellung und göttliche Schöpferkraft. Mit seinem Tod wurde er im Ahnenkult der römischen Hausgemeinschaft selbst zum Gott. In der Vorstellung begründete nicht mehr das Zusammenwirken männlicher und weiblicher Fruchtbarkeit die Hausgemeinschaft, sondern die soziale Schöpfungskraft des *pater familias*. Das zeigt sich auch in der Begriffsentwicklung. Während *atta* den leiblichen und materiell fürsorgenden Vater bezeichnete, stand *pater* für die Idee übernatürlicher Kräfte jenseits der reinen Fruchtbarkeit des männlichen Samens. Das Wort *pater* wurde zum geläufigen Beinamen der Götter, in Komposita zu *piter*, wie beispielsweise in Jupiter, Marspiter, Diespiter.

Bis heute ist diese charismatische Aufladung im Wort *Vater* nachvollziehbar, steht für Autorität, Macht und Einfluss, weniger für (moralische) Pflichten und kooperative Nachwuchsfürsorge.

2.1.2 Mutter

Das Wort *Mutter* geht ebenfalls auf ein Lallwort zurück, das sich im Indogermanischen zu *mā-*, *mā mā* und *mā mma* entwickelte. Es gehört „zu den ältesten Worten überhaupt“, „existiert konkurrenzlos seit indogermanischer Zeit, d.h. seit mehr als 6000 Jahren“ und hat sich in vielen indogermanischen Sprachen bewahrt.¹⁸

In der deutschen Sprache kommt der Mutterwerdung lexikalisch-grammatisch eine besondere Bedeutung zu. Am Lebensanfang wird Menschen sprachlich noch das Neutrum zugewiesen (*das Baby, das Kind, das Neugeborene*), was sie als unreife Jungbewesen und unbelebte, passive Objekte klassifiziert, die nicht sexuiert werden. Während Menschen im männlichen Lebenslauf lexikalisch-grammatisch sehr früh und bleibend in den männlich sexuierten Geschlechtszustand wechseln (*der Junge, der Bube, der Bursche, der Knabe, der Kerl, der Mann, der Vater*), verharrt der weibliche Lebenslauf in Phase I lexikalisch-grammatisch lange im Neutrum (*das Mädchen*) und erhält dann in Phase II widersprüchlich sexuierte Geschlechtszustände (*das Fräulein, das Frauenzimmer, das junge Ding, der Backfisch, die Jungfrau*). Einen lexikalisch-grammatisch verbindlich weiblichen

18 | Vgl. Nübling, 2019, 43f.

Geschlechtszustand, und damit Phase III, kann im weiblichen Lebenslauf nur ein Mann herbeiführen, nämlich durch Heirat und die damit erwartete Mutterwerdung (siehe lat. *matrimonium*) (*die Braut, die Ehefrau, die Mutter*).¹⁹ Bei Männern markiert grammatikalische Feminisierung dagegen Verstöße gegen die Erwartungen an ihre soziale Geschlechtsrolle, womit sie aus der Maskulinklasse höchster Agentivität verstoßen und damit geächtet werden (*die Schwuchtel, die Memme, die Tunte*).²⁰

Während dem Wortfeld von *Vater* der Leibbezug und die stark verkörpernde Identifizierung mit Elternschaft fehlt, ist dies im Wortfeld von *Mutter* auffällig: *Amme, Memme* (Mutterbrust), *Hebamme, Gebärmutter, Muttermund, Muttermal, Mutterkuchen, Gebärmutterhals, Mutterleib, Mutterband, bemuttern*. Die Unterschiede der „Leibesinseln“ des weiblichen und männlichen „Geschlechtsleibes“ sowie der weiblichen und männlichen „Leiberfahrungen“²¹ schlagen sich sprachlich nieder und weisen auf die bedeutende soziale Rolle der Generativität hin, die notwendigerweise auch Fortpflanzung beinhaltet. Fast alle spezifisch weiblichen Leiberfahrungen²² sind prozesshaft auf die Entwicklung und Realisierung der Fortpflanzungsfunktion bezogen: *Thelarche, Menarche, Defloration, Vergewaltigung, Gravität, Geburt, Puerperium, Klimakterium und Sexualität*.²³

Im Gegensatz zum Wort *Mutter* und der damit bezeichneten sozialen Position hat das Wort *Vater* und die dafür stehende soziale Position also eine weit zurückreichende Charismatisierung erfahren. Umgekehrt verweisen das Wort und das Wortfeld von *Mutter* konnotativ auf die weibliche Leiblichkeit und ihre fundamentale Bedeutung für Fortpflanzung beziehungsweise Generativität.

Die sprachhistorischen Wurzeln der Worte *Mutter* (*mā-*), *Vater* (*pā-*) und *Eltern* (*al-*) weisen auf die unerlässliche physische (und psychosoziale) Nährfunktion hin und wurden zu Substantiven. Sie können nicht nur genetische Eltern, sondern auch soziale Eltern, also „Alloeltern“²⁴ bezeichnen und verweisen damit auf die menschliche Angewiesenheit auf „kooperative Nachwuchsfürsorge.“²⁵ Erst mit der

19 | Vgl. ebd. , 42.

20 | Vgl. ebd. , 85.

21 | Gahlings, 2016; Gugutzer, 2016.

22 | Leiberfahrungen waren lange eine Leerstelle in der Geschlechterforschung, wie Gahlings deutlich macht. In der Soziologie und auch der Geschlechtersoziologie erweist sich zudem auch das Thema Fortpflanzung als gleichermaßen abwesend und allgegenwärtig (Heitzmann, 2017).

23 | Vgl. Gahlings, 2016.

24 | Die griechische Vorsilbe *allo* bedeutet anders, fremd, verschieden. In der Literatur werden die Begriffe *Allomutter* und *Alloeltern* unterschiedlich verwendet (Stead/Mucha/Bădescu, 2022; Hrdy, 2000, 2010). Hier wird begrifflich unterschieden zwischen *Allomüttern* (d. h. andere als die Mutter: Großmutter, Geschwister, Vater oder andere) und *Alloeltern* (d. h. andere als die Eltern: Großmutter, Geschwister oder andere).

25 | Vgl. Waterstradt, 2025.

Verbürgerlichung des 19. Jahrhunderts wurde das Substantiv Mutter in ein Verb bemuttern (Abb. 2) zurückverwandelt und sprachlich tief in das Leitbild von Mutterschaft eingeschrieben – eine verbildende Desubstantivierung für Vater oder Eltern gibt es im Deutschen bislang nicht. Auch die Wortbildungen mütterlich und väterlich haben unterschiedliche Bedeutungen, verweisen damit auf geschlechtlich unterschiedliche Leitbilder und Habitus.

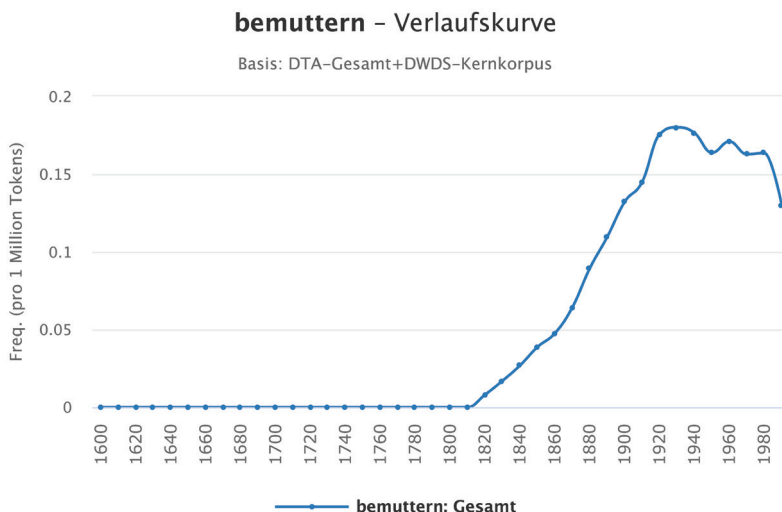


Abbildung 2: DWDS-Wortverlaufskurve²⁶ bemuttern 1600–1990 (DWDS 2025a)²⁷: Verbreitung des Verbs im 19. Jahrhundert, das aus dem Substantiv Mutter gebildet wurde

26 | Das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS) ist ein Auskunftssystem für den Wortschatz der deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Die DWDS-Textkorpora speisen sich aus mehreren sehr großen Textsammlungen. DWDS-Wortverlaufskurven zeigen die Auftretenshäufigkeit von Wörtern bzw. Lemata in Textkorpora über einen Zeitraum an. Sie bieten die Möglichkeit zu ermitteln, wie sich der Gebrauch eines Wortes über die Zeit entwickelt hat, ob bzw. wann ein Wort in Gebrauch kam bzw. dessen Gebrauchshäufigkeit zunahm oder wann es außer Gebrauch kam. Es ist außerdem möglich, die Frequenz eines Ausdrucks im Vergleich zu anderen zu ermitteln. Ein Token bezeichnet ein Wort, ein Satzzeichen oder eine anderweitig zusammenhängende elementare Folge von Zeichen. DWDS-Wortverlaufskurven zeigen die Frequenz eines Token pro eine Millionen Tokens über einen Zeitraum (DWDS, 2024).

27 | Alle Wortverlaufskurven in diesem Artikel wurden durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache DWDS erstellt.

2.1.3 Eltern

Der Wandel der europäischen Sozial- und Verwandtschaftsverhältnisse ließ im Mittelalter ein elternzentriertes Sozial- und Verwandtschaftssystem entstehen. Damit entwickelten sich in vielen europäischen Sprachen entsprechende Elternbezeichnungen.

Der deutsche Elternbegriff geht auf das indogermanische Verb *al-* für *nähren* und *wachsen* zurück. Im Gotischen und Altenglischen (*alan*) sowie im Altnordischen (*ala*) werden daraus Verben für *nähren*, *hervorbringen* und im Lateinischen *alere* für *nähren*, *aufziehen*. Ab dem achten Jahrhundert entsteht daraus der Kollektivbegriff für Vater und Mutter, althochdeutsch *altiron* oder *eltiron*. Im Mittelalter wird das Wort auch in der Singularform als Maskulinum oder Neutrum verwendet. Die Schreibweise *Ältern* findet sich im 16. Jahrhundert noch oft, vereinzelt weiter im 18./19. Jahrhundert. Dann setzt sich die Schreibung *Eltern* durch, wodurch der Zusammenhang mit dem Adjektiv *alt* kaum noch erkannt wird.²⁸

2.1.4 Vaterschaft, Mutterschaft, Elternschaft

Das deutsche Suffix *-schaft* hat sich aus den früher selbständigen althochdeutschen Substantiven *skaf* beziehungsweise *scaf* (Beschaffenheit, Ordnung oder Plan) und *giskaf* beziehungsweise *gis-caf* (Beschaffenheit, Erschaffung und Hervorbringung) entwickelt.²⁹ Die Hauptfunktion des Suffixes *-schaft* ist die Bildung von personalen Kollektivbegriffen. Dies stand bei der Bildung der Worte *Vaterschaft*, *Mutterschaft* und *Elternschaft* nicht im Vordergrund, zumal mit *Eltern* bereits ein Kollektivbegriff für Vater und Mutter beziehungsweise Väter und Mütter vorhanden war.

Bei der Wortentstehung ging es vielmehr um den semantischen Aspekt der Ordnung, für den das Wort *faterschaft* ab dem 13. Jahrhundert stand.³⁰ Größere Verbreitung fand es in der Schreibweise *Vaterschaft* anscheinend durch die Predigten Martin Luthers 1537/38, in denen er das Johannes-Evangelium auslegte.³¹ Er beschrieb damit die Zentralposition und Herrschaftsfunktion des Hausvaters innerhalb der damaligen alteuropäischen Gesellschaftsordnung des Hauses,

28 | Vgl. Waterstradt, 2015, 85; DWDS, 2024.

29 | Ausführlicher bei Waterstradt 2015, 87ff.

30 | Vgl. DWDS, 2024.

31 | Vgl. Luther, 1538/1851, 76.

das Wohn- und Arbeitsgebäude, Wirtschaftseinheit, soziale Lebensgruppe und Ordnungsmodell war.

In der sechsten Predigt vom 25.8.1538 nutzt er das Wort *Vaterschaft* um das Gebot, die Eltern zu ehren, zu erläutern. Genau wie in der römischen Antike ging es bei den Positionen von Vater und Mutter nicht um biologische beziehungsweise verwandtschaftliche Zusammengehörigkeit, sondern um herrschaftliche Abhängigkeit von der Zentralposition des Vaters, hier vorgestellt als geistige beziehungsweise geistliche Verwandtschaft, die durch den heiligen Geist gestiftet wird.³² Dabei legte Luther *Vaterschaft* im Sinne einer über die diversen Vaterpositionen geordneten Ständehierarchie aus, mit Gott Vater an der Spitze und von Gottes Gnaden nachfolgend Landesvater und Hausvater. Diese Positionen und die zugehörige Ordnung waren insofern religiös begründet und heilig. Die Worte *Mutterschaft* und *Kindschaft* werden auch hier schon verwendet, aber als der *Vaterschaft* ständisch zu- und untergeordnet.³³

Denn Gott hat geordnet, [...] Dass die *Vaterschaft* und *Herrschaft* höher und herrlicher soll sein, denn der *Kinder* und *Untertanen* und *Gesinde* Stand, die *Frau* geringer sein, denn der *Mann* usw. Dass der *Sohn* zum *Vater*, die *Tochter* zur *Mutter*, die *Untertanen* zu ihrem *Oberherrn*, das *Gesinde* zu ihrem *Herrn* und *Frauen* nicht sollen sagen: Ich bin so gut, [...], denn ich bin eben sowohl Gottes *Kreatur* [...] Diese *leibliche Verachtung* taugt gar nichts. Denn wir reden an diesem Ort, von der *geistlichen Geburt*, nicht von der *Geburt des Geblüts*: Da die *Eltern* über die *Kinder*, die *Obrigkeit* über die *Untertanen*, die *Hausherrn* über ihr *Gesinde* sind. Welches Gott also geordnet und geboten hat; und wenn du ein *rechter Christ* und Gottes *Kind* bist. So wirst du dieselbe Gottes *Kreatur*, *Ordnung* und *Geschöpf* nicht verachten oder mit *Füssen* treten [...]. Denn ob Gott die *Gläubigen* an *Christus* gleich von *Neuem* gebiert zum *ewigen Leben*, so erhält er gleichwohl in der *Welt* die *Vaterschaft*, *Mutterschaft*, *Kinderschaft*, *Herrschaft*, *Knechtschaft* und *Magdschaft*, und lässt weder *ehelichen Stand* noch andere *Stände* untergehen (Gott erhält die *Stände* in der *Welt*). So muss auch in der *Welt* der *Unterschied* der *Personen* bleiben, auf dass sich die *Unterstände* wider die *Oberstände*

32 | Vgl. Waterstradt, 2015.

33 | Vgl. Luther, 1538/1851, 76.

nicht erheben, und [...] auch die Kinder den Eltern nicht über die Köpfe wachsen.³⁴

Es geht also um gesellschaftliche Ordnung und Machtverhältnisse, um Über- und Unterordnung über Vaterfiguren als hierarchisch angeordnete Herrschaftspositionen. Die Begriffsbildung bezieht sich primär auf die Aspekte der „Beschaffenheit“ der gesellschaftlichen „Ordnung“ und damit einhergehend „Rang, Status, Stand, Würde.“³⁵

Die Verbreitung des Wortes *Mutterschaft* setzt sich erst ab dem 17. Jahrhundert durch und wird ab Ende des 19. Jahrhunderts häufiger als das Wort *Vaterschaft* – also nachdem Väter durch Berufstätigkeit tagsüber vielfach aushäusig waren. Das Wort *Elternschaft* setzt sich erst Ende der 19. Jahrhunderts allmählich durch, bleibt in der Häufigkeit jedoch weit unter *Mutterschaft* und *Vaterschaft* (siehe Abb. 3).

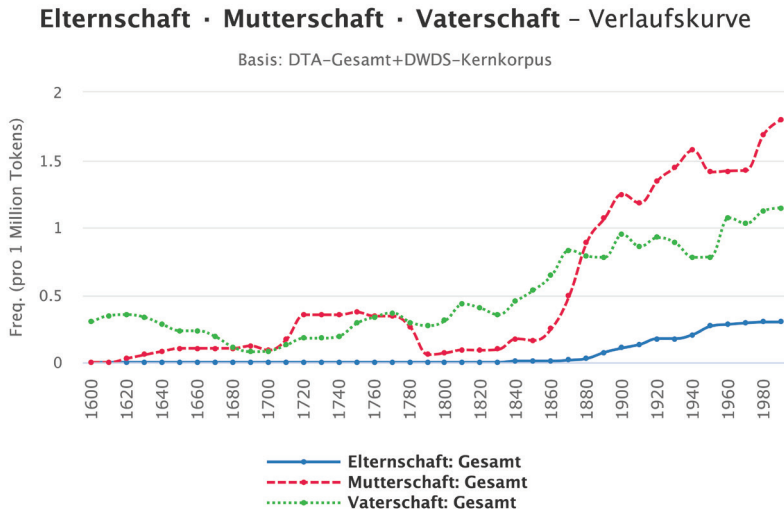


Abbildung 3: DWDS-Wortverlaufskurve für „Elternschaft · Mutterschaft · Vaterschaft“ 1600–1990 (DWDS, 2025b)

Auch heute werden die Worte *Vaterschaft*, *Mutterschaft* und *Elternschaft* primär als Ordnungsbegriffe verwendet, nämlich um das Metaphänomen der Generativität in

34 | Luther, 1538/1851, 76.

35 | Vgl. Meineke, 1991, 119.

Bezug auf die Verantwortung biologischer oder rechtlicher (kaum jedoch sozialer) Eltern ordnend zu beschreiben. Dabei geht es um die Beschaffenheit der Beziehung zwischen Eltern und Kind, zwischen Eltern und Gesellschaft oder Eltern untereinander. Zudem geht es um Rang und Status von Eltern sowie deren Pflichten für die gesellschaftliche Generativität. Gesprochen wird beispielsweise von gemeinsamer Elternschaft, vom Wandel der Elternschaft, von Vaterschaftsrechten oder Mutterschaftsvorsorge, von Mutterschaft als Muttersein oder Vaterschaft als Vatersein. Aus institutioneller Sicht wird Elternschaft – nicht aber Mutterschaft oder Vaterschaft – zudem als personaler Kollektivbegriff verwendet, um die „Gesamtheit der Eltern einer Erziehungsstätte, alle Eltern einer Erziehungsstätte“³⁶ zu bezeichnen.³⁷

2.2 Wissenschaftlicher Elternchaftsbegriff

Um ein wissenschaftlich tragfähiges Verständnis von Elternschaft zu erhalten, muss angesichts der weit zurückreichenden Transformation der europäischen Verwandtschaftsterminologie zwischen wandelbaren und nicht wandelbaren Gehalten unterschieden werden. Das ist eine bis heute ungelöste Aufgabe.

Obwohl die Diskussion und Definition von Grundbegriffen in der wissenschaftlichen Verwendung als unerlässlich gelten, wird Elternschaft weder in Handbüchern und Lexika noch in Fachbeiträgen systematisch und konsistent expliziert beziehungsweise definiert.³⁸ Eine Herausforderung der Begriffsklärung ist, dass sie die sozialen und biologischen Aspekte von Elternschaft gleichermaßen berücksichtigen muss, wozu es eines transdisziplinären Ansatzes bedarf.

2.2.1 Prozessbasiertes Verständnis von Elternschaft und Geschlecht

Dieser Beitrag legt ein Verständnis von Elternschaft zugrunde, das basierend auf dem Ansatz von Norbert Elias entwickelt wurde.³⁹ Der Ansatz eignet sich „als Dreh- und Angelpunkt einer umfassenderen Menschenwissenschaft, die die sozialen

36 | DWDS, 2024.

37 | Im Rahmen dieses Beitrags kann nur eine kurze Skizze heutiger Wortverwendung und -bedeutungen erfolgen. Um ein besseres Verständnis zu erhalten, wäre eine eingehendere korpuslinguistische Untersuchung, Systematisierung und Darstellung wünschenswert.

38 | Vgl. Schneider, 2002, 10; Ramey, 2002, 56; Waterstradt, 2015, 93ff.; 2018.

39 | Vgl. Waterstradt, 2015; 2025.

und biologischen Dimensionen der menschlichen Entwicklung einbezieht⁴⁰ und integriert⁴¹ – ein „zentrales Desiderat“, um die vorhandene „Kluft zwischen der sozial- und kulturwissenschaftlichen Geschlechtertheorie einerseits und den Naturwissenschaften andererseits“ zu überwinden.⁴²

Elternschaft ist der soziale Kernprozess generationsübergreifender Figurationen, in dem die generativen Basisfunktionen von [...] biogenetischen Teilprozessen mit psycho- und soziogenetischen Teilprozessen in der generativen und generationalen Machtarchitektur einer Gesellschaft verflochten und geordnet werden. [...] Die unverzichtbaren biogenetischen Teilprozesse der Elternschaft sind funktional nach männlichem und weiblichem Geschlecht mit den jeweils zugehörigen biogenetischen Teilfunktionen angelegt und können nur in geschlechterkomplementärer Ergänzung angestoßen werden. Auf der Grundlage dieser komplementären Geschlechterdifferenz haben die sich entwickelnden psycho- und soziogenetischen Teilprozesse der Elternschaft sozialhistorisch eine Vergeschlechtlichung des generativen Kernprozesses der Elternschaft befördert.⁴³

Wenn Elternschaft prozesshaft verstanden wird, muss zwischen kurz- und langfristigen Wandlungsprozessen unterschieden werden. Langfristige Entwicklungsprozesse müssen die evolutionären Prägungen berücksichtigen, die die Flexibilität für die höchst unterschiedlichen kumulativ-kulturellen und historischen Variationen schufen.⁴⁴

2.2.2 Evolutionäre Entwicklungsprozesse⁴⁵

Die jüngere transdisziplinäre Evolutionsforschung gibt wichtige Hinweise zu den Prägungen menschlicher Elternschaft, die heutige, historische und kulturell vergleichende Perspektiven ergänzen und ein besseres Verständnis ermöglichen.

40 | Quilley, 2010, 391.

41 | Vgl. Romero Moñivas, 2017, 12.

42 | Vgl. Palm, 2019, 736.

43 | Vgl. Waterstradt, 2015, 467/473. Ausführlicher bei Waterstradt, 2015, 467ff.

44 | Vgl. Waterstradt, 2025.

45 | Ausführlicher bei Waterstradt, 2025.

Nach der ungeschlechtlichen Fortpflanzung hat sich vor 700 bis 800 Millionen Jahren getrenntgeschlechtliche Fortpflanzung als evolutionäres Erfolgsmodell bei der überwiegenden Zahl der Lebewesen durchgesetzt.⁴⁶ Bei Tieren werden Individuen, „die viele kleine, nährstoffarme Geschlechtszellen“ bilden, als Männchen definiert und Individuen, „die wenige, relativ große und nährstoffreiche“ Geschlechtszellen produzieren, als Weibchen.⁴⁷ Bis auf Ausnahmen ist diese Form der Fortpflanzung „biparental“, d.h. es gibt in der Regel ein männliches und ein weibliches Elter.⁴⁸

Nachwuchsfürsorge hat sich evolutionär erstmals bei Fischen entwickelt, zunächst nur bei Männchen, dann biparental und schließlich auch bei Weibchen, bei denen dies meist mit der leiblichen Transformation von äußerer zu innerer Befruchtung (und Lebendgeburt) einherging. Evolutionär stammen Säugetiere und damit auch Menschen von Fischen ab. Sie greifen genetisch auf den gleichen ‚Werkzeugkasten‘ zurück und scheinen dadurch – unabhängig von eigener Elternschaft oder Geschlecht – über universelle hirnbasierte Fürsorgefähigkeiten zu verfügen.⁴⁹ Ob diese im Lebensverlauf aktiviert werden, hängt bei Menschen und anderen Tieren von den Rahmenbedingungen ab,⁵⁰ also wie Nachwuchsfürsorge organisiert ist.

Unter Fischen, Insekten, Vögeln und Säugetieren entwickelten einige wenige Tierarten eine außergewöhnliche Fortpflanzungsstrategie, bei der Mütter von Dritten (genannt Allomütter)⁵¹ unterstützt werden: *cooperative breeding* beziehungsweise kooperative Jungenaufzucht oder Nachwuchsfürsorge. Unter den Menschenaffen sind Menschen die einzige Spezies, die kooperative Nachwuchsfürsorge entwickelte,

46 | Vgl. Kappeler, 2020, 168ff.

47 | Vgl. Kappeler, 2020, 168ff.

48 | Vgl. Müller/Hassel, 2018, 12. Durch diese reproduktive Zweigeschlechtlichkeit wird die Entwicklung soziokultureller, individueller und psychosexueller Geschlechtlichkeit bei Menschen sowie die resultierende geschlechtliche Diversität oftmals übersehen oder geleugnet, ob Inter-, Transgeschlechtlichkeit oder Genderdiversität (Pöge/Rommel/Starker/Prütz/Tolksdorf/Öztrützk/Strasser/Born/Saß, 2022, 53). Die Überwindung blinder Flecken ist eine Herausforderung in allen damit befassten Disziplinen. Dazu gehört es auch, fundierte Wissensgrundlagen über die evolutionäre Prägung von Elternschaft und Geschlecht (Waterstradt 2025) zu erarbeiten sowie männliche Leibeserfahrungen systematisch zu evaluieren (Gahlings, 2016, 674). Eine „sex- und gendersensible Medizin, [...] die sowohl das biologische als auch das soziokulturelle Geschlecht berücksichtigt“ entsteht gerade als „neue Disziplin“, aber auch erst seit den 2000er Jahren (Regitz-Zagrosek, 2023, 2 und IX).

49 | Vgl. Young/Parsons/Emholdt/Woolrich/van Hartevelt/Stevner/Stein/Kringelbach, 2016; Hrdy, 2024.

50 | Vgl. Hrdy, 2024.

51 | Siehe Fußnote 21.

was eine sehr lange und investitionsreiche Zeit des Aufwachsens und Lernens entstehen ließ.⁵²

Daher kann eine Mutter – im Gegensatz zu den meisten Säugetieren und anderen Menschenaffen – ihren Nachwuchs nicht allein großziehen. Sie ist für ihren eigenen Reproduktionserfolg „obligatorisch“ auf ein verlässliches Unterstützungsnetzwerk von Allomüttern angewiesen und lässt deren Nachwuchsfürsorge im Gegensatz zu anderen Arten auch zu. Der Reproduktionserfolg von Vätern hängt dagegen nicht von eigener Nachwuchsfürsorge ab, ist also „fakultativ“.⁵³

Durch die evolutionären Prägungen entstanden geschlechtsspezifische Leiblichkeiten, geschlechtliche Wirklichkeiten einer leiblichen Erfahrung und ein geschlechtliches Selbst.⁵⁴ Es entwickelten sich geschlechtsspezifische Fortpflanzungsstrategien, die sich unter anderem in unterschiedlicher innergeschlechtlicher Konkurrenz und Kooperation zeigen.⁵⁵ Geschlechtliche Differenz gehört zu „den zentralen unwillkürlichen Lebenserfahrungen des Menschen“, von der man „ohne willentliches Zutun affektiv betroffen ist.“⁵⁶

Durch kooperative Nachwuchsfürsorge ist die Organisation der Nachwuchsfürsorge bei Menschen – gerade auch im Vergleich zu anderen Säugetieren – höchst flexibel, was wohl entscheidend für das Überleben als Spezies war. Wie Nachwuchsfürsorge gestaltet wird und wem darin welche Verantwortung zugeschrieben wird, hängt von der kulturellen beziehungsweise gesellschaftlichen Ausgestaltung ab. Im historischen und kulturellen Vergleich zeigt sich eine hohe Flexibilität.

Doch trotz aller kulturellen Flexibilität können sich Menschen grundlegenden evolutionären Prägungen ihrer Generativität nicht entziehen: Natalität beziehungsweise Geburtlichkeit aller Menschen,⁵⁷ vor- und nachgeburtliche Hilfslosigkeit und lange Angewiesenheit auf Fürsorge,⁵⁸ fundamentale geschlechtliche

52 | Vgl. Hrdy, 2010. Kooperative Nachwuchsfürsorge ist bei Menschen schon seit langem vielfältig, umfangreich und zeitintensiv. Es müssen hier alle Leistungen einbezogen werden, die erforderlich sind, bis Menschen sich selbständig versorgen und ernähren können. In Wildbeutergesellschaften können sich junge Menschen erst etwa ab dem Alter von 18 Jahren selbständig ernähren (ebd., 145). Durch die zunehmende Differenzierung von Sorge, Care, Erziehung, Bildung und immer längere Ausbildung nehmen Aufwand und Dauer weiter zu. Von den 18- bis 24-jährigen in Deutschland lebten 2023 35 Prozent von familiärer Unterstützung, 13 Prozent von öffentlichen Leistungen wie BAföG, Stipendien oder Bürgergeld und ein Prozent von eigenem Vermögen (Destatis, 2024). Darüber hinaus tragen private und öffentliche Unternehmen durch duale Ausbildungen und Ausbildungsvergütungen zur kooperativen Nachwuchsfürsorge in modernen Gesellschaften bei.

53 | Vgl. Hrdy, 2010, 221ff.

54 | Vgl. Gahlings, 2016; Gugutzer, 2016.

55 | Vgl. Hrdy, 2010.

56 | Vgl. Gugutzer, 2016, 132.

57 | Vgl. Arendt, 1958, 8.

58 | Vgl. Hrdy, 2010.

Differenzerfahrung,⁵⁹ biographisch gewachsene Geschlechtsidentität,⁶⁰ mütterliche Abhängigkeit von Allomüttern beziehungsweise kooperativer Nachwuchsfürsorge,⁶¹ männliche Abhängigkeit von Frauen zur eigenen Reproduktion und Nachwuchsfürsorge.⁶²

3 Sprache, Klatsch, Geschlecht und Elternschaft

Die sozialwissenschaftliche Forschung stuft Geschlechterverhältnisse und Elternschaft machttheoretisch bislang vielfach als soziale Konstruktion ein. Gerade in den deutschen Gender Studies werden Geschlechterverhältnisse oftmals diskursidealisiert nicht nur als sprachlich dekonstruierbar, sondern als sprachlich und performativ konstruierbar interpretiert.⁶³ Die evolutionär weit zurückreichende Prozesshaftigkeit und die resultierende reale Leiblichkeit bleiben dabei meist unberücksichtigt.

Auch die aufschlussreiche Analyse von Geschlechterverhältnissen und Führungspositionen als Etablierten-Außenseiter-Beziehung mit dem zugehörigen Lob- und Schimpfklatsch sieht „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ als unterstellte naturgegebene Konstanten.⁶⁴ Doch woran kristallisiert hier die soziale Ungleichheit, so dass dies zu einem gemeinsamen Glauben an die Minderwertigkeit von Frauen (Misogynie) führt,⁶⁵ zu Mütterfeindlichkeit⁶⁶ und Homophobie, zur Charismatisierung von Männlichkeit, Männern und Vaterschaft sowie zu „Himpathy“, dem Sympathievorschuss und der Parteinahme für Männer?⁶⁷

Entsprechend der Theorie von Etablierten-Außenseiter-Beziehungen könnten evolutionär entwickelte Geschlechterunterschiede der Fortpflanzung so bedeutsam sein, dass sie zu sozialer Ungleichheit führen. Dies müsste sich inhaltlich in sprachlichen Auf- und Abwertungen, Charismatisierungen und Stigmatisierungen, Lob- und Schimpfklatsch widerspiegeln. Es ist also zu klären, ob es Themen gibt,

59 | Vgl. Gahlings, 2016; Gugutzer, 2016.

60 | Vgl. Gahlings, 2016, 672.

61 | Vgl. Hrdy, 2010.

62 | Vgl. Pohl, 2004.

63 | Vgl. Kotthoff/Nübling, 2018, 47f.

64 | Vgl. Ernst, 1999, 325.

65 | Vgl. Pohl, 2004; Einhorn, 2021.

66 | Vgl. Waterstradt, 2024.

67 | Vgl. Manne, 2020, 23.

die sich in Sprache und Klatsch als männliches Gruppencharisma und weibliche Gruppenschande zeigen.

Dabei müssten die unwillkürlichen geschlechtlichen Differenzenerfahrungen eine Rolle spielen, insbesondere die starken Erfahrungsmodi der Etabliertengruppe, die Grundlage für männliches Gruppencharisma sein könnten. Als „starke“ und „typische männliche Erfahrungsmodi“ der Geschlechterdifferenz skizziert Gugutzer „Erfahrungen des Kraftvollen, der Stärke und der Potenz, letztere sowohl im körperlich-leiblichen als auch im sozialen Sinne.“⁶⁸ Schwache männliche Differenzenerfahrungen können dagegen zur „Vergewisserung des männlichen Selbstseins“ führen.⁶⁹ „Männlichkeit ist wesentlich eine Differenzenerfahrung, [...] zu einem anderen Körper, und dabei ist es nachrangig, ob es sich um einen Frauenkörper, einen anderen Männerkörper, einen Kinderkörper, einen Tierkörper oder einen leblosen Körper wie einen Berg handelt.“⁷⁰

Auf der Basis der bisherigen Ausführung lassen sich drei übergeordnete Themen bündeln, die sich in sprachlichen Wertungen wiederfinden könnten.

- Ein Thema sprachlicher Wertungen könnte das männliche Privileg sein, für den eigenen Reproduktionserfolg frei von lebenslaufprägenden Leib-erfahrungen zu sein, die durch die weibliche Fortpflanzungsfähigkeit bedingt sind: Thelarche, Menarche, Defloration, Gravität, Geburt, Puerperium und Klimakterium, aber auch weibliche Sexualität und weibliche Vergewaltigung.
- Ein zweites Thema sprachlicher Wertungen könnte das männliche Privileg sein, für den eigenen Reproduktionserfolg frei von der Notwendigkeit eigener personaler Nachwuchsfürsorge zu sein sowie frei von der Notwendigkeit zum Aufbau und Erhalt eines tragfähigen Netzwerks der Nachwuchsfürsorge.
- Ein drittes Thema sprachlicher Wertungen könnte es sein, starke männliche Erfahrungsmodi des Kraftvollen, der Stärke und der Potenz zur Vergewisserung geschlechtlicher Differenz der Generativität aufzuwerten sowie entgegengesetzte Erfahrungsmodi abzuwerten.

68 | Gugutzer, 2016, 128.

69 | Vgl. ebd., 131.

70 | Ebd.

3.1 Sprache und Geschlecht

Auf die Interdependenz von Sprache und sozialer Wirklichkeit wies bereits Wilhelm von Humboldt (1835/1985) hin. Sprache besitzt Wirkmacht über Individuen als Gruppenwesen, indem sie Gruppen als ungleich darstellt. Die Stiftung von Ungleichheit ist damit „an die Spracheinheit selbst gebunden und nicht an den Sprecher, der dieser Funktion möglicherweise gar nicht ausweichen kann,“⁷¹ wie auch Elias zur Charismatisierung und Stigmatisierung deutlich macht. Diese Funktion zeigt sich auch im Geschlechterverhältnis, wie hier an einigen wenigen Beispielen der deutschen Genderlinguistik aufgezeigt werden soll.

Seit den 1970er Jahren legt die linguistische Forschung offen, wie Frauen in Sprache und Sprechen marginalisiert und abgewertet werden. Sprachsysteme wie das Englische oder Deutsche weisen ihnen eine gesellschaftliche Zweitrangigkeit zu. In das deutsche Sprachsystem sind Geschlechterverhältnisse besonders umfassend und tief eingelassen, ohne dass sich Sprechende dessen bewusst sind – etwa in der Grammatik.⁷²

[Die] Klassifikation der Substantive durch Genus und durch Deklinationsklasse [...] weist subtil auf handlungsmächtige Männer und ohnmächtige Frauen hin. Beim Genus erweisen sich die Frauenbezeichnungen im Neutrum (Weib, Mädchen, Fräulein) als Hinweise auf unreife oder unangenehme Frauen, in jedem Fall auf solche, die ihre soziale Funktion (Ehe, Mutterschaft) (noch) nicht erreicht oder verfehlt haben.⁷³

Die deutsche Sprache weist ein Gefälle an Handlungsmacht zu, ein „Agentivitätsgefälle von Maskulinum über Femininum zu Neutrum, das (früher noch ausgeprägtere) gesellschaftliche Machtverhältnisse widerspiegelt,“⁷⁴ also Charismatisierung sowie Degradierung beziehungsweise Stigmatisierung anzeigt, festschreibt und über Geschlechtsidentitäten zuweist.

In der historischen Sprachwissenschaft gilt die Bedeutungsverschlechterung beziehungsweise Pejorisierung als Typ sprachlichen Wandels mit Frauenbezeichnungen als „Paradebeispiel“:

71 | Graumann/Wintermantel, 2015, 167.

72 | Vgl. Kotthoff/Nübling, 2018.

73 | Ebd., 21.

74 | Ebd., 87.

- Aus dem neutralen Wort *Weib*⁷⁵ wird ein Schimpfwort.
- Aus *diorna* für Mädchen wird zunächst eine sozial abgestiegene Dienerin und schließlich die *Dirne* als Prostituierte.
- Aus *frouwa* für eine sozial hochstehende Frau beziehungsweise Herrin wird ein Obergriff für weibliche Erwachsene, woraufhin das Wort *Frauenzimmer* für Frauen im Gefolge einer Herrin entsteht, was ebenfalls zur liederlichen Frau abgewertet wird.
- Aus *Mamsell* für eine hochstehende junge Frau wird eine Küchenhilfe und schließlich eine Prostituierte.

Die Bedeutungsverschlechterung besteht „in sozialer und moralischer Degradierung, Funktionalisierung (Abschiebung in den niederen Dienstleistungsbereich) sowie Sexualisierung.“⁷⁶

Diese Beispiele aus dem ersten deutschen Standardwerk zur Genderlinguistik zeigen geschlechterbezogene Klassifizierungen, die in der deutschen Sprache beobachtbar sind, aber hinter dem Rücken der Sprechenden stattfinden. Sie bestätigen, dass sich Erfahrungsmodi generativer Differenz in unterschiedlichsten sprachlichen Auf- und Abwertungen niederschlagen.

3.2 Klatsch, Geschlecht und Elternschaft

Klatsch lässt sich geschlechterübergreifend nachweisen, scheint sich aber in Themen, Stilen und vielem mehr zu unterscheiden.⁷⁷ Gleichwohl wird er „oft als weibliches Betätigungsfeld abgewertet“ und Frauen werden als „Klatschbasen“ stigmatisiert.⁷⁸

Während der männliche Habitus von den „ernsten Spielen des Wettbewerbs“ unter Männern geprägt ist, die auch dem männlichen Bonding⁷⁹ und der männlichen Hierarchisierung dienen,⁸⁰ wird Konkurrenz im weiblichen Habitus tabuisiert und muss verdeckt ausgetragen werden.⁸¹ Zudem ist physische Aggression

75 | Ebd., 167.

76 | Ebd. Ausführlicher zum Zusammenhang von Sprache und Geschlecht bei Kotthoff/Nübling, 2018.

77 | Vgl. Elias/Scotson, 1965/2002, 133ff.; Benwell, 2001; Coates, 2003; Eckhaus/Ben-Hador, 2019; Davis/Vaillancourt/Arnocky/Doyel, 2019.

78 | Vgl. Kotthoff/Nübling, 2018, 39 und 119.

79 | Vgl. Bourdieu, 1997, 203.

80 | Vgl. Connell, 1995.

81 | Vgl. Fisher, 2017.

zur Austragung von Konkurrenz, Ausübung sozialer Kontrolle, Überwachung und Disziplinierung unter Frauen für diese gefährlicher als für Männer, da kooperative Nachwuchsfürsorge für sie – im Gegensatz zu Männern – obligatorisch ist.⁸² Offene physische Aggression kann für Mütter immer nur das letzte Mittel sein, denn diese gefährdet die Mutter selbst, den eigenen Nachwuchs und die Kooperationsbereitschaft Dritter. Zudem wurden Frauen mit dem Wachstum und der Differenzierung menschlicher Gesellschaften von vielen öffentlichen Arenen, grundlegenden Kulturtechniken wie Lesen und Schreiben sowie von Wissen und Wissensproduktion vielfach ausgeschlossen. Insofern war die informelle Kommunikation über Klatsch umso bedeutsamer.

Klatsch ist also für Frauen eine besonders wichtige Form der Kommunikation.⁸³ Dies könnte auch der Grund für den schlechten Ruf von Klatsch sein. Weil Frauen mehr als Männer auf Klatsch angewiesen waren beziehungsweise sind, gilt er als weiblich. Weil Frauen als Außenseitergruppe und als minderwertig gelten, gilt dies auch für den Klatsch.

Die Hauptinhalte weiblichen Klatsches erweisen sich als zentral für weibliche Generativität: Jugendlichkeit, reproduktiver Wert, Attraktivität, Partnerschaftswert, Treue, sexuelle Reputation.⁸⁴ Innerhalb von weiblicher Konkurrenz geht es insbesondere um generative Ressourcen, Mutterschaft und Familie.⁸⁵ Zudem zeigt Sprache die erhebliche Bedeutung von Ehe und Mutterschaft für die weibliche Reputation.⁸⁶ Und weiterhin gilt: „Der Heiratsmarkt bezahlt Frauen nach wie vor besser als der Arbeitsmarkt“⁸⁷ und ist für sie – im Gegensatz zu Männern – entscheidend für Stuserhalt oder Aufstieg.

Für Frauen und Männer ist Klatsch von zentraler Bedeutung, um die eigene (generative) Reputation zu verbessern sowie die (generative) Reputation Dritter einschätzen zu können und zu bewerten. Schimpfworte sind ein wichtiger Bestandteil von Klatsch. Die Verteilung von Schimpfworten im Geschlechterverhältnis diskutiert linguistische Geschlechterforschung kontrovers. Sie zeigt jedoch eindeutig, dass Frauen und Männer „aus männlicher Perspektive be- bzw. abgewertet

82 | Vgl. Hrdy, 2010.

83 | Vgl. Fisher, 2017; Davis/Vaillancourt/Arnocky/Doyel, 2019.

84 | Vgl. Davis/Vaillancourt/Arnocky/Doyel, 2019.

85 | Vgl. Fisher, 2017.

86 | Vgl. Kotthoff/Nübling, 2018.

87 | Allmendinger, 2017.

und diszipliniert⁸⁸ werden; „das männliche Interesse an der zutagetretenden Geschlechterordnung ist nicht zu übersehen.“⁸⁹

Dabei geht es um die Konformität mit den jeweiligen gesellschaftlichen Erwartungen an den Geschlechtshabitus. Schimpfworte ahnden Verstöße bei Frauen primär in Bezug auf das „(zu hohe) Alter“, „Geschwätzigkeit“, „Klatsch- und Streitsucht“, sexuelle „Liederlichkeit“, bei Männern primär „Homosexualität“, „Schwäche und Feigheit“, „sexuelle Zudringlichkeit.“⁹⁰ D.h. es geht geschlechterübergreifend um generative Reputation und bei Frauen auch um die Angewiesenheit auf Klatsch.

Die geschlechterbezogene Klatschforschung bestätigt also die geschlechterbezogenen Klassifizierungen über Klatsch und die damit einhergehenden Machteffekte.

4 Explorative Studie: Deutschsprachiger Lob- und Schimpfklatz zu Elternschaft

Ein zentraler Aspekt von Klatsch ist die „Heimlichkeit“ gegenüber dem Klatschobjekt im Moment der Weitergabe, vor allem bei reputationsschädigendem Klatsch.⁹¹ Dies erschwert die Erhebung von Klatsch. Der hohe Anteil an informellen bzw. mündlichen Gesprächen erschwert zudem die Erhebung der Entwicklung von Klatsch über längere Zeiträume.

Die folgende explorative Studie untersucht, wie sich ausgewählte wertende Begrifflichkeiten der Elternschaft in der Schriftsprache niedergeschlagen haben. Dabei wurden solche Begrifflichkeiten ausgewählt, die gängig zur Bewertung von Elternschaft, normativ reguliert sowie moralisch aufgeladen sind beziehungsweise waren. Zudem sollen die ausgewählten Klatschbegriffe dazu dienen können, die eigene Reputation strategisch zu managen und auf die Reputation von Eltern als Klatschobjekt einzuwirken, also deren Reputation zu schädigen, zu bestätigen oder zu verbessern.

88 | Kotthoff/Nübling, 2018, 171.

89 | Ebd., 174.

90 | Vgl. Ebd., 171f.

91 | Vgl. Giardini/Witteck, 2019, 2.

4.1 Rabenmutter, Rabenvater, Rabeneltern, Haustyrann

Das Wort Rabenmutter ist seit 1350 belegt.⁹² Es ist als Schimpfwort tief in den ideologischen Traditionslinien sowie der deutschen Sprache verankert und in anderen Sprachen nicht vorhanden.⁹³ Es wertet eine Mutter als schlecht und nicht ausreichend fürsorglich ab und ist als Warnung sowie Disziplinierung bis heute hochwirksam.

Eine interkulturell vergleichende Studie zeigt, dass dies in Deutschland heute (gerade) auch Frauen trifft, die auf dem Weg ins Topmanagement sind, also mit hohem Karrierestatus: „Frauen, die sich entscheiden, mehr Zeit in ihre Karriereentwicklung zu investieren, laufen auch heute Gefahr, als ‚Rabenmutter‘ beurteilt zu werden. Die Beurteilung erfolgt von außen und ist aber auch bei den meisten Frauen tief verinnerlicht.“⁹⁴

Das Schimpfwort erzeugt gesamtgesellschaftlich sowie bei Müttern innerlich eine Art „Rabenmuttersyndrom“,⁹⁵ d.h. es hat gesellschaftlich eine warnende Wirkung und wirkt lähmend auf Mütter. Es ist so wirksam, dass eine Headhunterin Frauen mit Karriereabsichten rät, ins Ausland zu gehen: „Kommen Sie nicht zurück, bevor Sie CEO sind, wenn Sie ernst genommen werden wollen.“⁹⁶ Dass Frauen oft „nicht ernst genommen“ und Mütter als Rabenmutter abwertend „stereotypisiert“ werden, bestätigt auch Jutta Allmendinger (2021), Präsidentin des Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung von 2007 bis 2024. Die Leitbildforschung zeigt ebenfalls, dass das Schimpfwort nach wie vor eine Funktion als „Negativ-Leitbild“ hat.⁹⁷

Allen sozialen und rhetorischen Modernisierungen zum Trotz spiegelt sich in der Unvereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf das Habituserbe des bürgerlichen Familienideals, das sich im 19. Jahrhundert durchsetzte. Obwohl die Berufstätigkeit von Müttern in der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) bereits ab 1949 Norm, Leitbild und Ideal⁹⁸ wurde, deutet die Häufigkeit des Wortes Rabenmutter

92 | Vgl. Opitz, 2002, 158.

93 | Vgl. Vinken, 2001.

94 | Al-Sadik-Lowinski, 2020, 179.

95 | Ebd., 138.

96 | Vgl. Handelsblatt, 2021.

97 | Vgl. Diabaté, 2015, 223.

98 | Normen sind konkrete Handlungsanweisungen, die vorgeben, wie sich Menschen verhalten sollen. Leitbilder bündeln kollektiv geteilte, bildhafte Vorstellungen von etwas Erstrebenswertem, sozial Erwünschtem und gesellschaftlich weit Verbreitetem – und im Gegensatz zu Utopien und Idealen daher auch grundsätzlich Erreichbarem. Ideale bieten erstrebenswerte höchste Ziele als Inbegriff von Vollkommenheit, deren Verwirklichung man anstrebt, ohne jedoch zu erwarten, diese tatsächlich erreichen zu können.

in Artikeln aus Lokal- und Regionalteilen deutschsprachiger Tages- und Wochenzeitungen von 1993 bis 2024 (Abb. 4) darauf hin, dass das Schimpfwort in Ostdeutschland erneut oder weiter präsent ist. Am seltensten ist diese traditionelle

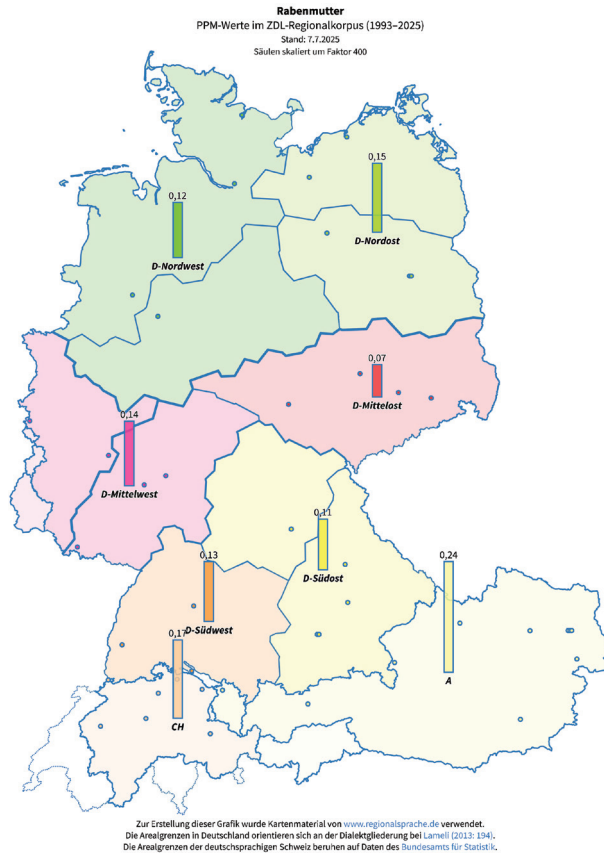


Abbildung 4: Häufigkeit des Wortes Rabenmutter in Artikeln aus Lokal- und Regionalteilen deutschsprachiger Tages- und Wochenzeitungen 1993–2024 im ZDL-Regionalkorpus⁹⁹ (DWDS, 2025c)

99 | Einer der Textkorpora im DWDS ist der ZDL-Regionalkorpus mit Artikeln aus Lokal- und Regionalressorts deutschsprachiger Tages- und Wochenzeitungen, mit dessen Hilfe regionale Variation im deutschen Gebrauchstandard untersucht werden können. Er umfasst aktuell 26 Zeitungen aus Deutschland, zehn Zeitungen aus Österreich und sieben Zeitungen aus der deutschsprachigen Schweiz. In der hier ausgewählten Karte werden relative Trefferzahlen angezeigt, d. h. Treffertokens pro Million Gesamttokens im Areal (PPM: Parts Per Million). Der ZDL-Regionalkorpus wird gehostet am ZDL, dem Zentrum für digitale Lexikographie der deutschen Sprache in Berlin.

deutsche Mutterschmähung allerdings tatsächlich in Zeitungen aus Mitteloostdeutschland (Döbeln, Dresden, Leipzig, Thüringen), am häufigsten dagegen in Österreich und der deutschsprachigen Schweiz.

Der Vergleich der Wortverlaufskurven für *Rabemutter* und *Rabenvater* (Abb. 5) deutet darauf hin, dass die mütterabwertende Variante lange Zeit etwa genauso häufig war wie die väterabwertende – und erst ab den 1930er Jahren häufiger, also ab der Zeit des Nationalsozialismus. Mit dem Wandel des Wirtschaftens waren Männer ab dem 19. Jahrhundert primär aushäusig tätig, das Gesinde schied aus und die Verantwortung für Kinder und Haushalt ging an die Mütter über – was ab Mitte des 20. Jahrhunderts zu einer bis heute zunehmenden Intensivierung und Kindzentrierung der Mutterschaft führte. Durch das wachsende nationale Interesse am Kind entstanden zahllose Berufe und Institutionen rund um Kinder und Familien, wodurch die Erwartungen an Mütter weiter anstiegen.¹⁰⁰

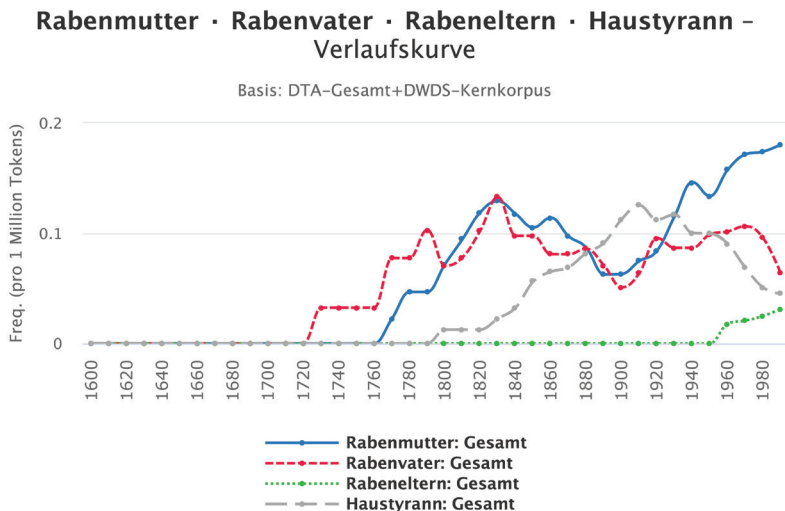


Abbildung 5: DWDS-Wortverlaufskurve für „Rabemutter · Rabenvater · Rabeneltern · Haustyran“ 1600–1990 (DWDS, 2025d)

Überraschenderweise entwickelte sich ab den 1950er Jahren, also im goldenen Zeitalter von Ehe und Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse, die geschlechtsinklusive Schmähung *Rabeneltern* (Abb. 5). Angesichts der damaligen

100 |Vgl. Waterstradt, 2015.

Fokussierung von Frauen auf Ehe, Hausfrauendasein und Mutterschaft bedarf diese frühe Entwicklung weiterer Abklärung. Gleichwohl weist der Begriff auf eine interessante Kategorie geschlechtsinklusive Schimpfwörter hin. Durch sprachliches Undoing-Gender wird das Schimpfwort geschlechtsinklusiv, was die Mütterfeindlichkeit der Sprechenden diskret vor der eigenen Wahrnehmung und der der Zuhörenden verbirgt. Tatsächlich abgewertet werden damit aber weiterhin die moralisch, normativ und alltagspraktisch zuständigen Mütter. Zusätzlich dient diese geschlechterinklusive Schmähung als Warnung von Vätern und Männern allgemein vor Involvierung in Nachwuchsfürsorge. Geschlechtsinklusive Klatschausdrücke bieten zudem die Chance, traditionelle Geschlechterverhältnisse rhetorisch modernisierend zu verschleiern.

Die Schmähung *Haustyrann* zielt auf einen Vater, „der seine Familie tyrannisiert,“¹⁰¹ also seine Machtchancen zum Schaden von Mutter beziehungsweise Kindern einsetzt. Aufstieg und Abstieg der Begriffsverwendung zwischen 1800 und 2000 (Abb. 5) spiegeln die Traditionalisierung und anschließende Enttraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse in Bezug auf die Zentralposition des Vaters in Gesellschaft und Familie – etwa die Einschränkung der männlichen Geschlechtsvormundschaft gegenüber Frauen und den Wandel vom Recht der väterlichen Gewalt zur elterlichen Sorge als Pflicht.

4.2 Mutti, Mama

Koseworte für Eltern wie beispielsweise *Mutti* oder *Mama* erscheinen zunächst unverdächtig als Schimpfklatsch. Diminutive dienen der Verkleinerung und Verniedlichung, können aber nicht nur affektive Wertschätzung ausdrücken, sondern auch Verachtung und Geringschätzung. Sprachlich werden Bezeichnungen für Frauen und Mädchen sowie weibliche Vornamen (*Bärbel*, *Wiebke*, *Antje*) häufig diminuiert, womit deren geringer Status und geringe Wertschätzung ausgedrückt wird – für *Mädchen* gibt es sogar kein nicht diminuiertes Lexem mehr.¹⁰²

Die sprachhistorische Entwicklung von Mutter-Diminutiven von 1600 bis 1900 zeigt eine klare Abwertungstendenz. Diese Formen der Stigmatisierung attestieren Müttern körperliche und geistige Schwäche sowie Makel. Bei Vätern

101 | DWDS, 2024.

102 | Vgl. Kotthoff/Nübling, 2018, 145.

werden hingegen nur selten Diminutive genutzt und wenn, dann nur selten abwertend.¹⁰³

Was sich hier zeigt, ist nicht nur die Übertragung sozialer Hierarchie auf eine grammatisch ausgedrückte Relation von groß und klein. Es liegt zudem nahe anzunehmen, dass die Abwertungstendenz der Mutter-Diminutive der möglichen Diminuierung des *pater familias* ehrverletzend entgegenwirkt. Zugleich verstärkt diese Asymmetrie die Abwertungsnuance des Diminutivs doch ganz erheblich.¹⁰⁴

Das wohl prominenteste Beispiel für einen variantenreichen Strom an misogynem Schimpfklatsch gegen aufsteigende weibliche Außenseiterinnen ist Angela Merkel, deutsche Bundeskanzlerin von 2005 bis 2021. Sie wurde vom US-Wirtschaftsmagazin Forbes 2006 als mächtigste Frau der Welt und lange als mächtigste Person im deutschsprachigen Raum bewertet.¹⁰⁵ In Deutschland wurde die zweifach verheiratete, kinderlose Frau dagegen zunächst als „Kohls Mädchen“, dann als „Mutti“ und später auch als „das Merkel“ abgewertet und stigmatisiert.¹⁰⁶

Wer Angela Merkel zuerst als ‚Mutti‘ bezeichnet hat, ist nicht bekannt. Von ‚Mutti‘ sprachen einst ausschließlich Unions-Männer aus der Altersgruppe 60 plus – selbstverständlich außerhalb ihrer Hörweite. Die beklagten in der Zeit ihrer ersten Kanzlerschaft ‚Muttis‘ zu große Nachgiebigkeit gegenüber dem Koalitionspartner SPD, vermissten bei ihrer Politik das Element ‚CDU pur‘, wünschten sich heimlich einen ‚Mann im Haus‘, der auch mal auf den Tisch schlägt. Wenn diese Herren, die in jungen Jahren noch die ‚Achtundsechziger‘ bekämpft hatten, von Mutti sprachen, dann war das alles andere als freundlich gemeint.¹⁰⁷

Einen entscheidenden Unterschied bei der Verwendung von Mutter-Diminutiven scheinen Beziehung und Alter der Sprechenden zu machen. Wenn ein Kleinkind von Mami spricht, geht es in der Regel wohl um Nähe und affektive Wertschätzung.

103 | Vgl. Lameli, 2018.

104 | Ebd., 11.

105 | Vgl. Forbes, 2006, 2018.

106 | Vgl. FAZ, 2009; Kotthoff/Nübling, 2018, 208f.

107 | Müller-Vogg, 2013.

Distanz, Verachtung und Geringschätzung wird dagegen offensichtlich nicht nur bei der Schmähung von Angela Merkel als Mutti ausgedrückt, sondern auch wenn der Präsident des konservativen Deutschen Lehrerverbandes als Reaktion auf das lehrerkritische Buch einer vierfachen Mutter schreibt: „Die Sache ist trivial. Eine Mami schreibt ein Buch, und weil sie davon als Mutter von vier Kindern ja viel versteht, lässt [sie] ihren Frust über Schule und Lehrer los.“¹⁰⁸

Auch Mütter selbst nutzen Mutter-Diminutive, wie beispielsweise die Namensgebungen von Mütter-Blogs zeigen. Der Blog „Dr. Mutti“¹⁰⁹ setzt sich mit der Geringschätzung von Mutterschaft auseinander und zielt mit seiner Namensgebung insofern wohl auf die geringschätzige Bedeutung dieses Mutter-Diminutivs. Der „Mama Blog“¹¹⁰ befasst sich mit der emotionalen Seite von Mutterschaft aus Sicht der Autorin, die sich ebenfalls als „Mama“ bezeichnet. Die Namensgebung zielt sicherlich eher auf den Bedeutungsaspekt affektiver Wertschätzung und Nähe.

Insgesamt scheinen die Verwendung und die Bedeutung von Mutter-Diminutiven in Gesellschaft, Professionen und Wissenschaften kaum reflektiert zu werden. Auffällig ist, dass Vater-Diminutive wie Papa oder Vati kaum je als Ausdruck von Distanz, Verachtung und Geringschätzung genutzt werden.

4.3 Memme

Das Wort *Memme* geht auf das Wort *Mutter* zurück und bedeutete im Spätmittelhochdeutschen *Mutterbrust* oder *Amme*. Ab dem 16. Jahrhundert wurde es – vermutlich durch Martin Luther – zum gängigen Schimpfklatschbegriff,¹¹¹ der den Verstoß eines Mannes gegen Norm, Leitbild und Ideal des männlichen Habitus sanktioniert. Statt diesen Habitus und das männliche Charisma leiblich zu verkörpern, wird ein Mann bezichtigt, eine Mutterbrust beziehungsweise eine Amme zu verkörpern, d.h. die generativ wichtige weibliche Leibinsel beziehungsweise die damit einhergehende weibliche Leiberfahrung.

Die Umwertung zum Schimpfwort war so einflussreich, dass die frühere Wortbedeutung heute weitgehend veraltet und unbekannt ist. Wie die Wortverlaufskurve (Abb. 6) zeigt, war das Schimpfwort *Memme* bis Mitte des 20. Jahrhunderts

108 | Kraus, 2006.

109 | Goschler, 2018.

110 | Lotz, 2025.

111 | Vgl. DWDS, 2024.

klar dominant im Vergleich zu anderen Schmähebegriffen männlicher Familienbeziehungen wie *Haustyrann*, *Rabenvater* oder *Muttersöhnchen*.

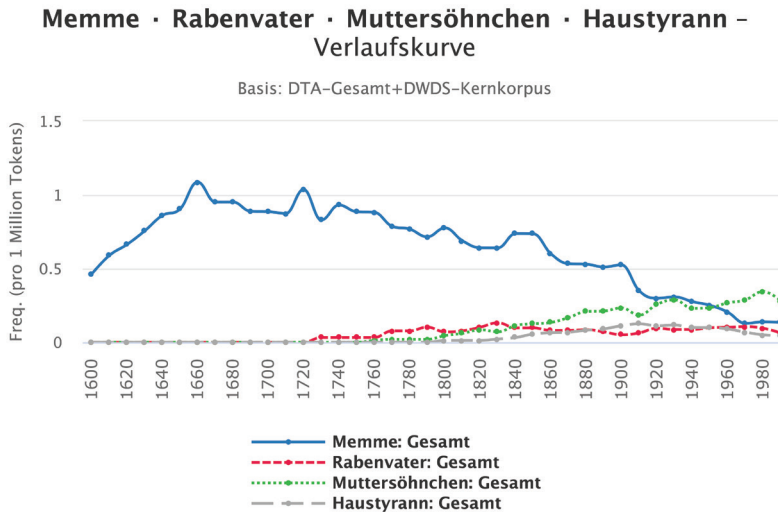


Abbildung 6: DWDS-Wortverlaufskurve für „Memme · Rabenvater · Muttersöhnchen · Haustyrann“ 1600–1990 (DWDS, 2025e)

4.4 Affenliebe, Muttertier, Glucke, Muttersöhnchen

In kaum einer Spezies bedarf der Nachwuchs so langjähriger und aufwändiger Fürsorge wie bei Menschen. Es gibt jedoch eine weit zurückreichende Schimpfklatschtradition, die elterliche Sorge, Nähe, Bindung oder Kindzentrierung als zu umfangreich abwertet. Dazu zählen in Bezug auf die Eltern die Worte *Affenliebe*, *Glucke* und *Muttertier* sowie in Bezug auf einen Sohn das Wort *Muttersöhnchen*.

Als *Affenliebe* werden elterliche Gefühle und Verhalten abgewertet, die als zu starke, übertriebene Gefühle der Eltern gegenüber dem Kind verurteilt werden: „Wer von Affenliebe spricht, der erhebt erst einmal einen Vorwurf. Irgendetwas stimmt nicht mit der Liebe, die so bezeichnet wird: Sie ist auf eine Weise zu viel, sie wirkt übertrieben, sie ist andersartig.“¹¹² Während andere Nahverhältnisse, wie etwa das einer Erzieherin zum Kind, kaum als „äffisch“ abgewertet werden, zielt

112 | Shah, 2024, 15.

diese Schmähung auf das Verhältnis von „Eltern, insbesondere Müttern, zu ihren Kindern.“¹¹³ Der geschlechtsinklusive Ausdruck wird schon lange nicht nur als normative und moralische Warnung für Mütter, sondern auch für Väter genutzt. Wie das Wort *Rabenmutter* scheint es sich bei *Affenliebe* ebenfalls um ein spezifisch deutsches Schimpfwort zu handeln. Im deutschen Sprachraum ist die Mutter-Kind-Beziehung offenbar normativ mit besonders hohen Ansprüchen versehen, moralisch außergewöhnlich aufgeladen und steht unter besonders misstrauischer Beobachtung.

Im westlichen Kulturraum wird dem Affen „durch seine mehr oder minder große Menschenähnlichkeit schon früh besondere Aufmerksamkeit entgegengebracht“, die sich auch sprachlich niederschlägt: *äffen* (nachahmen, irreführen, zum Narren halten), *affig* oder *äffisch* (eitel, albern, töricht). Durch Komposita wird Ablehnung (*Affentheater*, *Affenzirkus*, *Affentanz*, *Affenfett*, *Affenarsch*) oder Verstärkung (*affenartig*, *affengeil*, *Affenhitze*, *Affenschande*, *Affenzahn*) ausgedrückt.¹¹⁴ Das Kompositum *Affenliebe* drückt sowohl Ablehnung als auch Verstärkung aus.

Die heutige Primatologie weist darauf hin, dass *Affennachwuchs* als „wohl-schmeckende Quelle von Eiweiß und Fett“ dienen kann und deshalb permanent gefährdet ist. Zudem ist *Infantizid* beispielsweise bei Schimpansen und Gorillas „eine der Haupttodesursachen von Jungtieren“ – sei es durch fremde Männchen oder nichtverwandte Weibchen. Das mangelnde Vertrauen von Affenmüttern in ihre Umgebung hat also gute Gründe und ist das „Haupthindernis für eine gemeinsame Jungenfürsorge“ sowie die evolutionäre Ursache, warum sie ihre Jungen überall mit sich herumtragen.¹¹⁵

Die Abwertung und Befremdung einer engen, liebevoll sorgenden und besorgten Mutter-Kind-Beziehung kommt auch in anderen Schmähungen mit Tierbezug zum Ausdruck. Worte, die im Tierreich wertfrei beschreibend genutzt werden, dienen in der Übertragung auf Menschenmütter – nicht aber Menschenväter – als ein distanzierendes Schimpfwort. Das Wort *Muttertier* beschreibt eine Mutter, die als übermäßig auf den Nachwuchs und die Nachwuchsfürsorge fokussiert abgewertet wird. Es steht für „ein aufopferungswilliges, fürsorgliches, selbstloses Wesen, den reinen Instinkt: das Muttertier.“¹¹⁶ Die Schmähung kann aber auch gezielt als Kampfansage im Dienst einer rechtskonservativen Retraditionalisierung der

113 | Ebd.

114 | DWDS, 2024.

115 | Hrdy, 2010, 321.

116 | NZZ, 2023.

Geschlechterverhältnisse in Elternschaft dienen, wie etwa im Buch *Muttertier. Eine Ansage*.¹¹⁷

Der Film *Frau Mutter Tier* über die „modernen Schieflagen des Mutterseins“ macht deutlich, dass bereits gängige Situationen moderner Mutterschaft als vermeintlich lustig gelten, eine Komödie formen sollen und geeignet scheinen, Mütter als *Muttertier* abzuwerten.¹¹⁸ Es zeigt, dass Mutterschaft selbst nicht ernst genommen, sondern als skurril und absurd aufgefasst wird. Wie bei vielen medialen Darstellungen von Elternschaft zeichnet sich auch hier die desinteressierte und abwertende Distanz zur Realität heutiger Elternschaft ab. Eine dem Wort *Muttertier* entsprechende dehumanisierende Abwertung für Väter oder Eltern existiert nicht.

Das Schimpfwort *Glucke* klassifiziert das Verhalten einer Mutter – nicht aber eines Vaters – als *glucken* ab, als übermäßiges Sorgen, Beschützen und quasi brütend auf dem Kind sitzen. Dabei zielt die Abwertung nicht nur auf eine „Mutter, die ihren Nachwuchs im Übermaß behütet und umsorgt“, sondern auch jenseits der Mutterschaft auf eine „Frau, die sich im Übermaß um andere kümmert.“¹¹⁹ Genau wie *Muttertier* dehumanisiert der Schimpfklatzbegriff Mütter und Frauen insgesamt, suggeriert Instinktsteuerung und spricht ihnen die menschengespezifische Fähigkeit zur differenzierten Selbst- und Emotionsregulation ab.

Muttersöhnchen wertet einen Jungen oder jungen Mann ab, der gegen die Norm des charismatischen männlichen Habitus verstößt, indem er ein hohes Maß an Mutternähe, -bindung und -orientierung zeigt. Der Schimpfklatzbegriff wertet ihn spöttisch als verwöhnt und unselbständig ab.¹²⁰ Schmähungen für eine zu große Nähe in anderen Eltern-Kind-Beziehungen fehlen jedoch, also Schimpfklatzbegriffe mit disziplinierender Warnung vor zu großer Mutter-Tochter-, Vater-Sohn- oder Vater-Tochter-Nähe.

Die Wortverlaufskurven des DWDS-Kernkorpus von 1600 bis 1990 zeigen (Abb. 7), dass die Schmähung *Affenliebe* nach über 250 Jahren immer seltener verwendet wird, während die Abwertung als *Muttersöhnchen* bis 1990 weiterhin verbreitet war. Die Entwicklung im hier nicht abgebildeten DWDS-Zeitungskorpus von 1945 bis 2024 weist darauf hin, dass die Verwendung von *Muttersöhnchen* bis heute weiter abgenommen hat.¹²¹

117 | Vgl. Kelle, 2017.

118 | Vgl. EPD, 2019.

119 | DWDS, 2024.

120 | Vgl. DWDS, 2024.

121 | Vgl. DWDS, 2024.

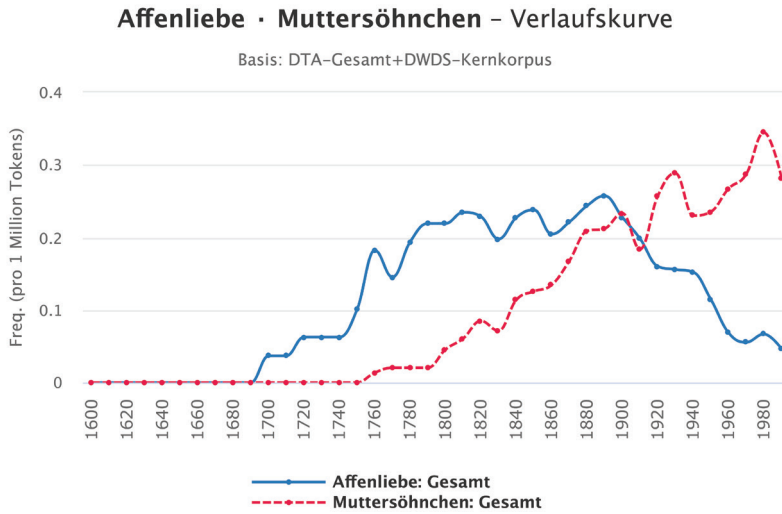


Abbildung 7: DWDS-Wortverlaufskurve für „Affenliebe · Muttersöhnchen“ 1600-1990 (DWDS, 2025f)

4.5 Helikoptereltern, Helikoptermutter, Helikoptervater

Die Schmähung *Helikoptereltern* ist eine sprachliche Neuschöpfung, die elterliche Sorge, Überwachung, Nähe, Bindung oder Kindzentrierung als zu umfangreich abwertet. Die zugrundeliegende Metapher ähnelt der überfürsorglichen, allgegenwärtigen *Glucke*, wobei die Abwertung und Dehumanisierung hier nicht über eine geringschätzige Muttertiermetapher, sondern über eine machtvolle Objektbeziehungswise Maschinenmetapher erfolgt, die eher männlich konnotiert ist und für Mütter insofern habituell ebenfalls ermahnend wirkt. Besonders interessant an diesem Schimpfklatschbegriff ist, dass seine Entstehung und Verbreitung einschließlich der Meinungsführer, Klatschkreise und historischen Hintergründe nachvollziehbar ist.

Hintergrund ist der Konkurrenzmechanismus der Kindzentrierung, der sich ab dem 19. Jahrhundert um das wachsende nationale Interesse am Kind aufschaukelte und kindzentrierte Wissenschaften, Professionen und Institutionen sowie eine expertInnengeleitete Kindheit, Sozialisation und Elternschaft hervorbrachte.¹²²

122 | Ausführlicher bei Waterstradt, 2015.

Dabei wird das abstrakte Kind zu einer gesellschaftlichen Zentralkategorie zur Beurteilung, ob Eltern, primär aber die alltagspraktisch meist zuständigen Mütter, die professionellen Normen, Leitbilder und Ideale erfolgreich umsetzen und das ‚richtige‘ Kind hervorbringen. ExpertInnen und Institutionen werden zu einer Art Oberelternschaft, an die das patriarchale Habituserbe der weitreichenden Autorität und Urteilszuständigkeit übergeht und die es fortan verkörpern.

Der Schmähbegriff *Helikoptereltern* wurde von männlichen Experten als Meinungsführern geprägt und popularisiert. Erstmals belegt ist die Metapher im Erziehungsratgeber des israelisch-amerikanischen Lehrers und Kinderpsychologen Haim G. Ginott.¹²³ Die generische Kategorisierung im Substantiv *helicopter parent* ist erstmals 1989 in einem Zeitungsartikel nachgewiesen, der den amerikanischen Lehrer Dave Radovich zitiert.¹²⁴ Dabei zeigt dieser Artikel bereits die widersprüchlichen und damit unerfüllbaren Erwartungen an Eltern: Einerseits sollen sie eine aktive Rolle bei der Bildung ihrer Kinder spielen, andererseits stuft Radovich genau diese Eltern als häufige Ursache für Probleme ihrer Kinder ein und schmäht sie als *helicopter parents*. Es sind aus dieser männlichen Expertensicht also gerade nicht die handelnden Mütter (und Väter) selbst, die realistische Normen setzen können und sollen sowie deren Umsetzung beurteilen können und sollen.

Ab den 2000er Jahren verbreitet sich die Stigmatisierung rasch in den Vereinigten Staaten von Amerika (USA) und international. Während dabei auch die Variante *helicopter mother* entsteht, gibt es bei Google Books für die Variante *helicopter father* nicht ausreichend Treffer, wie die Wortverlaufskurven (Abb. 8) zeigen.

Im deutschen Sprachraum berichtet das Nachrichtenmagazin Focus 2005 erstmals über „die Störer aus der zweiten Reihe“ und dass diese von Pädagogen „Helikopter-Eltern“ genannt werden.¹²⁵ Ab 2008 taucht der Begriff vereinzelt in Zeitungen auf. Einen Verbreitungsschub erfährt er 2013 durch das Buch *Helikopter-Eltern. Schluss mit Förderwahn und Verwöhnung* von Josef Kraus, bayerischer Gymnasiallehrer und Schulleiter bis 2015 und von 1987 bis 2017 Präsident des konservativen Deutschen Lehrerverbandes.

123 | Vgl. Ginott, 1969, 18.

124 | Vgl. Globe Gazette, 1989.

125 | Focus, 2005.

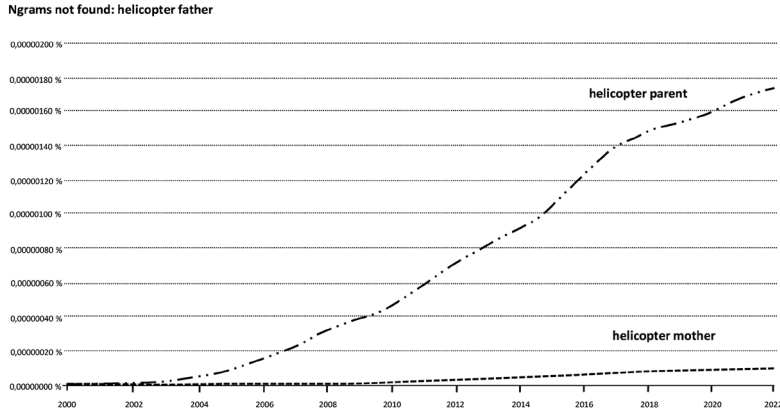


Abbildung 8: Wortverlaufskurve für „helicopter parent helicopter mother helicopter father“ basierend auf der Wortverwendung in Büchern bei Google Books 2000–2022 (erstellt durch Google Books Ngram Viewer 2025)¹²⁶

Kraus weist zwar darauf hin, dass die „Angst als Rabenmutter zu gelten“ in Deutschland besonders ausgeprägt ist. Doch seine Popularisierung des englischen Schmähbegriffs im Deutschen fügt neue mit alten mütterfeindlichen Abwertungen ineinander: Kinder seien in der „Gluckenfalle“, litten unter „Affenliebe“, die zur „Zerstörung des Kindes aus egoistischem Besitzanspruch der Mutter“ führe und Jungen zu „Muttersöhnchen“ mache.¹²⁷

Wie im US-Zeitungsartikel von 1989 zeigt sich auch in der frühen deutschen Verbreitung die Widersprüchlichkeit zwischen den wachsenden Erwartungen an Eltern und dem Störgedülfe der ExpertInnen durch die Aktivitäten von Eltern als Laien. Um Mütter (und Väter) zuverlässig als minderwertige, ‚schmutzige‘ Konkurrenz aburteilen zu können, werden diese an unrealistischen Maßstäben gemessen.

Wie in den USA dominiert neben der scheinbar geschlechtsneutralen Schmähung *Helikoptereltern* die Variante *Helikopter Mutter* und mit nur sehr geringer

126 | Der Google Books Ngram Viewer ist eine Online-Suchmaschine, die die Häufigkeit von Wörtern und Phrasen (N-Grammen) im Textkorpus von Google Books mit mehr als acht Millionen Büchern in verschiedenen Sprachen im Zeitraum ab 1500 darstellt. Er ermöglicht es, die Entwicklung der Verwendung von Begriffen in der Literatur zu untersuchen und Trends zu erkennen. Die Wortverlaufskurven des Google Books Ngram Viewer stellen die relative Häufigkeit dieser Begriffe im Verhältnis zu anderen Begriffen im gewählten Zeitraum dar.

127 | Kraus, 2013.

Verbreitung *Helikoptervater*. Die Wortverlaufskurven in deutschsprachigen Zeitungen zeigen (Abb. 9), dass die neue Schmähung *Helikoptereltern* zwischen 2017 und 2022 sogar häufiger als das Negativ-Leitbild *Rabenmutter* verwendet wird.

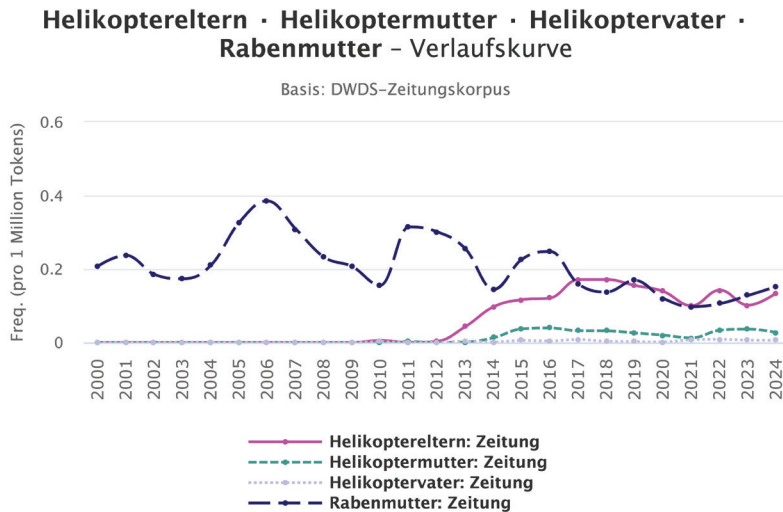


Abbildung 9: DWDS-Wortverlaufskurve für „Helikoptereltern · Helikoptermutter · Helikoptervater · Rabenmutter“ 2000–2024 (DWDS, 2025g)

In den USA kam es nach der neuartigen gesellschaftlichen Stigmatisierung mütterlicher Sorge als *helicopter parent* rasch zur Selbststigmatisierung von Müttern, wie beispielsweise im selbstironischen Buch der amerikanischen Schriftstellerin Dena Highley (2012) *Momaholic: Confessions of a Helicopter Parent*. Dies lässt sich auch im deutschen Sprachraum beobachten, ein Beispiel ist *Das große Buch über Helikopter-Eltern*.¹²⁸ Nur selten wird der Schmähbegriff als solcher entlarvt und deutlich zurückgewiesen – wie beispielsweise durch den deutschen Kinderarzt Hermann Josef Kahl, der ihn als „verlogene, aggressiv und diskriminierend“ zurückweist.¹²⁹

„Ob man sie als Helikopter- oder Rabenmütter abstempelt, Frauen werden nicht nur in Bezug auf Kinder im Erwerbsleben anders bewertet als Männer.“¹³⁰ Die Worte *Helikoptereltern* und *Rabeneltern* ergänzen sich zu einer unentrinnbaren Zwickmühle der Mütterschmähung, die als Warnung dient. Nachwuchs fürsorge wird

128 | Vgl. Greiner/Padtberg, 2019.

129 | Spiegel, 2021.

130 | Allmendinger, 2021.

insbesondere für Mütter, aber auch für bemutternde Väter, zu einer Gratwanderung von ‚zu viel‘ und ‚zu wenig‘ Fürsorge. Die stets drohende Abwertung ist allgegenwärtig, ob durch ExpertInnen, medial, in der intra- oder intergeschlechtlichen Konkurrenz, im Umfeld oder Gesellschaft oder durch Verinnerlichung.

Die Wortkreation, Festschreibung und Verbreitung der Schmähung *Rabeneltern* in ExpertInnenkreisen verschleiert die enthaltene Mütterfeindlichkeit nicht nur rhetorisch modern. Im Zeitalter expertInnengeleiteter Sozialisation führt sie dazu, dass ExpertInnen und Gesellschaft das Schimpfwort oftmals für einen fundierten Fachbegriff halten und zur normativen Regulierung und moralischen Verurteilung von Müttern (und Vätern) nutzen.¹³¹

4.6 Gute Mutter

Als Norm, Leitbild und Ideal von Mutterschaft hat sich im deutschen Sprachraum seit dem 18. Jahrhundert der Ausdruck *gute Mutter* entwickelt. Die heutige Forschung zu Familienleitbildern zeigt,¹³² dass darin sehr widersprüchliche, überfrachtende und insofern nicht realisierbare Anforderungen an Mütter gestellt werden: ein „hoher Qualitätsanspruch an Mütter, die sowohl die Erziehung (‚Fürsorge‘) als auch ihre ‚Selbstfürsorge‘ parallel als zentrale Lebensziele verfolgen sollen.“¹³³ Sie sollen erwerbstätig und unabhängig vom Mann sein, nachmittags Zeit für die Kinder, insbesondere deren Hausaufgabenbetreuung, haben und sich mit ihrem Mann Kinderbetreuung und Einkommen gleichberechtigt aufteilen. In der DDR bestand die Norm der berufstätigen Mutter bereits ab 1949 und ist dort bis heute stärker verankert und weniger stigmatisiert.¹³⁴

Die fundamentale Widersprüchlichkeit der Anforderungen an eine *gute Mutter* und die Vielzahl der oben aufgeführten Mutterschmähungen machen sehr deutlich, dass es sich hier nicht um einen Lobkatschbegriff handeln kann. Im Gegenteil, Mütter sind als soziale Gruppe nicht stark genug, um für Elternschaft eigene gesellschaftliche Maßstäbe durchzusetzen und eine Selbstcharismatisierung zu bewirken. Stattdessen müssen sie sich an den Maßstäben einer patriarchalen Gesellschaft und einer kindzentrierten ExpertInnenschaft messen lassen. Sie können kein

131 | Ausführlicher bei Waterstradt, 2026.

132 | Vgl. Schneider/Diabaté/Ruckdeschel, 2015.

133 | Diabaté, 2015.

134 | Vgl. BIB, 2013; Schiefer, 2018.

eigenes Gruppencharisma entfalten oder empfinden, sondern nur individuell unentrinnbare Gruppenschande, die in ihr Selbstbild einsinkt und lähmende Wirkung entfaltet. Sie werden an den Schlechtesten ihrer Gruppe gemessen, also an solchen, die als Rabenmütter, Muttis, Muttertiere, Glucken und Helikoptermütter abgewertet werden. Der unrealistische Maßstab einer guten Mutter übt insofern permanent massiven gesellschaftlichen und inneren Druck auf Mütter aus. Es liegt nicht in der Macht der Mütter, das Bild von Mutterschaft zu kontrollieren.

Wenn Väter diese unrealistischen Ansprüche als Norm, Leitbild und Ideal für die eigene Elternschaft tatsächlich übernehmen, führt dies ebenfalls zu Gefühlen von Überforderung, Scham und Angst: zur „Angst eines Vaters, keine gute Mutter zu sein“¹³⁵ oder zur „Angst vor dem Kind“ aufgrund eines Verstoßes gegen die Verkörperung des männlichen Habitus.¹³⁶

4.7 Guter, aktiver, neuer, engagierter, involvierter Vater

Der gute Vater ist heute ebenfalls Leitbild und Ideal, aber keine Norm. Von ihm wird zwar je nach Milieu idealerweise erwartet, dass er sich gleichberechtigt in Kinderbetreuung, -erziehung, Partnerschaft und Hausarbeit engagiert. Männer selbst und auch die Gesellschaft haben aber vielfach die Erwartung, dass diese Familienernährer sind.¹³⁷ Im Gegensatz zu Müttern können sie mit der Familiengründung zum Leitbild des Familienernährers zurückkehren, ohne gesellschaftlichen Druck zur Realisierung der widersprüchlichen Erwartungen zu erfahren. Mehr noch: In Gesellschaft und Wissenschaft werden sie mit aufwertenden Adjektiven als *neuer, aktiver, engagierter* oder *involvierter Vater* beschrieben¹³⁸ und damit charismatisiert – was gerade diese Väter nicht selten als irritierend und deplatziert empfinden.

Auffällig ist der Gegensatz zur sprachlichen Bewertung von Müttern. Die neuen Erwartungen an die Intensivierung von Mutterschaft¹³⁹ und die gleichzeitige Berufstätigkeit von Müttern schlugen sich nicht in entsprechend positiv wertenden Adjektiven nieder. Im Gegenteil, wenn Mütter auch nur in den Verdacht geraten, nicht aktiv, engagiert und involviert zu sein, müssen sie mit Schimpfklatsch

135 | König, 2013.

136 | Winter, 2015.

137 | Vgl. BIB, 2013.; Lück, 2015.

138 | Vgl. Lück, 2015.; Meuser, 2005.

139 | Vgl. Hays, 1996.

rechnen. Dass es Mütter selbst sind, die sich um ihre Kinder kümmern sollten, wird sprachlich klargestellt – alles andere wird mit den Worten *weggeben*, *abgeben* oder *fremdbetreuen* normativ wie moralisch deutlich verurteilt. In Bezug auf Väter werden diese Worte nie genutzt.

Mit der Professionalisierung rund ums Kind entstand, wie oben beschrieben, nicht nur eine Art Oberelternschaft, also die kindzentrierten Experten und zunehmend auch Expertinnen. Sie wurden damit gewissermaßen zu einer neuen Kategorie von Vätern. Im 18. Jahrhundert stieg zunächst die Zahl der Hauslehrer sprunghaft an. Er wurde als „der *geistige Vater* für die Kinder“ angesehen und „trete an Vaterstelle, sei Stellvertreter des Vaters, Pflegevater, die Söhne werden als Pflegesöhne bezeichnet.“¹⁴⁰ Es folgten viele weitere Berufe und Schübe der Professionalisierung sowie Verwissenschaftlichung rund ums Kind, bis das Aufwachsen von Kindern schließlich an professionellen Maßstäben und Normen gemessen wird. Professionen verkörpern dabei die neuen Autoritäten. In diesem Sinne sind ‚geistige Väter‘ heute ExpertInnen, während Eltern nur Laien und insofern Außenseiter sind.¹⁴¹ Die alltagspraktisch zuständigen Mütter sind aufgrund ihrer oben beschriebenen, tief verwurzelten Abwertung und Stigmatisierung innerhalb der Elternschaft gewissermaßen die unterste Kaste – eben weder Experte oder Expertin noch Vater, sondern ‚nur‘ eine Mama, eine *Helikoptermutter*, eine *Glucke* oder eine *Rabenmutter*.

Ein Beispiel für die Asymmetrie der Machtverhältnisse zwischen kindzentrierten ExpertInnen beziehungsweise Institutionen und Eltern ist der tiefverwurzelte Widerstand gegen wirksame Aufklärung und Prävention von Gewalt und Missbrauch an kirchlichen, staatlichen und privaten Institutionen wie Schulen oder Kinderheimen. Was Kinder und Eltern hier auf die Agenda setzen, kränkt das Selbstbild und den Narzissmus der kindzentrierten ExpertInnen und Institutionen zutiefst.¹⁴²

140 | Ofenbach, 2006, 99.

141 | Vgl. Waterstradt, 2015, 334ff.

142 | Vgl. ebd., 435.

5 Fazit: Etablierten-Außenseiter-Beziehungen durch Ungleichheitsfaktor Generativität

Die vorliegende explorative Untersuchung ist eine erste, aufschlussreiche Erkundung des Lob- und Schimpfklatzches über Eltern. Sie deutet darauf hin, dass es sich bei Figurationen rund um Eltern um eine besonders interessante Variante innerhalb der Eliasschen Theorie handelt, nämlich Etablierten-Außenseiter-Beziehungen der menschlichen Generativität, also generative Etablierten-Außenseiter-Beziehungen.

Die Inhalte des Lob- und Schimpfklatzches spiegeln die Machtbalancen von Vätern und Müttern überdeutlich wider – die Entstehung des neuen Schimpfklatzchbegriffes *Helikoptereltern* zeigt darüber hinaus die Machtbalancen zwischen kindzentrierten ExpertInnen und Eltern beziehungsweise den alltagspraktisch meist zuständigen Müttern.

Mütter sind keine soziale Gruppe von ausreichender innerer Kohärenz, sozialer Kontrolle und Machtchancen, um die Maßstäbe gesellschaftlicher Nachwuchsfürsorge einschließlich Elternschaft zu setzen und zu kontrollieren. Im Gegenteil, diese Maßstäbe werden weiterhin von einer patriarchalen Gesellschaft gesetzt und kontrolliert – und zwar von deren Gruppenbesten. Wenn es um die nächste Generation geht, sind es heute nicht mehr die Väter, sondern die VertreterInnen der kindzentrierten Professionen und Wissenschaften, die das nationale Interesse am Kind und seine jeweiligen Normen und Moralen prägen.

Die Studie zeigt ein eindrückliches Übergewicht an Schmähungen für Mütter, ob geschlechtsspezifisch (*Rabenmutter*, *Mutti*, *Mama*, *Muttertier*, *Glucke*, *Helikopter-mutter*) oder geschlechtsinklusiv verborgen (*Rabeneltern*, *Helikoptereltern*, *Affenliebe*). Sie sind ein klares Zeichen für eine Etablierten-Außenseiter-Beziehung: „Nichts ist in solchen Fällen charakteristischer für eine überaus ungleiche Machtbalance als die Unfähigkeit der Außenseiter, es der Etabliertengruppe mit einem gleich stigmatisierenden Ausdruck heimzuzahlen,¹⁴³“ so führt Elias in seiner Theorie aus. Einerseits können Mütter es kaum wagen, Allomütter in ihrem Sorgenetz als *Rabenväter*, *Helikopterhebammen* oder *Lehrergockel* zu stigmatisieren, wenn sie deren Wohlwollen und Unterstützung für sich und ihre Kinder erhalten wollen. Andererseits sind solche abschätzigen Worte „als Waffe in einem Schimpfduell nutzlos,

143 | Elias/Scotson, 1965/2002, 20.

weil eine Außenseitergruppe die Angehörigen einer Etabliertengruppe nicht beschämen kann: solange das Machtgefälle zwischen beiden sehr steil ist, bedeuten ihre Schimpfnamen den anderen nichts; sie haben keinen Stachel. Wenn sie zu stechen beginnen, ist das ein Zeichen für eine Verschiebung der Machtbalance.“¹⁴⁴

Wie stabil diese generative Etablierten-Außenseiter-Beziehung ist, zeigt sich daran, dass Mütter selbst sich und andere Mütter „am Maßstab ihrer Unterdrücker“ messen und dies zu einem Teil ihres „persönlichen Gewissens“¹⁴⁵ wird – das dauerhaft schlechte Müttergewissen, das durch die Zwickmühle zwischen Raben-Helikoptermutter-Schmähung individuell und für Mütter als Gruppe kollektiv unentrinnbar ist. Mütter können deshalb kein Gruppencharisma entfalten, sondern empfinden als Gruppe und individuell unentrinnbare Gruppenschande, die in ihr Selbstbild einsinkt und lähmende Wirkung entfaltet. Damit sind „Gefühle von Abneigung, Verachtung oder Hass“ sowie von menschlicher Minderwertigkeit verbunden, die ihnen die Etabliertengruppen entgegenbringen, während diese „ein starkes Gefühl ihrer menschlichen Höherwertigkeit gegenüber Außenseitern,“¹⁴⁶ also Müttern, haben.

Eine weitere Bestätigung für die Machtasymmetrien der Etablierten-Außenseiter-Beziehung liefern nicht nur die unerfüllbaren Vorstellungen einer guten Mutter, sondern auch der Lobkatsch zu Vätern. Sie müssen unerfüllbaren Erwartungen nicht gerecht werden, sondern können sich auf die Rolle als Familienernährer zurückziehen. Schon eine leichte Modernisierung der tradierten Vaterrolle wird positiv gewertet als *aktiv, neu, engagiert* und *involviert*. Der generative Schimpfkatsch über Männer und Väter zeigt jedoch, dass auch sie mit normativen Regulierungen und moralischen Abwertungen rechnen müssen, wenn sie die starken männlichen Erfahrungsmodi des Kraftvollen, der Stärke und der Potenz nicht verkörpern.

Weil Klatsch zunächst heimlich ist, beeinflusst er das gesellschaftliche Meinungsklima im Verborgenen. Da dies tiefgreifende Auswirkungen auf die Geschlechterverhältnisse in Elternschaft und das Verhältnis von ExpertInnen und Eltern hat, ist es gerade in den Wissenschaften und Professionen unerlässlich, eine Sensibilität für Klatschdynamiken zu entwickeln. Lob- und Schimpfkatsch sind alles andere als harmlos, sondern eine unverzichtbare Waffe im Ringen um gesellschaftliche Machtbalancen. Es widerspricht den ethischen Standards von Wissenschaften und Professionen, diese heimlichen Wertungen, Normierungen

144 | Ebd. , 20.

145 | Ebd. , 22 und 40.

146 | Ebd. , 41.

Klatsch Ausdruck	Klatsch-objekt	Sprachliches Mittel	Norm/Leitbild	Normative Regulierung	Wertung & moralische Aufladung	Klatschart
Mutti, Mama	Mutter	Diminutiv	Gute Mutter: intensiv kindzentriert, erwerbstätig, unabhängig	Festschreibung geringer Status & geringe Wertschätzung durch Verkleinerung & Verniedlichung	Abwertung & Stigmatisierung von Mutterschaft über Distanzierung, Verachtung, Geringschätzung, Herabwürdigung von zu viel oder zu wenig Nachwuchs fürsorge	Schimpfklatsch
Affenliebe*, Glucke, Muttertier, Rabenmutter (Rabeneltern*)		Tiermetapher		Entmenschlichung: Aberkennung des Menschseins durch Gleichsetzung mit einem Tier		
Helikopter Mutter (Helikoptereltern*)		Objektmetapher		Entmenschlichung: Aberkennung des Menschseins durch Gleichsetzung mit einem angsterzeugenden, männlich konnotierten Objekt von Übermacht und Allgegenwart		
Rabenmutter (Rabeneltern*) & Helikopter Mutter (Helikoptereltern*)		Kombination Tier- & Objektmetapher		Unentrinnbare Zwickmühle der Entmenschlichung & der Aberkennung des Menschseins		
Guter Vater, aktiver Vater, neuer Vater, engagierter Vater, involvierter Vater	Vater	Adjektive	Vater als Familienernährer	Zuschreibung positiver Eigenschaften	Aufwertung & Charismatisierung traditioneller Vaterschaft über Modernisierungspotenzial	Lobklatsch
Haustyran		Attribution	Mann als Hausvater bzw. Familienvater	Zuschreibung übermäßiger Ausübung von Autorität	Abwertung & Stigmatisierung durch Aberkennung des typisch männlichen Erfahrungsmodus des Kraftvollen, der Stärke & der Potenz	Schimpfklatsch
Memme	Mann	Attribution	Mann	Zuschreibung weiblicher Stillfähigkeit bzw. Leiblichkeit		
Muttersöhnchen	Sohn	Diminutiv	Sohn als Mann	Zuschreibung von zu viel Nähe zur Mutter & Angewiesenheit auf mütterliche Sorge		

* geschlechtsinklusive Varianten, die dennoch primär auf die alltagspraktisch zuständigen Mütter zielen und für Väter sowie Männer allgemein als Warnung vor Involviering in Nachwuchs fürsorge dienen

Abbildung 10: Kurzzusammenfassung der Ergebnisse dieser explorativen Studie zu ausgewählten wertenden Begrifflichkeiten der Elternschaft, die sich in der Schriftsprache als Lob- und Schimpfklatsch niedergeschlagen haben (eigene Darstellung)

und Moralisierungen von Elternschaft nicht offenzulegen, sondern daran mitzuwirken – ob bewusst oder unbewusst.

Die Inhalte des Lob- und Schimpfklatsches lassen erkennen, dass die Differenzmerkmale, an denen diese interdependenten Ungleichheitsfigurationen kristallisieren, keineswegs ausschließlich soziale Ungleichheiten sind. Zu klar sind die Hinweise auf Privilegien, die Männern die Möglichkeit geben, die eigene Generativität als Trittbrettfahrer Müttern, Frauen, Ammen, Mädchen und abgewerteten Männern zuzuweisen, ohne selbst abgewertet zu werden – was ein

grundlegender Unterschied zu Müttern ist. Stattdessen können Väter sich anderem zuwenden – ob in Beruf oder Freizeit.

Zu klar sind die Verweise auf weibliche Leibbezüge in Wortbildungen und Schmähungen. Sie zeigen, dass Frauen generativ fundamental angewiesen sind: 1) auf ihre eigene leibliche Reproduktivität, 2) auf eigene Nachwuchsfürsorge und 3) die kooperative Nachwuchsfürsorge durch Dritte. Wenn sich Frauen davon unabhängig machen, gefährden sie ihre generative Zukunft in Generationenketten. Es ist insofern kein Zufall, dass viele Frauen, denen ein beruflicher Aufstieg gelingt, kinderlos sind.

Frauen erweisen sich daher als generative Außenseitergruppe, von der die generative Etabliertengruppe der Männer jedoch fundamental abhängig ist. Mehr noch: Männer stammen selbst von Müttern als Außenseitergruppe ab und benötigen diese für die eigene Generativität.¹⁴⁷ Es handelt sich also um eine unauf lösbare, existenzielle Interdependenz, wie sie in kaum einer anderen Etablierten-Außenseiter-Figuration zu finden ist. Das männliche Gruppencharisma besteht zwar darin, selbst keine gute Mutter, Memme, Mutti, Glucke, Raben- oder Helikoptermutter sein zu müssen. Gleichwohl sind Männer fundamental von der so verachteten und geschmähten generativen Außenseitergruppe der Mütter abhängig und stammen sogar von ihr ab. Insgesamt gilt: Das „Phantasma“ von geschlechtlicher Autonomie und Unabhängigkeit, von geschlechtlicher „Omnipotenz und Vollständigkeit“¹⁴⁸ macht wirklichkeitsblind – egal ob es in patriarchalen, matriarchalen, (queer) feministischen oder reproduktionsmedizinischen Fantasien gründet.

Die Machtdynamik der generativen Etablierten-Außenseiter-Beziehungen wird in der Moderne durch kindzentrierte Wissenschaften, Professionen und Institutionen fortgeschrieben. Sie stellen die neuen patriarchalen Etabliertengruppen, sind jedoch gleichermaßen von Müttern als abgewerteter Außenseitergruppe abhängig. Sozialhistorisch neu an dieser Konstellation ist der hohe Frauenanteil innerhalb dieser generativen Etabliertengruppen. Doch auch dieser Figurationstyp steht unter Wandlungsdruck – nicht, weil Männer in kindzentrierte Berufe drängen, sondern weil Väter beginnen, mütterlich zu werden. Das zeigt: Für generative Etablierten-Außenseiter-Beziehungen ist Geschlecht zwar von grundlegender Bedeutung, gleichwohl wandeln sich auch diese Konstellationen. Es hängt von den

147 | Die dreifache männliche Abhängigkeit von Frauen bzw. Müttern in eigener Geburt und Aufwachsen, im heterosexuellen Begehren von Frauen und in der eigenen Generativität bezeichnet Pohl (2004) als „Männlichkeitsdilemma“, die männliche Seite des grundlegenden menschlichen Sexualitätsdilemmas.

148 | Rendtorff, 2020, 61.

gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ab, wer wie stark zum *cooperative breeding* verpflichtet wird und wem generatives Trittbrettfahren erlaubt ist. Dabei handelt es sich erkennbar um einen bedeutsamen Teil des menschlichen Prozesses der Zivilisation.

Literatur

- Allmendinger, Jutta (2021): *Es geht nur gemeinsam! Wie wir endlich Geschlechtergerechtigkeit erreichen*. Berlin: Ullstein.
- Allmendinger, Jutta (2017): Der Heiratsmarkt bezahlt Frauen besser als der Arbeitsmarkt. In: *Zeit Magazin* (27. August 2017).
- Al-Sadik-Lowinski, Bettina (2020): *Der Aufstieg der Topmanagerinnen: Weibliche Rollenvorbilder aus fünf Wirtschaftsnationen über Erfolgswege zu Spitzenpositionen*. Berlin: De Gruyter Oldenbourg.
- Arendt, Hannah (1958): *The Human Condition*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Benwell, Bethan (2001): Male Gossip and Language Play in the Letters Pages of Men's Lifestyle Magazines. In: *Journal of Popular Culture* 34 (4), 19-33.
- Betz, Tanja (2015): Das Ideal der Bildungs- und Erziehungspartnerschaft. Kritische Fragen an eine verstärkte Zusammenarbeit zwischen Kindertageseinrichtungen, Grundschulen und Familien. In: [bertelsmann-stiftung.de](https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/BSt/Publikationen/GrauePublikationen/Studie_WB__Bildungs-_und_Erziehungspartnerschaft_2015.pdf). Unter: https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/BSt/Publikationen/GrauePublikationen/Studie_WB__Bildungs-_und_Erziehungspartnerschaft_2015.pdf. Zugriff am 30.3.2025.
- BIB Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (2013): *Familienleitbilder. Vorstellungen. Meinungen. Erwartungen*. Wiesbaden: destatis Hausdruckerei.
- Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 153-217.
- Coates, Jennifer (2003): *Men Talk: Stories in the Making of Masculinities*. Boxford: lackwell Publishers.
- Connell, Raewyn (1995): *Masculinities*. Cambridge: Polity Press.
- Davis, Adam/Vaillancourt, Tracy/Arnocky, Steven/Doyel, Robert (2019): Women's Gossip as an Intrasexual Competition Strategy: An Evolutionary Approach to Sex and Discrimination. In: Giardini, Francesca/Wittek, Rafael (Hg.): *The Oxford Handbook of Gossip and Reputation*. Oxford: Oxford University Press, 303-321.
- Destatis (2024): Presse Tag der Jugend: 60 % der 15- bis 24-Jährigen lebten 2023 hauptsächlich von familiärer oder staatlicher Unterstützung. In: Destatis Statistisches Bundesamt. Unter: https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2024/08/PD24_N040_13_12.html. Zugriff am 30.3.2025.

- Diabaté, Sabine (2015): Mutterleitbilder: Spagat zwischen Autonomie und Aufopferung. In: Schneider, Norbert/Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen: Barbara Budrich, 207-226.
- Dores Cruz, Terence D./Nieper, Annika S./Testori, Martina/Martinescu, Elena/Beersma, Bianca (2021): An Integrative Definition and Framework to Study Gossip. In: *Group & Organization Management* 46 (2), 252-285.
- Dunbar, Robin I. M. (2004). Gossip in evolutionary perspective. In: *Review of General Psychology* 8 (2), 100-110.
- DWDS (2025): Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache. Unter: www.dwds.de. Zugriff am 30.5.2025.
- Eckhaus, Eyal/Ben-Hador, Batia (2019): Gossip and gender differences: a content analysis approach. In: *Journal of Gender Studies* 28 (1), 97-108.
- Einhorn, Sue (2021): From a woman's point of view. How internalized misogyny affects relationships between women. In: *Group Analysis* 54 (4), 481-498.
- Elias, Norbert (1964/2014): Gruppencharisma und Gruppenschande. Langfassung Vortrag Deutscher Soziologentag Heidelberg 1964. In: Elias, Norbert/Jentges, Erik/Korte, Hermann (Hg.): Gruppencharisma und Gruppenschande. Marbach am Neckar: Dt. Schillergesellschaft.
- Elias, Norbert/Scotson, John L. (1965/2002): *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- EPD (2019): Kritik zu Frau Mutter Tier. In: Evangelischer Pressedienst EPD (22. Februar 2019). Unter: <https://www.epd-film.de/filmkritiken/frau-mutter-tier>. Zugriff am 30.3.2025.
- Ernst, Stefanie (1999): *Geschlechterverhältnisse und Führungspositionen. Eine figurationssoziologische Analyse der Stereotypenkonstruktion*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- FAZ (2009): Die Frau an der Macht: Vom Mädchen zur Mutti. In: FAZ (28. Juli 2009).
- Fisher, Maryanne L. (Hg.) (2017): *The Oxford Handbook of Women and Competition*. Oxford: Library of Psychology.
- Focus (2005): Bildung. Die Störer aus der zweiten Reihe. In: Focus (13. November 2005).
- Forbes (2018): The World's Most Powerful People 2018. In: Forbes. Unter: <https://www.forbes.com/sites/davidewalt/2018/05/08/the-worlds-most-powerful-people-2018/#3361f1026c47>. Zugriff am 30.9.2024.
- Forbes (2006): The 100 Most powerful Women. Forbes (31. August 2006). In: Forbes. Unter: https://web.archive.org/web/20061223093203/http://www.forbes.com/lists/2006/11/06women_The-100-Most-Powerful-Women_Rank.html. Zugriff am 30.9.2024.
- Gahlings, Ute (2016): *Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrungen*. 2. erw. Auflage. Freiburg: Verlag Karl Alber.

- Giardini, Francesca/Wittek, Rafael (2019): Introduction: Gossip and Reputation. A Multidisciplinary Research Program. In: Giardini, Francesca/Wittek, Rafael (Hg.): *The Oxford Handbook of Gossip and Reputation*. Oxford: Oxford University Press, 1-19.
- Ginott, Haim (1969): *Between Parent and Teenager*. New York, NY: Scribner.
- Globe-Gazette (1989): Parents should be playing active role in education. In: *Globe Gazette* (9. August 1989).
- Google Books Ngram Viewer (2025): Google Books Ngram Viewer. In: *Google Books Ngram Viewer*. Unter: <https://books.google.com/ngrams/>. Zugriff am 30.9.2024.
- Goschler, Juliana (2018): Dr. Mutti. Wer die Kinder hat, hat die Zukunft. In: [dr.mutti.wordpress.com](https://drmutti.wordpress.com). Unter: <https://drmutti.wordpress.com/about/>. Zugriff am 30.3.2025.
- Graumann, Carl-Friedrich/Wintermantel, Margret (2015): Diskriminierende Sprechakte. Ein funktionaler Ansatz. In: Herrmann, Steffen Kitty/Krämer, Sybille/Kuch, Hannes (Hg.): *Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung*. Bielefeld: transcript Verlag, 147-178.
- Greiner, Lena/Padtberg, Carola (2019): *Verschieben Sie die Deutscharbeit – mein Sohn hat Geburtstag & Ich muss mit auf Klassenfahrt – meine Tochter kann sonst nicht schlafen: Das große Buch über Helikopter-Eltern*. Berlin: Ullstein.
- Gugutzer, Robert (2016): Phänomenologie männlicher Leiberfahrungen. In: Landweer, Hilge/Marcinski, Isabella (Hg.): *Dem Erleben auf der Spur: Feminismus und die Philosophie des Leibes*. Bielefeld: transcript Verlag, 113-134.
- Handelsblatt (2021): „Kommen Sie nicht zurück, bevor Sie CEO sind“ – Warum Managerinnen im Ausland Karriere machen. In: *Handelsblatt* (5. März 2021).
- Hays, Sharon (1996): *The cultural contradictions of motherhood*. New Haven: Yale University Press.
- Heitzmann, Daniela (2017): *Fortpflanzung und Geschlecht. Zur Konstruktion und Kategorisierung der generativen Praxis*. Bielefeld: transcript.
- Hess, Nicole H./Hagen, Edward H. (2019): Gossip, Reputation, and Friendship in Within-group Competition: An Evolutionary Perspective. In: Giardini, Francesca/Wittek, Rafael (Hg.): *The Oxford Handbook of Gossip and Reputation*. Oxford: Oxford University Press, 275-302.
- Highly, Dena (2012): *Momaholic. Confessions of a Helicopter Parent*. Nashville: Thomas Nelson.
- Hrdy, Sarah Blaffer (2024): *Father Time. A Natural History of Men and Babies*. Princeton: Princeton University Press.
- Hrdy, Sarah Blaffer (2010): *Mütter und andere. Wie die Evolution uns zu sozialen Wesen gemacht hat*. Berlin: Berlin-Verlag.
- Hrdy, Sarah Blaffer (2000): *Mutter Natur. Die weibliche Seite der Evolution*. Berlin: Berlin-Verlag.
- Humboldt, Wilhelm von (1835/1985): *Über die Sprache*. München: Deutscher Taschenbuchverlag.
- Kappeler, Peter (2020): *Verhaltensbiologie*. 5. Auflage. Berlin: Springer Spektrum.
- Kelle, Birgit (2017): *Muttertier. Eine Ansage*. Basel: Fontis – Brunnen.

- König, Jochen (2013): *Fritzi und ich: Von der Angst eines Vaters, keine gute Mutter zu sein*. Freiburg: Herder.
- Kotthoff, Helga/Nübling, Damaris (2018): *Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*. Tübingen: Narr.
- Kraus, Josef (2013): *Helikopter-Eltern. Schluss mit Förderwahn und Verwöhnung*. Reinbek: Rowohlt.
- Kraus, Josef (2006): Zu Unrecht Sündenböcke. In: *Die Welt* (1. Februar 2006).
- Lameli, Alfred (2018): Zur Diminuierung männlicher und weiblicher Verwandtschaftsbezeichnungen in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Czajkowski, Luise/Ulbrich-Bösch, Sabrina/Waldvogel, Christina (Hg.): *Sprachwandel im Deutschen*. Berlin: De Gruyter, 3-18.
- Lotz, Alexandra (2025): Mama steht Kopf. Der Mama Blog. In: *mamastehtkopf.de*. Unter: <https://mamastehtkopf.de/>. Zugriff am 30.3.2025.
- Lück, Detlev (2015): Vaterleitbilder: Ernährer oder Erzieher? In: Schneider, Norbert/Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hg.): *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen: Barbara Budrich, 227-246.
- Luther, Martin (1538/1851): Die sechste Predigt am 25. Tag August, den Sonnabend nach Bartholomäus. In: Irmscher, Johann Konrad (Hg.) (1851): *Dr. Martin Luthers sämtliche Werke*. Bd. 46. *Exegetische deutsche Schriften*. Erlangen: Verlag von Heyder & Zimmer, 71-83. Unter: <https://docs.google.com/document/d/13dkR6jrCMGNsQkn69x4TbDSf4UvJ1ytNw5g8pp1Dv0Y/edit?tab=t.0>. Zugriff am 30.3.2025.
- Manne, Kate (2020): *Down Girl. Die Logik der Misogynie*. Berlin: Suhrkamp.
- Meineke, Birgit (1991): *Althochdeutsche -scaf(t)-Bildungen*. Studien zum Althochdeutschen. Bd. 17. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Meuser, Michael (2005): Vom Ernährer der Familie zum ‚involvierten‘ Vater? Zur ambivalenten Modernisierung von Männlichkeit. In: *Figurationen* 6 (2), 91-106.
- Mitterauer, Michael (2003): *Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs*. 2. Aufl. München: Beck.
- Müller, Werner/Hassel, Monika (2018): *Entwicklungsbiologie und Reproduktionsbiologie des Menschen und bedeutender Modellorganismen*. 6. Auflage. Berlin: Springer Spektrum.
- Müller-Vogg, Hugo (2013): Angela Merkel: Mutti ist die Beste. In: *Cicero* (20. September 2013).
- Nübling, Damaris (2019): Geschlechter(un)ordnungen in der Grammatik: Deklination, Genus, Binomiale. In: Eichinger, Ludwig M./Plewnia, Albrecht (Hg.): *Neues vom heutigen Deutsch. Empirisch – methodisch – theoretisch*. Berlin: de Gruyter, 19-58.
- NZZ (2023): Die Ideologisierung der Mutter: zwischen ‚gebärendem Elternteil‘ und ‚Heldenmutter‘. In: *NZZ* (14. Mai 2023).
- Ofenbach, Birgit (2006): *Geschichte des pädagogischen Berufsethos. Realbedingungen für Lehrerhandeln von der Antike bis zum 21. Jahrhundert*. Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Opitz, Claudia (2002): Pflicht-Gefühl. Zur Codierung von Mutterliebe zwischen Renaissance und Aufklärung. In: Kasten, Ingrid (Hg.): *Kulturen der Gefühle in Mittelalter und Früher Neuzeit*. Stuttgart, 154-170.

- Palm, Kerstin (2019): Biologie: Materielle Dimensionen von Geschlecht in biologisch-kritischer Perspektive. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer VS, 729-739.
- Pöge, Kathleen/Rommel, Alexander/Starker, Anne/Prütz, Franziska/Tolksdorf, Katharina/Öztürk, Ilter/Strasser, Sarah/Born, Sabine/Saß, Anke-Christine (2022): Erhebung geschlechtlicher Diversität in der Studie GEDA 2019/2020-EHIS – Ziele, Vorgehen und Erfahrungen. In: *Journal of Health Monitoring* 7 (2), 52-71.
- Pohl, Rolf (2004): *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen*. Hannover: Offizin.
- Quilley, Stephen (2010): Integrative levels and ‘the Great Evolution’. Organicist biology and the sociology of Norbert Elias. In: *Journal of Classical Sociology* 10 (4), 391-419.
- Ramey, Sharon L. (2002): The Science and Art of Parenting. In: Robert Wood Johnson Foundation. National Institute of Child Health and Human Development (Hg.): *Parenting and the child’s world. Influences on academic, intellectual, and social-emotional development*. Mahwah N.J.: Erlbaum, 47-74.
- Regitz-Zagrosek, Vera (2023): *Gendermedizin in der klinischen Praxis. Für Innere Medizin und Neurologie*. Berlin: Springer.
- Rendtorff, Barbara (2020): Was „ist“ das Weibliche – so es denn existiert? In: *Psychoanalyse im Widerspruch* 32 (2), 49-65.
- Romero Moñivas, Jesús (2017): El papel de la naturaleza física y biológica en la sociología de Norbert Elias. Entre el naturalismo y el sociologismo. In: *Revista Internacional de Sociología* 75 (1). Unter: <https://revintsociologia.revistas.csic.es/index.php/revintsociologia/article/view/664>. Zugriff am 15.7.2024.
- Schiefer, Katrin (2018): *Familienleitbilder in Ost- und Westdeutschland. Dimensionierung, Struktur und Determinanten*. Baden-Baden: Ergon.
- Schneider, Norbert/Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hg.) (2015): *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben*. Opladen: Barbara Budrich.
- Schneider, Norbert F. (2002): Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben. Einführende Betrachtungen. In: Schneider, Norbert F. (Hg.): *Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben*. Opladen: Leske und Budrich, 9-21.
- Shah, Mira (2024): Affenliebe. In: Borgards, Roland/Felcht, Frederike/Kuni, Verena/Middelhoff, Frederike/Pütz, Robert/Schlottmann, Antje (Hg.): *Von Fliegenfängern und Katzenklappen. 39 Kleinigkeiten zwischen den Arten*. Göttingen: Wallstein, 15-22.
- Spiegel (2021): Kinderarzt über Fürsorglichkeit „Der Begriff ‚Helikoptereltern‘ ist verlogen, aggressiv und diskriminierend“. In: *Spiegel* (5. September 2021).
- Stead, Samantha/Mucha, Stefan/Bădescu, Iulia (2022): Alloparental Care. In: Vonk, Jennifer/Shackelford, Todd K. (Hg.): *Encyclopedia of Animal Cognition and Behavior*. Cham: Springer.
- Vinken, Barbara (2001): *Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos*. München: Piper.

- Waterstradt, Désirée (2026): „Die Haltung hat sich geändert.“ Grundwissen Elternschaft für Fachkräfte in Kita und Schule. In: Waterstradt, Désirée/Stadel, Wolfgang (Hg.): Norbert Elias in der Praxis. Von der Menschenwissenschaft zur Anwendung. Weinheim: BeltzJuventa. (im Druck).
- Waterstradt, Désirée (2025): Elternschaft und Geschlecht – kein kurzer Prozess. Kooperative Generativität als Herausforderung etablierter sozialer Kanons in Wissenschaften, Professionen und Gesellschaft. In: Ernst, Stefanie/Jitschin, Adrian/Dahl, Valerie (Hg.): *Organisation und Transformation sozialer Kanons. Texte zu Norbert Elias*. Weinheim: BeltzJuventa. 98-117.
- Waterstradt, Désirée (2024): Down Mom! The Development of Unacknowledged Shame, Child Centering, and Gender Relations in Germany. In: Gabriel, Norman (Hg.): *International Comparisons in Learning and Education. Palgrave Studies on Norbert Elias*. Cham: Palgrave Macmillan.
- Waterstradt, Désirée (2019): Westliche (Unternehmens-)Familienmodelle im historischen Wandel: Eine prozess-soziologische Skizze. In: Kleve, Heiko/Köllner, Tobias (Hg.): *Soziologie der Unternehmerfamilie*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 51-98.
- Waterstradt, Désirée (2018): Elternschaft als blinder Fleck. Herausforderungen auf dem Weg zu einer kritischen Elternschaftsforschung. In: *Soziologische Revue* 41 (3), 400-418.
- Waterstradt, Désirée (2016a): Parenthood in the Society of Individuals: ‘Helicopter Parents’ as Prime Example of Individually Inescapable Blame Gossip. Vortrag ISA-Forum “The Futures We Want: Global Sociology and the Struggles for a Better World”, Universität Wien, 14. Juli 2016.
- Waterstradt, Désirée (2016b): Prozesstheorie Der Elternschaft. Grundlage zur Reflexion und Offenlegung von Elternschaftskonzepten in Forschung und Berufspraxis. In: *Journal für Psychologie* 24 (1). Unter: <https://journal-fuer-psychologie.de/article/view/391>. Zugriff am 09.7.2025.
- Waterstradt, Désirée (2015): *Prozess-Soziologie der Elternschaft. Nationsbildung, Figurationsideale und generative Machtarchitektur in Deutschland*. Münster: M&V.
- Waterstradt, Désirée (2014): Elternschaft und die schul-höfische Gesellschaft. Die sorgfältige Kultivierung der Spannungsbalancen einer Bildungsrepublik. In: *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 37 (1), 44-59.
- Winter, Sebastian (2015): Angst vor dem Kind. Väterliches Erleben von Intimität und Nähe bei der Kleinkindpflege. In: Mahs, Claudia/Rendtorff, Barbara/Rieske, Thomas Viola (Hg.): *Erziehung – Gewalt – Sexualität*. Berlin: Barbara Budrich, 97-112.
- Young, Katherine S./Parsons, Christine/ Emholdt, Else-Marie/Woolrich, Mark/van Hartevelt, Tim J./Stevner, Angus/Stein, Alan/Kringelbach, Morten (2016): Evidence for a caregiving instinct. Rapid differentiation of infant from adult vocalizations using magnetoencephalography. In: *Cerebral Cortex* 26 (3), 1309-1321.

Abbildungen

Abbildung 1: DWDS (2024): Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache. Unter: www.dwds.de. Zugriff am 30.9.2024.

Abbildung 2: DWDS (2025a): DWDS-Verlaufskurve für „bemuttern“, erstellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache, <<https://www.dwds.de/r/plot/?view=1&corpus=dta%2Bdwds&norm=date%2Bclass&smooth=spline&genres=0&grand=1&slice=10&prune=0.05&window=3&wbase=0&logavg=0&logscale=0&xrange=1-600%3A1999&q1=bemuttern>>, Zugriff am 7.7.2025.

Abbildung 3: DWDS (2025b): DWDS-Verlaufskurve für „Elternschaft · Mutterschaft · Vaterschaft“, erstellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache, <<https://www.dwds.de/r/plot/?view=1&corpus=dta%2Bdwds&norm=date%2Bclass&smooth=spline&genres=0&grand=1&slice=10&prune=0.05&window=3&wbase=0&logavg=0&logscale=0&xrange=1600%3A1999&q1=Elternschaft&q2=Mutterschaft&q3=Vaterschaft>>, Zugriff am 7.7.2025.

Abbildung 4: DWDS (2025c): DWDS-Grafik zur Verteilung über Areale für „Rabenmutter“ in Artikeln aus Lokal- und Regionalteilen deutschsprachiger Tages- und Wochenzeitungen 1993-2024 im ZDL-Regionalkorpus, erstellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache, <<https://www.dwds.de/r/plot/?view=1&corpus=dta%2Bdwds&norm=date%2Bclass&smooth=spline&genres=0&grand=1&slice=10&prune=0.05&window=3&wbase=0&logavg=0&logscale=0&xrange=1600%3A1999&q1=Elternschaft&q2=Mutterschaft&q3=Vaterschaft>>, Zugriff am 7.7.2025.

Abbildung 5: DWDS (2025d): DWDS-Verlaufskurve für „Rabenmutter · Rabenvater · Rabeneltern · Haustyran“, erstellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache, <<https://www.dwds.de/r/plot/?view=1&corpus=dta%2Bdwds&norm=date%2Bclass&smooth=spline&genres=0&grand=1&slice=10&prune=0.05&window=3&wbase=0&logavg=0&logscale=0&xrange=1600%3A1999&q1=Rabenmutter&q2=Rabenvater&q3=Rabeneltern&q4=Haustyran>>, Zugriff am 7.7.2025.

Abbildung 6: DWDS (2025e): DWDS-Verlaufskurve für „Memme · Rabenvater · Muttersöhnchen · Haustyran“, erstellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache, <<https://www.dwds.de/r/plot/?view=1&corpus=dta%2Bdwds&norm=date%2Bclass&smooth=spline&genres=0&grand=1&slice=10&prune=0.05&window=3&wbase=0&logavg=0&logscale=0&xrange=1600%3A1999&q1=Memme&q2=Rabenvater&q3=Mutters%20C3%B6hnchen&q4=Haustyran>>, Zugriff am 7.7.2025.

Abbildung 7: DWDS (2025f): DWDS-Verlaufskurve für „Affenliebe · Muttersöhnchen“, erstellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache, <<https://www.dwds.de/r/plot/?view=1&corpus=dta%2Bdwds&norm=date%2Bclass&smooth=spline&genres=0&grand=1&slice=10&prune=0.05&window=3&wbase=0&logavg=0&logscale=0&xrange=1600%3A1999&q1=Affenliebe&q2=Mutters%20C3%B6hnchen>>, Zugriff am 7.7.2025.

Abbildung 8: Google Books Ngram Viewer (2025): Google Books Ngram Viewer. In: Google Books Ngram Viewer. Unter: <https://books.google.com/ngrams/>. Zugriff am 7.7.2025.

Abbildung 9: DWDS (2025g): DWDS-Verlaufskurve für „Helikoptereltern · Helikopter-
mutter · Helikoptervater · Rabenmutter“, erstellt durch das Digitale Wörterbuch der
deutschen Sprache, <<https://www.dwds.de/r/plot/?view=1&corpus=zeitungenxl&norm=date%2Bclass&smooth=spline&genres=0&grand=1&slice=1&prune=0.05&window=0&wbase=0&logavg=0&logscale=0&xrange=2000%3A2024&q1=Helikoptereltern&q2=Helikopter Mutter&q3=Helikoptervater&q4=Rabenmutter>>, Zugriff am 7.7.2025.

Abbildung 10: Kurzzusammenfassung der Ergebnisse dieser explorativen Studie zu
ausgewählten wertenden Begrifflichkeiten der Elternschaft, die sich in der Schriftsprache
als Lob- und Schimpfklatz niedergeschlagen haben (eigene Darstellung).

Mütterlichkeit* braucht kein Geschlecht. Elternschaft und Gender Trouble

1 Einleitung

Mütterlichkeit*¹ wird in unserer Gesellschaft immer noch vor allem Frauen zugeordnet und unreflektiert als ihre natürliche Eigenschaft betrachtet. Aktuelle Studien belegen, dass trotz gesellschaftlicher Bemühungen um die Gleichstellung der Geschlechter eine Referenz auf tradierte Elternbilder und vergeschlechtliche Rollenvorstellungen vorherrscht.² Derart mit unserer Sprache und den kulturellen Vorstellungen verwoben, bilden jene auf die Position der Mutter bezogenen Vorstellungen für heterosexuelle wie gleichgeschlechtliche und queere Eltern einen Normalitätsrahmen, der nur schwer überwindbar zu sein scheint.³ An ihm werden Eltern nicht nur in alltäglichen Redeweisen über Familie und Elternschaft gemessen, sondern richten sich auch selbst in ihren subjektiven Umgangsweisen und Erfahrungen danach aus.

Solange Mütterlichkeit* untrennbar mit dem reproduktiven Körper verknüpft bleibt, werden nicht nur Mütter in stereotype Rollen gedrängt, sondern auch Väter und nicht-binäre Eltern davon abgehalten, mütterlich-fürsorgliche Positionen zu übernehmen. Dass die Übernahme von Stereotypen im Zusammenhang mit aktuellen vergeschlechtlichten Familienvorstellungen einen bedeutsamen Knotenpunkt darstellt, fasst Sabine Hark folgendermaßen zusammen: „Trotz gesellschaftlicher Transformationen in den Geschlechterverhältnissen organisiert

1 | Ich formuliere meine Überlegungen mit Bezug auf die gegenwärtige symbolische Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit (Rede von Männern und Frauen beziehungsweise Mutter und Vater). Als Hinweis auf den Konstruktionscharakter von weiblicher* beziehungsweise mütterlicher Identität* und männlicher* beziehungsweise väterlicher Identität* wird die Verwendung des Zeichens „*“ genutzt. Obwohl ein bewusster Umgang mit Sprache eine notwendige Voraussetzung bietet, sich alltäglich die „Macht der Sprache“ zu vergegenwärtigen, halte ich eine geschlechterneutrale Sprache im Hinblick auf Mutterschaft und Mütterlichkeit* zurzeit für verfrüht. Zu groß scheint mir die Gefahr, historische Tradierungen und bestehende Ungleichheitsverhältnisse sowie die oft unbewussten elterlichen Zuschreibungen zu verschleiern; ebenso wie die anhaltenden Konflikte in Bezug auf die Gleichstellung der Geschlechter, den Gender Pay Gap und sexuelle Gewalt im Rahmen mütterlich-weiblicher* Unterdrückungs- und Hierarchisierungsstrukturen.

2 | Vgl. Infas, 2023; Vgl. Krüger-Kirn/Tichy, 2020.

3 | Vgl. Krüger-Kirn/Tichy, 2021.

Heteronormativität nahezu alle Bereiche unserer Kultur, Gesellschaft und Subjektivität ebenso wie z. B. Körper, Identitäten, Familie, Arbeit, usw.⁴ und erzeugt dabei sowohl Bereiche der Norm als auch der Abweichung beziehungsweise Pathologie. Die damit implizierte Eindeutigkeit vergeschlechtlichter Elternrollen schwingt in den gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Debatten zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit ebenso mit wie sie bis heute zur Begründung der Position der Frau in der Familie herangezogen wird.

Diese Schief lagen rücken unter handlungsorientierten Gesichtspunkten nicht nur die Frage in den Fokus, warum *Mütterlichkeit** im Zuge der Emanzipation der Frau und ihrer Integration in die Erwerbsarbeitsmärkte nur in sehr geringem Maß geschlechtergerecht verteilt werden konnte. Hier stellt sich auch die Frage, welche Machtmechanismen die Übernahme dieser Stereotypen fördern und weibliche* und mütterliche* Reproduktionsarbeit gesellschaftlich legitimieren. Der nachfolgende zeithistorische Blick auf *Mütterlichkeit** und Mutterliebe zeigt, dass die Gleichschaltung von Mutterschaft und *Mütterlichkeit** im Zuge der Geschichte als kulturelle Denkfigur etabliert wurde. Eher ideologisch und sozioökonomisch motiviert und insbesondere seit dem 20. Jahrhundert wissenschaftlich untermauert, zielt diese Denkfigur darauf ab, das Konstrukt des angeblich natürlichen Mutterinstinkts zu begründen. In der Konsequenz ist eine machtanalytische Perspektive auf Geschlechterkonzepte und deren historische und gesellschaftliche Wurzeln ebenso notwendig wie auf ihre Wirkmacht als unsichtbares Herrschaftsinstrument.⁵ Um die damit verbundenen scheinbaren Selbstverständlichkeiten kritisch zu hinterfragen und nachhaltige Konsequenzen aus den konzeptionellen Verknüpfungen von reproduktivem Körper und *Mütterlichkeit** zu ziehen – oder wie Luce Irigaray schreibt, „unsere gewohnte [patriarchale, HK-K] Ordnung [nachhaltig zu, HK-K] stören“⁶ –, ist es unumgänglich, oben genannte undifferenzierte Gleichsetzung von Mutterschaft und *Mütterlichkeit** nicht nur identitätskritisch, sondern auch im Kontext sozialpolitischer und geschlechtertheoretischer Konzepte zu reflektieren. Im Zuge dieser Überlegungen schlage ich mit Rekurs auf Adrienne Rich (1978) eine konzeptionelle Trennung von Mutterschaft und *Mütterlichkeit** vor. Erst ausgehend von diesem Verständnis ist der notwendige Schritt zu jenem (Denk-)Raum möglich, binäre elterliche Geschlechterrollen und die mit ihnen verbundenen sozialen Konstrukte als solche sichtbar zu machen. Dies wiederum ist eine notwendige

4 | Hark, 2005, 294.

5 | Vgl. Herzog, 2018; Vgl. Thompson/Keable, 2018; Vgl. Zaretsky, 2006.

6 | Vgl. Irigaray, 2013, 115.

Voraussetzung für elterliche Wahlfreiheit und eine selbstbestimmte Entscheidung, Mütterlichkeit* zu leben. Um die kulturelle Denkfigur der Mütterlichkeit* von Weiblichkeit zu lösen, liegt es nahe, dies auch auf sprachlicher Ebene zu markieren und konsequent von elterlicher Fürsorge zu sprechen. Doch damit wird eine transgenerationale und unbewusste Weitergabe von elterlichen und mütterlichen Stereotypen nicht aufgelöst. Um epochenübergreifende Engführungen auf Mutterschaft und Mütterlichkeit* und damit verbundene Konfliktlinien wie jene in neoliberale Identitätskonstruktionen eingeschriebenen elterlichen Ungleichheitsverhältnissen zu verändern, bedarf es meiner Meinung nach einer zielgerichteten und bewussten Auseinandersetzung mit der Wirkmacht elterlicher Stereotypen.

Im Folgenden beziehe ich Mutterschaft auf die reproduktive biologische Dimension von Zeugung, Abtreibung, Schwangerschaft, Geburt und Stillen und damit auf ganz bestimmte leiblich-reproduktive Erfahrungen. Mütterlichkeit* wird demgegenüber als eine Beziehungs- und Fürsorgeverantwortung für das Kind gefasst. Daraus folgt, dass elterliche Beziehungs- und Care-Tätigkeiten nicht unabdingbar von der leiblichen Mutter übernommen werden müssen.

Ausgehend von zeithistorischen Perspektiven auf Elternschaft und Mutterschaft und unterlegt durch aktuelle Forschungsergebnisse der Studie *Mutterschaft und Geschlechterverhältnisse* wird in diesem Beitrag der Unterschied zwischen Mutterschaft und Mütterlichkeit* herausgearbeitet.⁷ Ein handlungsorientierter Blick auf den verkörperten Zustand einer Schwangerschaft grenzt die Erfahrungsvielfalt reproduktiver Mütterlichkeit von elterlicher Mütterlichkeit* ab und begründet das Konzept einer Mütterlichkeit* ohne Geschlecht.

2 Zeithistorische Perspektiven

Im Folgenden beschränke ich mich auf den Mythos Mutterschaft seit dem 19. und 20. Jahrhundert.⁸ Obwohl über alle Epochen hinweg bestimmte Muster in Bezug auf elterliche Stereotypen wiederkehren, bleibt das Ideal der guten Mutter fest verankert. Ein historischer Blick zeigt, dass die unlösbar erscheinende Verwobenheit von Mutterschaft und Mutterliebe eng mit den gesellschaftlichen Umstrukturierungen

7 | Vgl. Krüger-Kirn/Tichy, 2021.

8 | Historische Analysen der Geschlechterzuordnungen zu Mutter- und Vaterschaft gehen weit über diesen Zeitraum hinaus. Einschneidende Veränderungen haben sich im Zuge der sogenannten Neolithischen Revolution vor ca. 5000 Jahren einhergehend mit der Kultivierung des Ackerbaus und der Sesshaftigkeit entwickelt.

im Zuge der Industrialisierung und der Trennung von produktiver Erwerbsarbeit und reproduktiver Familienarbeit zusammenhängt. Zentrale Grundlagen für politische und weltanschauliche Hierarchien im geschlechtlichen Dualismus von Männlichkeit* und Weiblichkeit* gewannen seitdem an dem Konzept einer angeborenen Mutterliebe, die bis heute nahezu ungebrochen auf das Bild einer guten Mutter einwirken. Seit den veränderten politischen und sozialen Verhältnissen im Zuge der Französischen Revolution sind für das weibliche* Geschlecht nicht mehr nur Standes- oder Schichtzugehörigkeit maßgeblich. Insgesamt wird ein genuin einheitlicher Geschlechtscharakter und eine allgemeingültige natürlich-biologische Bestimmung unterstellt. Damit galten bestimmte Vorstellungen, Rechte und Pflichten für das gesamte weibliche* Geschlecht vom Bauernmädchen bis zur hochadeligen Regentin.

Im Zuge der Industrialisierung und Entstehung der Kleinfamilie reduzierte sich der umfangreiche Aufgabenkatalog der Frau. Gegenüber der gemeinsam wirtschaftenden großen Haushaltsfamilie verschob sich der Tätigkeits- und Verantwortungsbereich zunehmend auf die Rolle der fürsorgenden Ehefrau und Mutter. Die Verknüpfung von *Mütterlichkeit** mit Mutterliebe, wie sie von den aufgeklärten Pädagogen und Literaten der Zeit – allen voran von Jean Jacques Rousseau (1963) – entfaltet und propagiert wurde, gewinnt von da an einen prominenten Stellenwert für die Identitäts- und Gefühlswelt der Frau. Diese neue Weiblichkeit wiederum wurde im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts zur ‚Natur der Frau‘ erklärt und durch das Konzept der genuinen Mutterliebe untermauert.⁹ Dadurch wurde Mutterschaft nicht nur als wesensbestimmend für die Frau festgelegt, sondern auch mit einer Funktionalisierung des weiblichen* Körpers auf Mutterschaft gekoppelt. Zu dieser Identitäts- und Rollenkonstruktion gehörte auch, die Frau als Mutter in die häusliche Privatsphäre zu verweisen und zugleich aus der politischen Öffentlichkeit zu verbannen.¹⁰ Auf diese Weise wurde die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zu einer der entscheidenden Determinanten hierarchisch strukturierter Geschlechterverhältnisse.

Die Charakterisierung von Mutterliebe und der Mythos der guten Mutter waren nicht nur vor dem Hintergrund der Entwicklung von Wohlfahrts- und Nationalstaaten im 19. und 20. Jahrhundert „hochgradig politisierte Themen“¹¹. Der Diskurs um Mutterschaft stellte und stellt bis heute eine zentrale Säule dar, um

9 | Vgl. Badinter, 1981.

10 | Vgl. Pateman, 2000.

11 | Baader, 2018, 32.

gesellschaftliche Veränderungen und Umbrüche heteronormativ zu legitimieren, gleichzeitig aber auch um emanzipatorische und geschlechtergerechte Forderungen zu artikulieren und durchzusetzen.

Bereits für die bürgerliche Frauenbewegung war eine Modernisierung der Perspektiven auf Mutterschaft ein zentraler Ansatzpunkt, um die Berufstätigkeit von Frauen durchzusetzen und ihre Handlungsspielräume außerhalb der Familie zu erweitern. Rückblickend kann die Politik der Frauenbewegung – wenn auch kontrovers diskutiert – „[...] bis weit ins 20. Jahrhundert als Politik der Mütterlichkeit* bezeichnet werden“¹².

Im Nationalsozialismus wurde Mütterlichkeit* mit der faschistischen Vorstellung der Frau als naturbestimmtem Wesen zur Mutterschaft verbunden und dem höheren Ziel des Nationalstaates untergeordnet. Neben der absoluten Überhöhung des Mythos der deutschen Mutter im Nationalsozialismus kommt es im Nachkriegsdeutschland zu weiteren Verschiebungen in den Begründungszusammenhängen zur Bedeutung der Mutter. Unter den Vorzeichen des verlorenen und des Kalten Krieges gewann in den 1950er Jahren die Reetablierung von patriarchalen beziehungsweise heteronormativen traditionellen Familienvorstellungen zentrale Bedeutung. Nicht zuletzt von Kirche und konservativen Strömungen wurde die Verklärung der traditionellen patriarchalen Familie als Ort der Geborgenheit und sicheren Entwicklung des Kindes vorangetrieben. Dagmar Herzog (2018) zeigte anhand ihrer Analysen von politischen und klerikalen Debatten, wie in der Nachkriegs-Bundesrepublik Deutschland versucht wurde, die Erinnerung an den Nationalsozialismus zu manipulieren und von der kollektiven Schuld abzulenken. Im Rahmen einer wiedererstarkenden und von konservativen und kirchlichen Kräften lancierten Abtreibungsdebatte gelang es, die Frage von kollektiver Schuld am Massenmord auf eine private Moraldebatte zu verschieben. Die Verantwortung, über Leben und Tod zu entscheiden, wurde auf das Selbstbestimmungsrecht der Frau über ihren Körper verlagert und befeuerte eine Moraldebatte. Seit den 1960er Jahren hat sich im Zuge der Bildungsreform und neuen Verhütungsmethoden das Leitbild und Selbstbild der Frau nachhaltig verändert. Eine Konsequenz war, die kategorische Festlegung des weiblichen* Selbstwertes auf Mutterschaft aufzulösen und durch das Credo der Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu ersetzen. Der familienpolitische Wandel zum sogenannten Modell zweier erwerbstätiger Erwachsener (*adult worker model*) stellt einen zentralen Wendepunkt und Paradigmenwechsel im kulturellen Leitbild von

12 | Jacobi, 2013, 249.

Mutterschaft dar. Im Zuge von Gleichstellungspolitiken haben sich gesellschaftlich anerkannte Institutionen wie die Kleinfamilie und damit auch die strukturellen Anforderungen an familiäre Reproduktionsarbeit inklusive der oft damit verknüpften Ernährer- und Hausfrauenmodelle verändert. Ziel hierbei war und ist es, Männern wie Frauen gleichermaßen Erwerbsarbeit und parallel dazu auch Familienarbeit zu ermöglichen. Im Zuge der Modernisierung der Perspektiven auf Mutterschaft lässt sich seit den 1990er Jahren eine weitere Transformation dieses Mutterideals eruieren. Im Kontext einer zeitgenössischen postmodernen Rhetorik einer ‚Alles-ist-machbar-Haltung‘ fließen nun beide Rollenbilder, das der *guten Mutter* und der berufstätigen Frau, im modernen Mutter- und Frauenbild zusammen. Der moderne Mythos propagiert, dass es für eine Frau ganz einfach sei, Kinder zu bekommen und großzuziehen, dabei im Beruf erfolgreich und zudem schön und begehrenswert zu sein. Konkret geht es dabei nicht nur um die Vereinbarkeit von Beruf und Mutterschaft, sondern um das bisher geschlechtsspezifisch konzeptualisierte Verständnis von guter Mutter und *Mütterlichkeit**. Jenes als *do-it-all-mother* charakterisierte Konzept¹³ und die damit implizierte Eindeutigkeit vergeschlechtlichter Elternrollen lässt sich auf paradoxe Weise mit dem neoliberalen Paradigma der selbstbestimmten Machbarkeitsvorstellungen vereinbaren. Angelehnt an eine feministische Rhetorik der Selbstbestimmung dienen freie Wahlmöglichkeiten als Begründung für die gewählte Elternposition. Rhetorisch modernisiert wird hierbei auf biologistische Argumentationen in Bezug auf Mutterschaft sowie geschlechtlich unterschiedene Elternrollen zurückgegriffen. Im Zuge dessen werden insbesondere jene Mutterbilder aufgerufen, die sich auf einen vermeintlich biologisch begründeten Zusammenhang von Weiblichkeit* und Mutterschaft beziehen. Via Schwangerschaft und Hormon- und Stilldiskurs bleibt Elternschaft bis heute eng an binäre und biologistisch begründete Vorstellungen gekoppelt. Demzufolge wird die Mutter qua körperlicher Schwangerschaftserfahrung und hormoneller Konstitution als primäre Bezugsperson für eine gelingende Entwicklung des Kindes adressiert. Die damit verbundenen sozialen Anforderungen und Normen werden mit Blick auf Fragen des Kindeswohls zudem durch alltagspsychologische Erkenntnisse zur kindlichen Entwicklung gestützt. Wie nachhaltig eine kollektiv anmutende Grundüberzeugung leiblicher Genealogie und tradierte Mythen über Mutterschaft und *Mütterlichkeit** im gesellschaftlichen Diskurs verankert sind und immer auch das Ziel verfolgen, binäre elterliche Geschlechtervorstellungen zu legitimieren, wird nachfolgend

13 | Vgl. Tichy/Krüger-Kirn. 2019.

im Rahmen der Beispiele aus unserer Studie *Mutterschaft und Geschlechterverhältnisse* nachgezeichnet.¹⁴

3 Studienergebnisse aus dem Projekt *Mutterschaft und Geschlechterverhältnisse*

Das Forschungsprojekt *Mutterschaft und Geschlechterverhältnisse* war Teil des interdisziplinär angelegten Forschungsprojekts KRiSE der GeschlechterVERhältnisSE (REVERSE)? Anti-Feminismus als Krisenphänomen mit gesellschaftsspaltendem Potenzial.¹⁵ In diesem Rahmen wurde der mediale Diskurs zum Thema *Mutterschaft* im Hinblick auf *Vereinbarkeit*, *Mutter-Kind-Bindung* und *vergeschlechtlichte Elternrollen* in drei Eltern-Zeitschriften (*Eltern*, *Baby und Familie* und *Nido*) zwischen 2010 und 2017 untersucht und durch Interviews mit Müttern von kleinen Kindern vertieft. Um zu überprüfen, ob im Zeitraum von 2018 bis 2023 gravierende Veränderungen zu verzeichnen sind – auch weil in diesen Zeitraum die Corona-Pandemie fiel –, wurden erneut bis 2023 aus den Zeitschriften *Eltern* und *Baby und Familie* (*Nido* wurde 2019 eingestellt.) weitere 463 Artikel gesichtet und inhaltlich zugeordnet. Der Fokus lag entsprechend der Ergebnisse der Studie auf Artikeln zu den Themen *Vereinbarkeit*, *gleichberechtigte Elternschaft*, *Mutter-Kind-Beziehung* beziehungsweise *Stillen* und *Bindung*. Im Vordergrund stand hier eine quantitative Auswertung, themenspezifisch erfolgte bei einigen Artikeln eine inhaltliche Vertiefung.

3.1 Vergeschlechtlichte Elternrollen

Übergreifendes Charakteristikum über alle Familienmodelle hinweg ist, dass Familie ein nach wie vor stark normatives und affektiv aufgeladenes Konstrukt darstellt. Immer dort, wo Familie konzeptualisiert wird, wird implizit oder explizit eine heterosexuelle Vorstellung von Elternpositionen aufgerufen und die geschlechtliche

14 | Vgl. Krüger-Kirn/Tichy, 2020.

15 | Die hier vorgestellten Befunde entstammen in überarbeiteter und gekürzter Form der gemeinsamen Arbeit der Autorin mit Leila Tichy im Projekt „*Mutterschaft und Geschlechterverhältnisse*“ im Rahmen des interdisziplinären Forschungsprojekts „REVERSE“ zu Anti-Genderismus am Zentrum für Gender- und Geschlechterstudien der Philipps-Universität Marburg (<https://www.uni-marburg.de/de/genderzukunft/forschung/reverse>).

Entwicklung des Kindes in dieser Familienstruktur verortet. Dieses Muster haben wir auch bei homosexueller Elternschaft entdeckt, deren Vorstellungen ebenfalls an der heterosexuellen Kleinfamilie orientiert sind und damit zwar als anders, aber normal konstruiert werden.¹⁶ Über alle Elternkonstellationen hinweg wurde hier auf spezifische Lesarten der Bindungstheorie Bezug genommen, die ausschließlich die Mutterposition adressieren.¹⁷ Implizit wird mit den vergeschlechtlichten Lesarten der Bindungsforschung eine naturgegebene Mütterlichkeit* unterstellt. Auf diese Weise wird die ehemals organische Nabelschnur in eine symbolische transformiert und die mütterliche Präsenz- und Verantwortungsverpflichtung begründet. Die primäre Adressierung der Mutter fokussiert – auch über Schwangerschaft, Geburt und Stillzeit hinausgehend – über die ‚Liebe‘ auf den mütterlichen Körper und knüpft an den Mythos der biologisch begründeten Mütterlichkeit* an. Dass dies weder dem Stand der Bindungsforschung noch der aktuellen Bandbreite von Familienkonstellationen entspricht, wird im öffentlichen wie privaten Diskurs bisher noch kaum zur Kenntnis genommen.¹⁸ Unabhängig davon, dass die klassische Konzeption von Vater, Mutter und Kind schon lange nicht mehr als Standard anzunehmen ist, sondern lediglich als eine der möglichen Formen eines Kontinuums triadischer Erfahrungen zu verstehen ist, werden damit verbundene heteronormativ strukturierte Konzeptionen geschlechtlicher Entwicklungen tradiert. Dementsprechend wird der Vater als derjenige charakterisiert, der das Kind aus dieser sogenannten Symbiose zwischen Mutter und Kind befreit. Dieses Verständnis (der Partner* als notwendiger Anderer) lässt sich auch bei lesbischen Elternpaaren (vermutlich auch homo- und transsexuellen, aber dies haben wir nicht untersucht) nachzeichnen. Aus einem geschlechterkritischen Blickwinkel auf diese Entwicklungstheorien gehört daher nicht nur die Dekonstruktion der bis heute zum Einsatz gebrachten Vorstellung einer heterosexuellen Triangulierung auf den Prüfstand, sondern auch die Annahme, dass eine stabile geschlechtliche Identitätsentwicklung des Kindes gleichgeschlechtliche Elternteile voraussetzt.¹⁹

Doch die Tragweite, dass im Rekurs auf gegenderte Lesarten der Mutter-Kind-Symbiose und entwicklungspsychologische Konzepte geschlechtlicher Entwicklung traditionelle Normen und Rollenklischees transportiert werden, die sich innerhalb des dichotomen Systems von Männlichkeit* und Weiblichkeit* an der patriarchalen

16 | Vgl. Tichy/Krüger-Kirn, 2020.

17 | Vgl. Bowlby, 1973.

18 | Vgl. Marga, 2013.

19 | Vgl. Krüger-Kirn, 2022.

Struktur der Vaterposition ausrichtet und die Mutterposition entsubjektiviert, wird wenn überhaupt meist erst auf den zweiten Blick deutlich. Denn im Vordergrund imponiert eine Rhetorik der Wahlfreiheit, die der Mutter die Entscheidung überlässt, wie sie als moderne Mutter die Beziehung zu ihrem Kind gestaltet. Auf diese Weise wird gleichsam an tradierte Bilder angeschlossen und das Rollenverständnis nimmt – lediglich dem gegenwärtigen Kontext angepasst – eine veränderte Gestalt an. In diesem Sinne erscheint das Mutterbild zugleich neu und so vertraut, dass es als ewig und naturgegeben an die Figur der guten Mutter anknüpfbar und auf diese Weise nur schwer als Konstrukt und Phantasma lesbar wird.

3.2 Vereinbarkeit von Beruf und Familie

Ein weiterer diskussionswürdiger Befund ist, dass sich im Licht der Selbstbestimmung das ‚Vereinbarkeitsproblem‘ als Konflikt ausschließlich zwischen Mutterrolle und emanzipierter Frau darstellt. Nicht nur der Beruf, sondern auch die mütterliche Fürsorge stehen jetzt im Zeichen der Selbstverwirklichung und erfahren soziale Anerkennung. Indem auf begrifflicher Ebene das Familienleben mit Begriffen wie ‚Haushaltsmanagerin‘ und ‚Familie als Kleinunternehmen‘ professionalisiert wird, gelingt eine scheinbare Aufwertung des Lebensmodells als ‚Haushalts- und Familienmanagerin‘.²⁰ Die reproduktiven Tätigkeiten werden an einen modernen, postkapitalistischen Diskurs anschlussfähig gemacht und unterscheiden sich dann nicht mehr so gravierend von der erfolgreichen Karriere-Mutter.

Zwar wird in den Zeitschriften die geschlechtliche Aufteilung der häuslichen Familienarbeit auch immer wieder problematisiert. Doch die Ursachendiskussion wird letztendlich auf die Verantwortung der Mutter zurückgeführt und mündet in dem Vorwurf, dass die Frau ihn nicht genug machen lasse. Dazu werden unterschiedliche Gründe angeführt, die von der Behauptung, dass Mütter dem Vater zu wenig Freiraum ließen (Stichwort: *maternal gate-keeping*) bis hin zur Forderung reichen, die eigenen Ansprüche zu relativieren. Da eine Reflexion der dahinterliegenden Rollenstereotypen kaum erfolgt, bleibt unterbelichtet, dass auch hier kollektive Mutterschafts- beziehungsweise Elternschaftszuschreibungen wirksam sind, mit denen beide Eltern identifiziert sind.

20 | Vgl. Eltern, 2013, 6.

Sowohl in den Zeitschriften wie den mütterlichen* Selbstzuschreibungen imponiert eine implizite Wertung von Erwerbsarbeit und Elternzeit als Pause. Dabei wird das Stillen oft als gratis bezeichnet und legt nahe, dass die Arbeit als Mutter, weil sie unentlohnt ist, nicht als Arbeit anzuerkennen ist. Die Abwertung von Muttertätigkeiten bei gleichzeitiger Aufwertung ist ein Paradox, das in den Zeitschriften und Selbstbeschreibungen immer wieder auftaucht. Dann wird die Muttertätigkeit als Mutti-blabla („Müttergespräche reichen mir nicht“²¹), das Muttiversum²² oder Ähnliches tituliert und im Gegensatz dazu die berufliche Arbeit als ‚endlich wieder wer zu sein‘, ‚intellektuell gefordert zu sein‘ oder Vergleichbares aufgewertet. Auch hier ist das Narrativ der zeitgenössischen postmodernen Rhetorik einer ‚Alles-ist-machbar-Haltung‘ als Hintergrundfolie wirksam, wobei immer wieder ‚Mütter, die es geschafft haben‘ als Orientierung und subjektiver Bewertungsmaßstab in den Fokus gerückt und zugleich andere Mütter an diesem Ideal gemessen werden. Hinsichtlich der Vereinbarkeit imponiert sowohl in den Zeitschriften wie in den Interviews als übereinstimmende Argumentationsfigur die individuelle Entscheidungsfreiheit der Eltern. Dies geschieht mit Bezug auf die Ideologie der ‚Gleichberechtigung und Wahlfreiheit‘. Vor dem Hintergrund des Gleichberechtigungsanspruchs wird die Wahl des eigenen Lebensmodells rationalisiert und/oder häufig mit ökonomischen Gründen untermauert. Damit wird der Eindruck gemeinsamer Entscheidungen nicht in Frage gestellt. Dass es in der Regel die Mütter sind, die versuchen, die Vereinbarkeit zu meistern, ist nicht erst seit der Corona-Krise im öffentlichen Bewusstsein. Doch die Ideologie der freien Wahl und Selbstbestimmung hilft, unliebsame Realitäten auszublenden. Sozio-politische Aspekte der Doppelbelastung und Überforderung von Müttern werden auf den Bereich des Privaten verschoben und insbesondere als individuelle oder Beziehungsproblematiken verhandelt. Dass in Zeiten sinkender Reallöhne die Einverdiener-Ehe kaum mehr zu finanzieren ist und so die meisten Mütter schon aus schierer Notwendigkeit berufstätig sind, bleibt weiterhin ein Privatproblem. Das Vereinbarkeitsdilemma, wie es von der Politik und in den Medien thematisiert wird, ist zu einem Vereinbarkeitsdilemma von modernen und tradierten Mutterschaftsvorstellungen (gute Mutter, erfolgreiche, schöne Frau) geworden. Zur Markierung für diese Dynamik haben wir den Begriff der *do-it-all-mother* vorgeschlagen.²³

21 | Eltern, 2015, 5.

22 | Vgl. Eltern, 2017, 8.

23 | Vgl. Tichy/Krüger-Kirn, 2019.

4 Schwangerschaft und Mutterliebe

Die Langlebigkeit mütterlicher Idealvorstellungen, und wie diese die Geschlechterordnung bis heute strukturieren, realisiert sich nicht nur im Umgang mit Kind und Familie, sondern bleibt auch für die Konzeptualisierung der schwangeren Psyche federführend. Auch hier legen fundierte Studien dar, dass schwangere Körper und Schwangerschaftserfahrungen keinen überhistorischen Referenzpunkt darstellen.²⁴ Ähnlich wie die Mutterbilder passen sie sich den jeweiligen historischen Wissensbeständen und Vorstellungen an. Diese Studien werden aber im öffentlichen und auch wissenschaftlichen Diskurs weitestgehend ignoriert; also entsprechend der gesellschaftlichen und sozioökonomischen Interessen interpretiert. Die tradierte Überzeugung, dass die leibliche Mutter schon in der Schwangerschaft ihre Mutterliebe entfaltet und auf die hingebungsvolle Mutterrolle vorbereitet wird, bleibt nach wie vor zentraler Referenzpunkt. Auch wenn das Verständnis von Mutterliebe immer wieder durch neue biologische und neurobiologische Erkenntnisse aktualisiert wird, setzen sich für die Konstruktion von Mütterlichkeit* doch jene Perspektiven durch, die Mütterlichkeit* im Wesentlichen als natürliche Eigenschaft begründen und sogar von einem geschickten Trick der Natur sprechen.

Um diese biologistischen Kurzschlüsse als ideologische und patriarchale Imaginationen zu dekonstruieren und einen Raum für emanzipatorische Perspektiven auf Schwangerschaft und Mütterlichkeit* zu schaffen, werden im Folgenden die psychischen und leiblichen Wahrnehmungen, Empfindungen und Deutungen dieser spezifischen Körperlichkeit aus einer handlungsorientierten Perspektive untersucht.

Während Mutterschaft und Schwangerschaft in den feministischen und sozialwissenschaftlichen Studien seit den 1980er Jahren kaum mehr eine Rolle gespielt haben, konzentrieren sich Forschungen seit den letzten 20 Jahren darauf, wie die leibliche Mutter schon in der Schwangerschaft auf die Mutterrolle vorbereitet wird. Wiewohl diese Studien zunehmend einen subjektbezogen-biographisch argumentierenden Ansatz verfolgen,²⁵ gehen diese Arbeiten nicht wirklich über Analysen hinaus, die sich mit der legitimatorischen Funktion von Fortpflanzung zur Konstruktion und Rekonstruktion von schwangeren Geschlechterstereotypen und Geschlechterhierarchien auseinandersetzen.²⁶ Gegenüber

24 | Vgl. Duden, 1987; Vgl. Malich, 2017.

25 | Vgl. Heitzmann, 2017; Vgl. Schadler, 2013; Vgl. Sänger/Scheunemann/Treusch, 2013.

26 | Vgl. Gildemeister/Robert, 2008.

einer Untertheoretisierung subjektiver Hermeneutik im Zuge der diskursiven Konstruktion von mütterlicher Identität bieten leibphänomenologische und leiblich-relationale Ansätze innerhalb der körpersoziologischen Forschung notwendige Ergänzungen.²⁷ Doch selbst wenn der Forschungsfokus auf somatisch-leibliche Erfahrungsräume im Spannungsfeld von Materialität und Konstruktivismus gerichtet wird,²⁸ bleibt an dieser Stelle zu fragen, wie leibliche Wahrnehmungen über die in den gegenwärtigen Diskursen eingeschriebenen Deutungsmuster hinausgehend erfasst werden können. Gegenüber einem von Wissen und Symbolstrukturen durchzogenen Körper und Leib sind damit im weitesten Sinne zentrale Fragen der Symbolisierung und Versprachlichung von unbewussten Körpererfahrungen angesprochen. Es ist das Verdienst feministisch-psychoanalytischer Autorinnen wie Luce Irigaray (1974) oder Julia Kristeva (1978), die strukturell-patriarchale Bedingtheit der symbolischen Ordnung unserer Kultur zu reflektieren. So macht Irigaray in kritischer Auseinandersetzung mit Lacan deutlich, dass die Frage nach dem Ort der Frau Leerstellen in der symbolischen Ordnung aufzeigt und keine Signifikanz des Weiblichen repräsentiert.²⁹ Ihre Sicht auf die symbolische Bedeutung der Gebärmutter in patriarchalen Strukturen kritisiert, dass „die Gebärmutter nicht als Ort des ersten Aufenthalts gedacht [...wird, H K-K], wo wir Körper werden, sondern als Kloake oder als anales und urethrales Sammelbecken, als phallische Bedrohung oder bestenfalls als Stätte der Fortpflanzung“³⁰.

Gegenüber bisherigen Forschungssträngen zu Mutterschaft und Mütterlichkeit* im feministischen Geschlechterdiskurs erweitert die psychoanalytische Perspektive den epistemologischen Raum zwischen Körper, Diskurs und Subjektivierungsweisen um die im gesellschaftlichen Unbewussten eingeschriebenen und verdrängten Wissenskomplexe.³¹ Der Körper als Knotenpunkt von Identität wird hier Ort bewusster und unbewusster Verkörperungen konzeptualisiert, an und in dem sich die symbolisierten und nicht-symbolisierten Verhaltens- und Begehrensweisen inszenieren.³² Damit lassen sich auch jene tief unbewusst-affektiven Aspekte in

27 | Vgl. Gahlings, 2016.

28 | Vgl. Jäger, 2004; Vgl. Müller/Spahn, 2020.

29 | Vgl. Irigaray, 1979, 80, 188.

30 | Irigaray, 1989, 39.

31 | Vgl. Foucault, 1973, 7. Das von Freud entworfene Kontinuum der Pole von normal, pervers, gesund und krank bei der Konzeptualisierung des Triebchicksals (Freud, 1916/1917a, 331f.) stellt historisch dominante und vereindeutigende Geschlechtervorstellungen und -konzepte schon immer in Frage. Diese Perspektive führt mit Lacan (1973) und Laplanche (2008) nicht nur zu einem Paradigmenwechsel der Intersubjektivität innerhalb des psychoanalytischen Diskurses, sondern auch zu einem veränderten Blickwinkel auf Geschlechterkonzepte.

32 | Theoretisch zeigen sich Anknüpfungspunkte an Debatten um den *material turn* in der Geschlechterforschung und insbesondere den *material feminism* (vgl. Alaimo/Hekman, 2008).

der leiblichen Dimension des Körpers erforschen, die im hegemonialen Diskurs verdrängt und als wortlose Unsagbarkeiten unter die Haut gehen, und werden zugleich als Hinweis auf eine gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit gelesen.³³ Eine Verschränkung von Psychischem und Sozialem als Verbindung und Wechselwirkung leiblich-affektiver Erfahrungen in bewusste und unbewusste Artikulationen stellt sowohl normatives wie emanzipatorisches Begehren immer auch in den historischen Kontext und bietet Voraussetzungen, diese gesellschafts- und geschlechterkritisch zu wenden.

4.1 Schwangersein

Die im ersten Kapitel vorgeschlagene Unterscheidung zwischen Mutterschaft und Mütterlichkeit* wird im Folgenden ebenso auf die körperbasierten Aneignungsprozesse und Erfahrungen einer Schwangerschaft bezogen. Mit einer Schwangerschaft werden Frauen – ebenso wie transsexuelle Männer, denn das gilt unabhängig von Gender – mit Veränderungen im und am Körper konfrontiert, die sich in bisher ungekannter Weise von allen bisherigen Erfahrungen unterscheiden. Signifikant ist hier, dass schwangere Körper eine Eigendynamik entfalten, die sich unabhängig von der geschlechtlichen Verortung der schwangeren Person oder der subjektiven Einstellung zur Schwangerschaft ereignet. Dabei sind die Materialität des schwangeren Körpers sowie des fetalen Körpers nicht eindeutig voneinander zu trennen, dennoch werden beide „Körper von Gewicht“³⁴.

Der leibliche Zwischenraum, der nicht dem einen oder dem anderen gehört, beschreibt sowohl selbst produziertes Eigenes und doch Fremdes, das sich in der Schwangerschaft zwischen Mutterkörper und Kindkörper aufspannt und zugleich vermittelt und trennt. Zwischen beiden Körpern spannt sich ein Erfahrungsraum auf, der sich als ein Von-Innen-berührt-werden beschreiben lässt und zur Basis einer außergewöhnlichen Kommunikation wird. So entfaltet sich zwischen beiden Körpern ein Assoziationsraum, den die Schwangere mit ihren Phantasien, Wünschen und Ängsten erlebt und gestaltet. Mit Blick auf die schwangere Zwischenleiblichkeit rückt eine mütterliche Position ins Zentrum, die

33 | Vgl. Erdheim, 1982, 216ff.

34 | Die Übernahme des Titels legt eine inhaltliche Referenz auf Butler (1995) nahe, doch soweit mir bekannt, hat Butler ihre Fragen in Bezug auf die Materialität des Körpers nicht auf die spezifischen Körpererfahrungen einer Schwangerschaft bezogen.

das Spüren von Innen mit der Herausforderung verknüpft, sich auf Unbekanntes und Fremdes einzulassen. Damit wird eine weitere Dimension thematisierbar, die in doppelter Hinsicht an Relevanz gewinnt. Denn sowohl in Bezug auf die bis dato ungekannten Körpererfahrungen wie auch auf das fremde heranwachsende Wesen rückt hier eine mütterliche Aktivität in den Blick – eine Aktivität, mit dem Unbekannten und Fremden im eigenen Körper umzugehen – die mit bisherigen passiv konnotierten Zuschreibungen an den schwangeren Mutterkörper im Widerspruch stehen.³⁵ Insofern stellen die Erfahrungen mit der schwangeren Körperlichkeit Bedingung und Voraussetzung zugleich dar, wie die schwangere Leiblichkeit erlebt wird, sei es sinnlich-libidinös, ängstlich oder ablehnend bis verleugnend, wie dies Untersuchungen über Leihmutterschaft zeigen.³⁶ Hier verschiebt die Schwangere ihre gesamte Emotionalität auf die Herzgegend. Unterstützt werden die Abwehrprozesse des leiblichen Spürens, indem der Bauch als Ort des Fühlens bewusst ausgeblendet wird sowie reproduktive Umdeutungen vorgenommen werden, in denen die genetische Abstammung zur tragenden Säule für leibliche Genealogie und Familiarität wird.

Es ist einleuchtend, dass die somatisch basierten Körperprozesse als grenzwertige Erfahrungen einen Einfluss auf das bisherige Körperbild der Frau haben. Dementsprechend gehen die körperbasierten Transformationsprozesse immer mit psychischen Transformationsprozessen einher. In dem Ringen um einen selbstbestimmten Körperbezug spannt sich eine Vielschichtigkeit unterschiedlichster Erfahrungen auf, die von Gefühlen von ohnmächtigem Ausgeliefertsein und Fremdbestimmung bis hin zu einer Erweiterung des Selbst – auch im Sinne einer Überschreitung von Geschlechtergrenzen – reichen können.³⁷ Unschärfe, die mit der Veränderung der Körpergrenzen entsteht, befördert Unsicherheiten und Ängste. Unabhängig von subjektiven Unterschieden ist das Bedürfnis nach Orientierung sehr groß und in besonderer Weise dafür prädestiniert, eine Projektionsfläche für gesellschaftliche Idealvorstellungen von weiblicher und schwangerer Körperlichkeit zu werden.³⁸ Gerade vor dem Hintergrund unserer patriarchal strukturierten

35 | Vgl. Krüger-Kirm, 2017.

36 | Vgl. Teman, 2009. In der ethnographischen Studie von Elly Teman (2009) wird die Verhandlung von Mutterschaft, Verwandtschaft und Körperlichkeit im Kontext von Leihmutterschaft in Israel untersucht. Die Studie umfasst 43 Interviews mit 26 Leihmüttern und 45 Interviews mit 35 *intended mothers* zwischen 1998 und 2005, wobei 19 der Leihmütter und 23 der *intended mothers* nach der Geburt interviewt wurden. Wertvolle Hinweise zu dieser Studie verdanke ich Heitzmann (2017).

37 | Vgl. Krüger-Kirm, 2017; 2023.

38 | Vgl. Krüger-Kirm, 2015, 181ff.

symbolischen Ordnung müssen wir davon ausgehen, dass der Erfahrungsbereich rund um Schwangerschaft sehr eingengt und heteronormativ funktionalisiert ist. Wie die wenigen Arbeiten zum Körpererleben während der Schwangerschaft zeigen, werden die Erfahrungen sehr stark an reproduktionsmedizinischen und normativen Körper- und Schönheitsidealen ausgerichtet und reproduzieren sprachlich und performativ geschlechtliche Zuschreibungen.³⁹ Bisher ist es nahezu unmöglich, vollkommen frei von vergeschlechtlichten inneren Vorstellungen zu sein. Auch trans*Männer berichten, dass sie Schwangerschaft bisher stets mit „Weiblichkeit“ verknüpft haben.⁴⁰

Wenn Erfahrung mehr sein soll als nur kulturelle, sprachliche Repräsentation – nämlich auch die Teilhabe an einer gemeinsamen, interaktiven und unbewussten kulturellen Praxis, in die der verkörperte Leib mit unterschiedlichen Akzenten eingebunden ist – dann brauchen präverbale schwangere Leiberfahrungen einen neuen Raum in der Sprache, der nicht sozial und reproduktionsmedizinisch vorstrukturiert und eingengt ist. Denn erst die Anerkennung von Erfahrung als einem Knotenpunkt für Verschiebungen von Subjektivitäten, verändert die Korrelation, „[...] die in einer Kultur zwischen Wissensbereichen, Normativitätsprinzipien und Subjektivitätsformen besteht“⁴¹. Um den subjektiven Erfahrungsraum fühl- und denkbar werden zu lassen, der über hegemoniale Vorstellungen von Schwangerschaft und Weiblichkeit hinausgeht, vertieft und erweitert die psychoanalytische Perspektive auf das Subjekt den körperbasierten Erfahrungsraum. Dabei wird das leiblich-affektive Erleben mit tief verwurzelten biografischen Erfahrungen und kollektiven, unbewussten Geschlechterstereotypen in Verbindung gesetzt. Daran knüpft die Notwendigkeit eines gesellschaftlichen und symbolischen Raums, um die Verwobenheit von leiblichen Empfindungen und den damit verbundenen Zuschreibungen, Vorstellungen, Sehnsüchten und Ängsten diskursbildend anzuerkennen.

Am treffendsten scheint mir diese besondere Form der Interaktion und Beziehung, die sich auf körperliche und psychische Prozesse gleichermaßen bezieht, mit dem Begriff *transformativer Zwischenraum* beschrieben. Denn mit diesem Begriff lässt sich hervorheben, dass der schwangere Körperraum einen leiblichen Zwischenraum markiert, der auch im metaphorischen Sinne zu verstehen ist. Als jener Zwischenraum ist er nicht nur Symbol für die Gebärmutter beziehungsweise

39 | Vgl. Elsässer, 2019; Vgl. Krüger-Kirn, 2019.

40 | Vgl. Krüger-Kirn, 2023.

41 | Foucault, 1993, 10.

den Raum zum Kinderkriegen, sondern im übertragenen Sinne Symbol für einen Beziehungsraum, in dem sich eine Bezogenheit mit einem unbekanntem Anderen ereignet.⁴² In seiner affektiv-leiblichen Bezogenheit stellt diese Form des Berührtwerdens mit Irigaray eine typisch weibliche Erfahrung dar. Denn da es einen Unterschied macht, ob man den Anderen innerhalb oder außerhalb des eigenen Leibes spürt, fokussiert diese Erfahrung des Spürens einen bedeutsamen Aspekt für eine Theorie der Geschlechterdifferenz.⁴³ Damit geht in der Konsequenz auch die Notwendigkeit einher, Körperdifferenzen nicht nur auf einer linguistisch-symbolischen Ebene zu reflektieren, sondern auf einer materiell-somatischen Ebene.

Der hier eingenommene interaktive Blick auf schwangere Lebensrealitäten bietet eine Erweiterung des mit Schwangerschaft bisher eng verwobenen Konzepts der biologisch begründeten Mutterliebe. Gerade die unterschiedlichen Erfahrungen mit Schwangerschaft widerlegen eindimensionale, biologisch begründete Funktionalisierungen mütterlicher Liebe. Denn die Beziehung zum Infans wird bereits im Verlauf der Schwangerschaft von der Mutter aktiv hergestellt oder eben abgewehrt und kann unterschiedlichste emotionale Färbungen haben. Da der verkörperte Zustand einer Schwangerschaft einen höchst produktiven (und auch konflikthaften) Transformationsprozess darstellt, der für die Frage der Selbstbestimmung von Schwangeren sowohl von zentraler persönlicher, aber auch politischer Bedeutung ist, macht es weitaus mehr Sinn, hier von *feeling* oder *doing pregnancy* zu sprechen. So gilt in Bezug auf *Mütterlichkeit** festzuhalten: Unabhängig von Gender handelt es sich im Kontext von Schwangersein und Elternwerden um einen subjektiven Aneignungs-, Sinngebungs- und Beziehungsprozess, der je nach individueller Lebenssituation unterschiedlich aussieht. Bei vielen Schwangeren entwickelt sich eine Form von Bindung und Beziehung, in der die Vulnerabilität des Infans nicht nur anerkannt, sondern in das eigene Selbstkonzept integriert wird. Diese Form der Bezogenheit, in der die eigenen Bedürfnisse in eine Art Altruismus transformiert werden, setzt sich bei vielen Schwangeren nach der Geburt fort und trägt dazu bei, dass die Schwangere nach der Geburt die primäre Bindungsfigur bleiben möchte. Auch wenn hier die Erfahrung von vielen Schwangeren, Müttern und Eltern zutreffend beschrieben ist, gilt eben auch das Gegenteil. Zudem gibt es unzählige unvorhersehbare Einflüsse und Ereignisse, die sich auf die spätere

42 | Vgl. Ettinger, 2006.

43 | Vgl. Irigaray, 1979.

Gestaltung der Elternschaft und Mutter-Kind-Beziehung auswirken. Das breite Spektrum der Erfahrungsweisen anzuerkennen, schließt auch solche Umgangsweisen und Artikulationen ein, die weniger eindeutig und ambivalent sind. So können Dimensionen leiblicher Erfahrungen und Deutungsweisen zugänglich werden, die das gängige Verständnis von Schwangerschaft und Mutterwerden erweitern und/oder konterkarieren.

5 *Mütterlichkeit** braucht kein Geschlecht

*Mütterlichkeit** nicht geschlechtsgebunden, sondern als Ausdruck einer Haltung und Handlung zu verstehen, die beziehungsorientiert und empathisch auf die Bedürfnisse des Kindes ausgerichtet ist, geht demnach mit einer Kritik an tradierten Konzepten von Mutterliebe ebenso einher wie mit damit verknüpften stereotypen Elternbildern. Daran schließt eine Kritik an immer wieder neu aufgelegten, biologistisch motivierten Begründungsstrategien geschlechterstereotyper Elternpositionen an. Seit der Entdeckung des Hormons Oxytocin ist der Trend zur Biologisierung wieder stärker geworden.⁴⁴ Mittlerweile haben neurobiologische Erkenntnisse zum Mutterhirn das bisher dominante hormonelle Verständnis abgelöst.⁴⁵ Ergebnisse zum vergeschlechtlichten Gehirn befeuern gegenwärtig erneut Debatten über eine natürliche Bestimmung von mütterlichen Verhaltensweisen. Doch gerade mit Blick auf *Mütterlichkeit** belegen neurobiologische Studien in vielfältiger Weise, dass biologische Prozesse je nach eigenem Verhalten beziehungsweise den eigenen Tätigkeiten sehr unterschiedlich ausfallen. Konkret heißt das, dass die hormonellen und neuronalen Veränderungen nicht nur durch autonome Hormonaktivitäten ausgelöst werden. Auch wenn noch nicht genau geklärt ist, was auf molekularer Ebene vor sich geht, gilt als gesichert, dass die Hormonproduktion und der Aufbau des Gehirns eng zusammenhängen und sich wechselseitig beeinflussen. Da alle Menschen über eine biologische Anlage zu einem neuronalen elterlichen Fürsorge-Netzwerk verfügen, können dementsprechend alle an der Elternschaft beteiligten Personen eine Entwicklungsphase durchlaufen, die laut Neurobiologie mit der Pubertät vergleichbar ist. Beides sind Lebensphasen, in denen sich nicht nur die Hormone extrem verändern, sondern sich auch bestimmte Bereiche der grauen

44 | Vgl. Moberg/Streit/Jansen, 2016.

45 | Vgl. Conaboy, 2023.

Substanz zurückbilden. Diese Veränderungen sind für die neuronale Entwicklung und das korrekte Funktionieren des reifen Gehirns entscheidend. Durch den Rückbau mancher Neuronen werden andere Nervenbahnen besonders stark. Das Gehirn spezialisiert sich. Chelsea Conaboy (2023) unterstreicht in ihrem Buch *Mutterhirn. Was mit uns passiert, wenn wir Eltern werden*, dass das „Mutterhirn“ nicht gleichbedeutend mit dem weiblichen* Gehirn ist und auch nicht mit dem Gehirn der Gebärenden. Es ist vielmehr das Gehirn, das sich durch Fürsorge entsprechend verändert. Nicht nur die Gehirne der Frauen, sondern auch die der Männer/Partner* verändern sich nach der Geburt, und zwar jeweils abhängig davon, wie intensiv sich die Person um das Kind kümmert, Zeit investiert und emotional involviert ist: Dies wirkt sich darauf aus, wie sich das Gehirn neu organisiert.⁴⁶ Aus den bisherigen Studien kommen die Forschenden zu dem Schluss, dass es hauptsächlich die Erfahrung des Kümmerns und nicht das elterliche Geschlecht ist, das die Reaktionen des Gehirns auslöst. Zudem wird im Vergleich mit anderen Studien deutlich, dass es auch nicht die sexuelle Orientierung ist, die den primären Vätern ihre emotionale Gehirnaktivität beschert, sondern eben der Umgang mit dem Kind. Hier zeigen Studien, die sich ausschließlich homosexuellen Eltern widmen, dass sich das Bindungsnetz unabhängig davon aufbaut, ob es sich um leibliche oder adoptierte Kinder handelt, aber in Abhängigkeit davon, wieviel Zeit mit den Kindern verbracht wird.⁴⁷ Auf längere Sicht und bei Fortbestand einer engen Beziehung zwischen Vater und Kind (oder Mutter und Kind) sind nachhaltig positive Auswirkungen für die Bindung von Kind, Vater und Mutter vielfach empirisch belegt.⁴⁸ Denn auch das gilt es noch einmal anzumerken: Die Bindung des Kindes zu Mutter und/oder Vater ist keine Einbahnstraße, sondern hängt entscheidend vom elterlichen Verhalten ab. Diese Erkenntnis wurde im Rahmen der Bindungsforschung bereits aus einer intersubjektiven Perspektive belegt: Das Kind reagiert in seinem Bindungsverhalten sehr sensibel auf das Einfühlungs- und Empathievermögen der Eltern (sprich: Wie feinfühlig Eltern die Signale des Kindes lesen und beantworten können) und wählt dementsprechend seine primären Bindungspersonen aus.

Neben der zunehmenden rechtlichen Gleichstellung von verschiedenen Familienmodellen sind es maßgeblich elterliche Praxen, die an geschlechtlichen Transformationsräumen von Elternschaft mitwirken und maßgeblich zu den

46 | Vgl. Abraham/Hendler/Shapira-Lichter/Kanat-Maymon/Zagoory-Sharon/Feldman, 2014; Abraham/Feldman, 2022.

47 | Vgl. Abraham/Feldman, 2022.

48 | Vgl. Conaboy, 2023.

diskursiven Verschiebungen von Familie beitragen. Daher ist es ein zentraler Fortschritt, dass die neurobiologischen Erkenntnisse zum Mutterhirn bereits mit Vätern und sozialen Eltern validiert wurden. Aber: Um Mütterlichkeit* neu und vor allem nachhaltig geschlechterübergreifend zu denken, muss auch die Erkenntnis Raum greifen, dass im Prozess einer Schwangerschaft subjektive Erfahrungen eine entscheidende Rolle spielen, wie die Beziehung zum Kind erlebt und Mütterlichkeit* entwickelt wird. Genau an dieser Stelle unterstreicht der Fokus auf ein *doing mothering* den notwendigen Denk- und Forschungsraum hin zu einer geschlechterunabhängigen Mütterlichkeit*.

Sollen mit der Forderung nach gerechter elterlicher Aufteilung und veränderten Familienbeziehungen binäre Geschlechterregime nicht weiter tradiert werden, dann stehen zudem grundsätzliche Fragen zum Stellenwert der Fürsorgetätigkeiten zur Debatte. Vor dem Hintergrund der bestehenden Hierarchisierung von Produktion und Reproduktion und geschlechtsspezifischer Arbeitsaufteilung bleibt die gesellschaftliche Anerkennung beziehungs- und reproduktiver Tätigkeiten Dreh- und Angelpunkt geschlechtlicher Gerechtigkeit. Denn die kulturelle Geringschätzung reproduktiver Tätigkeiten wirft nicht nur geschlechterkritische, sondern grundsätzliche Fragen zum Stellenwert der Fürsorgetätigkeiten auf. Es bedarf einer grundsätzlichen Anerkennung von Mütterlichkeit* als zwischenmenschlicher und fürsorglicher Tätigkeits- und Beziehungsform, die sich auf alle Familienkonstellationen und elterlichen Bezugspersonen gleichermaßen bezieht.⁴⁹ Eine gesellschaftliche Organisation und Anerkennung von elterlicher Fürsorge gestaltet sich daher als demokratische Herausforderung, die nicht zuletzt gerade in Zeiten eines Wiedererstarkens geschlechterpolarisierender Rollenvorstellungen von zentraler Bedeutung ist.

Literatur

- Abraham, Eyal/Feldman, Ruth (2022): The Neural Basis of Human Fatherhood. A Unique Biocultural Perspective on Plasticity of Brain and Behavior. In: *Clinical Child and Family Psychology Review* 25 (1), 93-109.
- Abraham, Eyal//Hendler, Talman/Shapira-Lichter, Irit/Kanat-Maymon, Yaniv/Zagoory-Sharon, Orna/Feldman, Ruth (2014): Father's Brain is Sensitive to Childcare Experiences. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences*, 111 (27), 9792-9797.

49 | Vgl. Krüger-Kirn, 2017.

- Alaimo, Stacy/Hekman, Susan (2008): Introduction: Emerging Models of Materiality in Feminist Theory. In Alaimo, Stacy/Hekman, Susan (Hg.): *Material Feminisms*. Bloomington: Indiana University Press. 1-19.
- Baader, Meike Sophia (2018): Von der Normalisierung zur De-Zentrierung. Mütterlichkeit, Weiblichkeit und Care in der Alten und in der Neuen Frauenbewegung. In: Langer, Antje/ Mahs, Claudia/Rendtorff, Barbara (Hg.): *Weiblichkeit – Ansätze zur Theoretisierung*. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, 15-37.
- Badinter, Élisabeth (1981): *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*. München: dtv.
- Bowlby, John (1973): *Mütterliche Zuwendung und geistige Gesundheit*. München: Kindler.
- Butler, Judith (1995): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin: Berlin-Verlag.
- Conaboy, Chelsea (2023): *Mutterhirn. Was mit uns passiert, wenn wir Eltern werden*. Hamburg: HarperCollins.
- Duden, Barbara (1987): *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Elsässer Anna (2019): *Veränderung des Körpererlebens während Schwangerschaft und Geburt*. Unveröffentlichte Masterarbeit, Philipps-Universität Marburg.
- Eltern (2017): Das Muttiversum. In: *Eltern* (8). Zugriff am 12.3.2020.
- Eltern (2015): Konsequent! In: *Eltern* (5). Zugriff am 12.3.2020.
- Eltern (2013): Wie teilen wir gerecht? In: *Eltern* (6). Zugriff am 12.3.2020.
- Erdheim, Mario (1982): *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ettinger, Bracha (2006): *The Matrixial Borderspace*. Minneapolis: Minnesota University Press.
- Foucault, Michel (1993): *Von der Subversion des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1973): *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Freud, Sigmund (1916/1917a): *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. GW XI.
- Gahlings, Ute (2016): *Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrungen*. Freiburg, München: Karl Alber.
- Gildemeister, Regine/Robert, Günther (2008): *Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive. Interaktion – Institution – Biografie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hark, Sabine (2005): *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Berlin: Suhrkamp.
- Heitzmann, Daniela (Hg.) (2017): *Fortpflanzung und Geschlecht. Zur Konstruktion und Kategorisierung der generativen Praxis*. Bielefeld: transcript.
- Herzog, Dagmar (2018): *Lust und Verwundbarkeit. Zur Zeitgeschichte der Sexualität in Europa und den USA*. Göttingen: Wallstein.

- Infas, DIE ZEIT, WZB (2023): Ergebnisse aus der Vermächtnisstudie. Unter: <https://www.infas.de/ergebnisse-der-vermaechtnisstudie-2023/>. Zugriff am 6.8.2025.
- Irigaray, Luce (2013): *In the Beginning She Was*. New York: Bloomsbury.
- Irigaray, Luce (1989): *Genealogie der Geschlechter*. Freiburg: Kore Verlag.
- Irigaray, Luce (1979): *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. Berlin: Merve.
- Irigaray, Luce (1974): *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jacobi, Juliane (2013): *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung in Europa. Von 1500 bis zur Gegenwart*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Jäger, Ulle (2004): *Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung*. Königstein/Taunus: Helmer.
- Kristeva, Julia (1978): *Die Revolution der poetischen Sprache*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Krüger-Kirn, Helga (2023): Psychoanalytische Überlegungen zu selbstbestimmtem Begehren und (trans*)sexueller Schwangerschaft. In: Martin, Rupert/Jänchen-van-der Hoofd, Birgit/Schäfer, Georg: *Entwicklung und Veränderung*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 413-443.
- Krüger-Kirn, Helga (2022): Un/Gleichzeitigkeiten im familialen Geschlechterverhältnis. Zur Dominanz und Marginalisierung des Ödipuskomplexes im psychoanalytischen und gesellschaftlichen Familien-Diskurs. In Schäfer, Georg/Martin, Rupert/Moeslein-Teising, Ingrid (Hg.): *Zeitdiagnosen!?* Gießen: Psychosozial-Verlag, 364-383.
- Krüger-Kirn, Helga (2019): Somatisches Wissen artikulieren. Annäherungen an die leiblichen Erfahrungen von Schwangerschaft und von Leihmutterchaft. In: *feministische studien* 37 (1), 49-66.
- Krüger-Kirn, Helga (2017): Schwangerschaft als verkörperte Erfahrung von Heterotopie. In Nagelschmidt, Ilse/Borrego, Britta/Majewski, Daria (Hg.): *Durchgehen oder nicht. Geschlechtersemantiken und Passing be- und hinterfragen*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 153-168.
- Krüger-Kirn, Helga (2015): *Die konstruierte Frau und ihr Körper. Eine psychoanalytische, sozialwissenschaftliche und genderkritische Studie zu Körperpraktiken und Mutterchaft*. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Krüger-Kirn, Helga/Tichy, Zoë (2021): *Elternschaft und Gender Trouble. Geschlechterkritische Perspektiven auf den Wandel der Familie*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich.
- Krüger-Kirn/Tichy, Zoë (2020): Mutterchaft und Gendertrouble. Inszenierungen moderner und tradierter Mutterbilder. In Henninger, Annette/Birsl, Ursula (Hg.): *Antifeminismen. „Krisen“-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?* Bielefeld: transcript, 193-230.
- Lacan, Jacques (1973): *Schriften*. Bd. 1. Olten u.a.: Walter.
- Laplanche, Jean (2008): Gender, Geschlecht, Sexuelles. In: *Forum der Psychoanalyse* 24 (2), 111-124.
- Malich, Lisa (2017): *Die Gefühle der Schwangeren. Eine Geschichte somatischer Emotionalität (1780–2010)*. Bielefeld: transcript.

- Moberg, Kerstin Uvnäs/Streit, Uta/Jansen, Fritz (Hg.) (2016): *Oxytocin, das Hormon der Nähe: Gesundheit – Wohlbefinden – Beziehung*. Aus dem Englischen übersetzt von Martina Wiese. Berlin/Heidelberg: Springer Spektrum.
- Müller, Beatrice/Spahn, Lea (2020): *Den LeibKörper erforschen. Phänomenologische, geschlechter- und bildungstheoretische Perspektiven auf die Verletzlichkeit des Seins*. Bielefeld: transcript.
- Pateman, Carole (2000): Der brüderliche Gesellschaftsvertrag. In: Braun, Kathrin/Fuchs, Gesine/Lemke, Christiane/Töns, Katrin (Hg.): *Feministische Perspektiven der Politikwissenschaft*. München, Wien: Oldenburg, 20-49.
- Rich, Adrienne (1979): *Von Frauen geboren. Mutterschaft als Erfahrung und Institution*. München: Verlag Frauenoffensive.
- Rousseau, Jean-Jacques (1963): *Emile oder Über die Erziehung*. Stuttgart: Reclam.
- Sänger, Eva/Dörr, Annalena/Scheunemann, Judith/Treusch, Patricia (2013): Embodying Schwangerschaft: Pränatales Eltern-Werden im Kontext medizinischer Risikodiskurse und Geschlechternormen. In: *Gender: Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 5 (1), 56-71.
- Schadler, Cornelia (2013): *Vater, Mutter, Kind werden. Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft*. Bielefeld: transcript.
- Teman, Elly (2009): Embodying Surrogate Motherhood. Pregnancy as a Dyadic Body-Project. In: *Body & Society* 15 (3), 47-69.
- Thompson, Nellie L./Keable, Helene (2018): The Psychoanalytic Study of the Child. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychoanalyse in der Nachkriegszeit. In: *Luzifer-Amor: Zeitschrift zur Geschichte der Psychoanalyse* 31 (61), 157-177.
- Tichy, Zoë/Krüger-Kirn, Helga (2019): Die „Do-it-all“-Mutter – Diskursive Strategien und post-feministische Allianzen in Elternzeitschriften. In: *Open Gender Journal*. Unter: <https://doi.org/10.17169/ogj.2019.75>
- Vicedo, Marga (2013): *The Nature and Nurture of Love. From Imprinting to Attachment in Cold War America*. Chicago, London: University of Chicago Press.
- Zaretsky (2006): *Secrets of the Soul. A Social and Cultural History of Psychoanalysis*. New York: Vintage.

Motherhood and Gender from a Transnational Feminist Perspective

1 Introduction

This chapter investigates the relationship between gender and parenting in different European and Anglo-American feminist and maternal epistemic traditions through a transnational lens. It identifies two main paradigmatic orientations regarding female biology, gender and motherhood, classified as ‘antimaternal’ and ‘pro-maternal,’ and delineates their respective implications for gender and parenting. I identify these two divergent feminist intellectual traditions in terms of how they theorize the reproductively marked, and female-gendered maternal body: one largely rejecting sexual difference based on a theoretical commitment to gender equality, and the other largely affirming gender equality but remaining theoretically grounded within sexual difference and its implications for women’s and men’s lived realities. This research also offers a review of scholarship in developmental neuroscience that has the potential to reorder hegemonic Western conceptions of gender and parenting, altering the terms of both orientations and affecting future theorizing on parental care models.

My own transnational positionality has sensitized me to ideological differences in how questions of gender, motherhood and patriarchy are framed within different strands of feminist discourse. As an emigree from socialist Yugoslavia with diasporic transnational ties, creating knowledge from the Anglo-American academic space since the early 2000, I live and work transnationally, across cultures and disciplinary borders. My specific hybrid positionality aligns me theoretically with a transnational feminist orientation, attuned to differences in contemporary sociopolitical, economic, cultural and scholarly global configurations that have a critical bearing on how gender relations are discursively—and historically—constructed and understood within specific socio-cultural communities of interpretation.¹ I understand transnational feminism to be a ‘flexible and evolving’ epistemic framework that relies

1 | Cf. Brah/Clini, 2017, 164.

on a “processual and historical approach in thinking about identity categories” and utilizes “specific modes of thinking” across national boundaries.² These modes of thinking and analysis are informed through a “politics of location,” or structural differences and positionalities across various borders, embedded within a complex “play of history, culture and power,” where a particular privilege (in the form of power relations) is naturalized and other positions (less powerful than the first) are neutralized.³ As both a transnationally situated scholar of the maternal and a biological mother raising three children in an adopted culture, I have spent decades ‘sitting askance’ to dominant mothering ideologies and discourses in North America, while nurturing an active professional and personal interest in exploring different strands of feminist theorizing on motherhood, and their implied orientation toward women and gender. My own ideas about feminism and motherhood were formed in relation to a socialist normative ideology, where the concept of gender roles, equality between the sexes, the relationship between the private and the public sphere and the commons were organized according to different socio-economic and cultural principles. This positionality has afforded me an outsider’s perspective on dominant Anglophone models of gender equality, women and maternity. At the same time, having lived more than thirty years in a neoliberal capitalist economic system has contributed to my understanding of the issues that animate discussions of the maternal in Anglo-American societies and scholarship. In line with recent transnational feminist theorization of the concept of ‘difference,’ rather than locating my own difference “in and as the distance between inside and outside, self and other,” I understand it as a form of relating to “involved complicity”.⁴ I apply the same understanding of ‘difference’ to my analysis: the highlighted difference “is not simply an in-between one thing and another but is an ongoing process of differentiation that inhabits what is identified as a meaning, a location, a position”.⁵

My classification does not suggest that scholarship can be simplified or simply reduced to a binary conception. Neither are my remarks suggesting a uniformity of perspective within each of these orientations. Scholars who write within each of these paradigms are diverse, utilizing multiple lenses in their approaches and coming to various conclusions. I articulate the two orientations at the paradigmatic level. A paradigm constitutes a set of theories, assumptions,

2 | Tambe/Thayer, 2021, 4.

3 | Borsa, 1990, 37.

4 | Liu, 2021, 91.

5 | Ibid.

and ideas that contribute to one's worldview and approach to engaging with other people or things. A paradigm represents the lens through which a researcher views the world, comprising their beliefs and philosophical assumptions about the nature of the world, social and gender roles.⁶ The paradigmatic classification suggests that the assumptions embedded within different forms of feminist theorizing of gender in relation to motherhood, shape theoretical outcomes in being positively or negatively oriented toward the maternal. Discourses on motherhood—dominant, resistant, or somewhere in between—are therefore socially organized, formulated within the context of specific socio-cultural values, epistemic assumptions/beliefs and ideas about women, selfhood, motherhood, parenting, patriarchy, gender, the role of the government/state, etc. Language and 'ways of speaking' are central to discourses, which are themselves considered types of social practice.⁷ While all feminist approaches are epistemically committed to women's empowerment, the relationship between mothering/women's reproductive function and women's empowerment has been interpreted differently in various feminist intellectual traditions, resulting in diverse paradigmatic orientations toward the maternal. My goal is to stimulate further scholarly dialogue on the topic by outlining the often unarticulated epistemic and philosophical investments animating feminist projects on motherhood.

2 The gendering of motherhood and care

Mothering has been and continues to be female gendered. The specific gendering of motherhood stems from patriarchal interpretations of women's biology, that is, female reproductive capacity and its ascribed role within heteronormative patriarchal family systems. As such, the maternal can be studied as an identity, and as a social role. Even though the two are separable, most women who are biological mothers understand their mothering as an experience unfolding at the intersections between identity and social role. Through long-standing, systemic and familial socialization, most women have interiorized some aspects of the ascribed maternal role in relation to their female identity and the meaning of femininity.

6 | Cf. Alele/Malau-Aduli, 2023, n. p.

7 | Cf. Carvalho, 2008, 161; Gordon, 2021, 8.

All cultures distinguish the social and biological role of mothering from that of fathering and possess some form of sexual division of labor that incorporates gendered differences in parental roles.⁸ This means that both motherhood and fatherhood can be defined in a biological, as well as in a social sense, as an identity and a social role. As identities, motherhood and fatherhood are defined similarly, through the male and female reproductive capacity respectively: a mother is a female who has carried a foetus from conception to birth and has given birth to another human being. Biologically, a father is a male who has contributed genetic material to the offspring through conception.

It is in the social definitions of mothering and fathering that we see a gendered discrepancy. From a social role perspective, a mother is a “female who has adopted a child or otherwise has a maternal relationship with another person, who could be an adult.”⁹ The maternal social role therefore implies a ‘maternal quality,’ internal and external traits and activities/behaviors that are constructed and represented as female gendered. The female capacity for reproduction has been used in various patriarchal ideologies and systems to construe and justify a proscriptive set of social, cognitive and emotional gender traits constructed and defined as ‘innate’ or ‘natural’ based on sex. To be a mother, especially a biological mother, is thus almost universally assumed to carry with it a particular set of social and emotional aptitudes, organized around the assumed propensity of females to provide long-term daily care and their ‘instinctive’ capacity to ‘watch over,’ nurture and protect. Such aptitudes and capacities are assumed to somehow stem from the reproductive capacity itself; that is, the female uterine capacity to conceive, grow and give birth to another human being, followed by lactation. For male members of the human species, being a biological father was seldom closely connected to or determinative of his ‘destiny’. However, for female members of the species, especially since the industrial revolution, the biological capacity for reproduction has habitually given rise to an elaborate and prescriptive set of feelings, behaviors, and activities relating to the provision of primary care of children, all others who need care, and the home. In other words, for human females, through systemic patriarchal interpretations of the female reproductive function, biology has defined the ‘destiny’ of women, where the biological aspects of female reproduction have been used to justify specific gendered aspects of motherhood as a social role. Many

8 | Cf. Seifert/Spencer-Wood, 2025; Dahlberg, 1981; Rosaldo, 1974.

9 | Seifert/Spencer-Wood, 2025, n. p.

women have interiorized such ways of thinking about their own female identity in relation to the maternal as a social role. Many women who are mothers struggle to separate the identity based on their sex from the role based on specific socio-cultural expectations and to understand the two as interdependent.

In Anglo-American and European contexts there is no equivalent set of socially proscribed aptitudes and emotions related to the daily care and nurture of children—or others who need care—that have been constructed regarding the male reproductive capacity to produce sperm and to carry out the act of insemination. No similar behavioral/emotional traits and caring commitments have been systemically imputed or consistently expected from fathers in their social role, beyond the emphasis on fathers as “breadwinners,” a model associated with industrialization in Western Europe.¹⁰ Literature on fatherhood remains limited primarily to a family systems perspective according to which the paternal role is analysed in terms of how it contributes to family life and the measuring of ‘fathers’ involvement’ in care.¹¹ There are some notable exceptions to this, which I examine in the final sections of this research.

At the phenomenological level, patriarchal constructions of the maternal function have therefore resulted in the social regulation of motherhood as an identity and a role. The social regulation of motherhood has been sustained through the creation, promotion and reinforcement of ideals and objectified expectations around motherhood that are at best idealistic, at worst unrealistic, but in both cases largely unattainable. Patriarchal structures and systems of thought have privileged and valorized the male subject by default, often at the expense of the female subject. What distinguishes the social regulation of motherhood within Western patriarchal systems is their ontological disregard for women’s, and specifically, maternal subjectivity, that is, mothers’ “individuality and self-awareness—the condition of being a subject”¹² apart from their children. Although many women who are biological mothers do not actively nurture a subjectivity apart from their children, because women assume the maternal role alongside other roles and intersecting identities, maternal subjectivity can come into conflict with normative patriarchal ideals and expectations relating to motherhood.

Over the last forty years, different strands of European and Anglo-American scholarship have actively worked to deconstruct many key aspects relating

10 | Sear, 2021; Creighton, 1996; Seccombe, 1996.

11 | Cf. Coltrane, 2001; cf. Hofferth/Goldscheider, 2015.

12 | Henriques/Hollway/Urwin/Venn/Walkerline, 1984, 3.

to oppressive patriarchal interpretations of the connection between female biology, the reproductive function, and social expectations around the appropriate performance of ‘good’ motherhood. Despite this body of knowledge, normative frameworks according to which female biology is closely linked to women’s social roles as mothers are deeply entrenched in most national and cultural spaces. All versions of patriarchy create normative ideologies of motherhood. However, due to specific cultural, national, racial, class and other identity intersections, those normative ideologies manifest differently in different settings and possess distinct characteristics. Women’s compliance, negotiation with, and resistance to normative views around maternal roles also vary historically, geographically as well as intra-culturally, depending on other dimensions of women’s intersectional identities. While in a biological sense, motherhood may be conceived of as gendered in ahistorical, transhistorical or universal terms, motherhood as a social role is always situated within specific socio-cultural, historical and economic discourses and ideologies. This means that there is no universal way in which all women—and all men—interpret the relationship between female identity and motherhood as a social role; the relationship between gender and parenting is therefore also situated, contingent and context-specific.

3 Scope and research questions

My analysis proceeds from the terms on which feminist critiques of women’s reproductive function within patriarchy are based. Such critiques are positioned differently in different feminist interpretive communities: while in dominant Anglo-American feminist epistemic paradigms the ‘biology is destiny’ tenet has elicited a strain of scholarly responses that downplay, elide, or outright reject the maternal role from what is considered a progressive feminist agenda, in other intellectual traditions within North America and Europe, the biologically and socially defined maternal roles have been reclaimed and reinterpreted in ways that are empowering to women and all those who mother.

My analysis also highlights different paradigmatic orientations toward the concept of gender equality. Ideas about gender equality, what it means or how it is achieved, are also discursively situated, and are therefore neither absolute nor universal. Different feminisms and feminist traditions have defined and approached these ideas differently, and from within their embeddedness in specific social,

economic and cultural histories and contexts. When it comes to ideas around women's equality with men, the embeddedness and ideological commitments of various feminist discourses in turn shape maternal ideologies.

The two orientations I am identifying are not always exclusive of one another. There are overlaps between them to the extent that no ideology, either at the normative or the operative level is absolute or pure, existing in a vacuum. Feminism itself is not a monolithic ideology or a category of knowledge, so that it is possible—and desirable—to speak of it in the plural, as feminisms. So, while geography and specific cultural belonging may, in some cases, be relevant factors in identifying the differences I am pointing out, they are certainly not the only, or the most important factors, but some that stand alongside specific intellectual histories. Intellectual histories in turn have reflected and have been shaped by other histories: the history of economic systems on the one hand, and, on the other, personal histories influenced by sexual orientation, socio-demographic intragroup status, ethnicity, majority/minority status, etc.

However, what both broadly conceived paradigms have in common is their re/construction of the maternal as female gendered. The antimaternal paradigm adopts or implies a dismissive stance toward the maternal, precisely because it conceives of it as a distinctly female gendered identity and role. The pro-maternal paradigm affirms the centrality of the maternal within cultural histories of motherhood precisely through its affirmation of a female gendered set of traits. The gendering of specific roles and identities is not inherently or by default objectionable, and it is not my intention to suggest so. After all, gender continues to be the primary form through which individuals of any sex seek to organize, name and represent their social identity. What has been found objectionable—especially within the antimaternal paradigm—is how specific gendered attributes relating to care have been systematically de/allocated to men and women respectively when it comes to their assumed capacity to provide care to others.

Rather than seeking to de-gender parenting, therefore, it may be more productive to shift the focus on how to de-gender the practice of care and the qualities of committed nurture that have been ascribed to and expected from women within patriarchal traditions. In my conclusion, I will point to recent research in neuroscience that, alongside work in feminist ethic of care, can contribute to shifting the terms of analysis in gender and parenting—at least within Western, Eurocentric settings—toward reconceiving care as a practice and a quality that is not specific to women, and can be performed well by any caring adult.

The questions that have guided my analysis are:

1. What is the general orientation to female biology (positive or negative) in different European and Anglo-American feminist intellectual traditions?
2. What is the relative place that different feminist intellectual traditions have assigned to women's reproduction within larger social and cultural systems?
3. What is the resulting philosophical position towards maternity and female reproduction?

There have been attempts to account for some of the differences that I am pointing out. In some Anglo-American feminist scholarships, some of the distinctions have tended to be conceptualized in terms of a 'shift from essentialism to poststructuralism', without extensive engagement with the maternal beyond the Anglosphere apart from reference to the 'feminism of sexual difference' primarily in relation to French feminist thought.¹³ While conceiving of gender identities through the lens of poststructuralism has enabled insights into the performative aspects of gendered roles, including the maternal,¹⁴ claiming that there is a shift from one to the other appears to present the problem in terms of a linear evolution from essentialism toward poststructuralism, the latter by implication presented as more appropriate or more progressive. As well, the danger with this line of theorizing is the assumption that 'essentialist' thinking about motherhood—one that sees equivalence or congruence between female biology and social role—translates into motherhood as an oppressive patriarchal institution. Many women who are mothers, especially cis women who are biological mothers, tend to conceive their own maternal role as constitutive or even defining of their gendered and biological identity. Specific cultural belonging may further contribute to this conceptualization. Some of the examples that I will discuss in relation to the pro-maternal orientation, such as Indigenous, and Black American intellectual traditions of the maternal, highlight this reality. In this sense, feminist poststructuralist scholarship on the maternal may fail to fully account for differently positioned cis women's embodiment within specific community histories, and the positive role that women's reproductive capacity plays in such histories. Lastly, in the Anglosphere, more nuanced theorizing remains to be done on the relationship among the feminism of sexual difference

13 | Cf. Jeremiah, 2006, 21; cf. Umanski, 1996.

14 | Takševa, 2019.

articulated in different settings (beyond the French feminist psychoanalytic school), socially or otherwise embodied conceptions of gender roles, and dominant feminist ideologies of women's equality.

4 Negative feminist orientation toward female biology

One of the origins of this feminist orientation in the West can be traced back to the second half of the twentieth century and the publication of Simone de Beauvoir's highly influential book, *The Second Sex* in 1949. As a feminist existentialist philosopher, De Beauvoir could clearly see and critique the social and historical forces conspiring against western women over time to create expectations for the performance of good or appropriate womanhood that have come to be accepted as inherent female qualities. Patriarchal systems of power justified the validity of such qualities through women's reproductive capacity. Many of the idealized stereotypical feminine values (nurture, patience, propensity to care) in fact find their roots in woman's role as mother, and the work of care that women have expected to do in this role. De Beauvoir's statement, "one is not born but rather becomes a woman" has been instrumental to the development of western feminist thought premised on the socially constructed nature of womanhood and femininity. However, de Beauvoir curiously failed to theorize motherhood and the maternal in similar terms, as a social role. Even though throughout *The Second Sex* she outlines the host of cultural and social conditions that make motherhood oppressive and a source of misery to women, she claims that in maternity "we continue to be [...] enslaved" and goes on to blame the female reproductive function itself as the cause of all this, rather than the specific patriarchal interpretations of womanhood that delimit it.¹⁵ De Beauvoir identifies motherhood as the problem, a condition that is inherently oppressive to women, and rejects it in favor of pursuing equality with men, which is identified as the key to women's empowerment. De Beauvoir's position has been highly influential in shaping the theoretical and ideological commitments of the burgeoning women's rights movement in the Anglophone west. Yet, in its rejection

15 | Cf. de Beauvoir, 1949, 157.

of motherhood as the source of women's 'enslavement', this position is distinctly antimaternal.

The United States (US) and United Kingdom (UK) based women's movements of the 1970s were formed to protest "women's subordinate social position, spiritual authority, political rights, and economic opportunities".¹⁶ They resisted the confinement of mainly white middle-class women to the private sphere within the hegemonic ideology of the nuclear family and the division of spheres. The movement in North America was greatly influenced by the work of De Beauvoir as well as Betty Friedan, whose 1963 best-selling book, *The Feminine Mystique*, gave voice "to millions of American women's frustrations with their limited gender roles and helped spark widespread public activism for gender equality".¹⁷ The lack of legal equality prevented white middle-class women from pursuing other choices outside the domestic sphere and from gaining social power on grounds other than the maternal. Both writers offered a vision of white middle class women's oppression, premised on the conflation of the "wife" and "mother" roles, identified as the source of women's lack of equality with men.

De Beauvoir's and Friedan's theoretical framing of women's equality, in relation to white middle-class women's systemic confinement to the domestic sphere, motherhood, and legal dependence on men, gained traction in the movement and attracted public and policy makers' attention. Given Anglophone women's marginalized legal status compared to men, legal equality was an issue that could be addressed through lobbying for legislative changes—the main channel for achieving changes in human rights cases in the US context. Interestingly, contemporaneous to this struggle was the work of socialist feminist groups in the US who advocated largescale transformation in the social vision of reality, such as the Hyde Park Chapter of the Chicago Women's Liberation Union, Radical Women and the Freedom Socialist Party. Such groups found the "root of sexual oppression in the existence of private property and envisioned a radically transformed society in which man would exploit neither man nor women".¹⁸ Despite their prominence at the time, the mainstream feminist movement, in North America at least, did not systematically seek to transform the economic conditions fostered by increasingly sophisticated versions of capitalism fuelled by liberal political theory. The equality envisioned in socialist feminist circles advocated for a fully transformed society in which both

16 | McCann/Kim, 2017, 1.

17 | Michals, 2017, n. p.

18 | Kennedy, 2008, 34.

sexes are equal and are given the same opportunities despite any physiological differences. A socialist vision depends on redefining the role of government and their active accountability in ensuring systemic changes. Such a transformation depended on material principles that challenge private property as a basis for socio-economic organization, and on advocating systemic rather than individualistic solutions to the conditions resulting in women's lack of equality with men.

This is not the direction in which the mainstream feminist movement in North America proceeded, where the pursuit of women's equality with men remained embedded within liberal political ideology. The liberal state's commitment begins and ends with protecting individual freedoms; essentially, the job of the liberal state is "ensuring that citizens do not coerce each other without compelling justification," with expectations of minimal or no involvement of government and the state apparatus.¹⁹ In this ideological orientation, liberty represents an individualized ideal, embodied in the "effective power to act or to pursue one's ends", where "a person is free only if she is self-directed or autonomous" and only "to the degree that one has effectively determined oneself and the shape of one's life".²⁰ This ideal of freedom, with roots in Jean-Jacques Rousseau's and Immanuel Kant's political theory, and John Stuart Mill's *On Liberty*, today remains the dominant strain of liberalism in North America.²¹ An economic system whose primary drive is profit and whose political ideology of selfhood is rooted in individualist principles of success and economic competition is inherently inimical to large-scale social transformation that assumes systemic government involvement in the creation and regulation of social policies and networks of social support. In the West, the logic of the capitalist labour market, predicated on productivity that promises to maximize profits, placed demands on women as a condition of their being admitted into the sphere of paid work and male-dominated political realms. Such ideological demands required women to avoid or downplay the implications of their female reproductive bodies, and care remains privatized, most easily relegated to the household or private enterprise. While Western feminists pointed out the connection between the patriarchal oppression of women and capitalism, critiques that informed the movement in important ways, the broader transformative vision advocated through different versions of socialist feminism remained only an offshoot of the mainstream feminist movement, at least in North American circles.

19 | Taylor, cit, in Courtland/Gaus/Schmidt, 2022, n. p.

20 | Courtland/Gaus/Schmidt, 2022, n. p.

21 | Cf. *ibid.*

The problematic exclusion and oversight of the experiences of women of color in the mainstream so-called ‘second wave’ feminist movement, was compounded by the oversight regarding class and nationality. We know, for example, that many white working-class women in the West, as well as many immigrant and Black women have never been equally confined to the domestic sphere but have always worked outside of the home. In terms of gender equality, those women were neither legally ‘equal’ to the white men in their nation states, nor were they seen as conceptually equal to the white middle-class women who ended up defining the Western movement. As the key issue for educated, white middle-class women, pursuing equality with men outside of the domestic sphere became defined as the primary commitment of feminism and its political goal. In this sense, the women’s rights movement was conceptually organized through the seeking of equal rights with the valorized capitalist, white male subject.

Since the second feminist wave in the 1960s, the biopolitical status of the gendered maternal body in the Anglosphere developed in a direction consistent with the above context—the fight for women’s equal employment rights in a neo/liberal political context. For gender equality to be seen as achievable in these conditions, some degree of gender neutrality—and the consequent rejection of sexual difference—had to be assumed as axiomatic. In other words, for the notion of equality to apply in these socio-economic settings, feminists have had to assume that neither sex nor gender are relevant when it comes to equal legal status and its application.²² Despite feminist awareness of these contradictions, especially in the US context, the women’s liberation movement in the West remains defined by the fight of women to leave the domestic sphere and the struggle for wage parity, on the one hand, or by women negotiating the terms on which they remain tied to the domestic, on the other (i.e. debates whether maternal care is the same as paid care, and whether women who are homemakers should be paid for this work).²³ Such visions of equality and such privatised arrangements relating to care do little to transform the neoliberal social vision or entrenched gendered divisions of labor in the public sphere, with the consequent rejection/occlusion of the maternal function or downplaying its gendered aspects in much mainstream feminist theory.

22 | Cf. DiQuinzio, 2021, cf. Takševa, 2019.

23 | In the Canadian context, this gendered assumption continues to provide the basis for handling and normalizing the privatisation of care: the shortage of adequate childcare at the national level is addressed through provincial legislation allowing stay-at-home women to run private daycares from their homes and be individually paid for providing such services.

The clearest manifestation of this orientation could be heard in the work of radical feminists over the next several decades following the 1960s. Their feminism articulates most clearly the conceptual consequences of the conflation of the female reproductive function and the social role of woman, wife and mother. For example, in her 1970 radical manifesto, *The Dialectic of Sex: The Case for Feminist Revolution*, Shulamith Firestone, the Canadian American radical feminist writer and activist, pronounces that pregnancy is barbaric, locating the heart of woman's oppression in her childbearing and childrearing roles. Firestone's antimaternal position in fact went as far as to suggest that women's liberation requires extra-uterine reproduction, and as part of her imagining of a utopian future that had solved the problem of gender inequality, she proposed that biological reproduction be replaced with ectogenesis—the development of embryos in artificial wombs—to free women from what she called, 'the tyranny of reproduction'.

Ti-Grace Atkinson, a radical American feminist advocating for political lesbianism, herself greatly influenced by De Beauvoir, maintained that "women's reproductive function is the critical distinction upon which all inequities toward women are grounded".²⁴ Jeffner Allen's 1984 essay, *Motherhood: The Annihilation of Women*, is a good example of this orientation which constructs women's reproductive function as an obstacle to liberation and a social and political detriment. Here Allen affirms the rejection of motherhood on the "grounds that it is dangerous to women:"

If woman, in patriarchy, is she who exists as the womb and wife of man, every woman is by definition a mother: she who produces for the sake of men. A mother is she whose body is used as a resource to reproduce men and the world of men, understood both as the biological children of patriarchy and as the ideas and material goods of patriarchal culture. Motherhood is dangerous to women because it continues the structures within which females must be women and mothers, and conversely, because it denies to females the creation of subjectivity, and world that is open and free.²⁵

The work of such feminists reveals their ideological investments in the liberal capitalist structure in interesting ways. By identifying female sexual reproduction

24 | Allen, 1983, 316.

25 | Ibid. 315.

as the primary source of women's oppression, this line of feminist reasoning is largely committed to denying as well as erasing sexual difference. The world of men that women as mothers were cast as reproducing was presented as eternal and undifferentiated, rather than rooted in the specific material and temporal reality that gave rise to this critique. Here also, subjectivity is assumed to exist only on the same terms as capitalist patriarchy assumes its existence for men—according to individualist conceptions of autonomy and agency. In other words, subjectivity could only be imagined in the ways in which it was perceived to be created for and by men in this social setting, valorizing the individual, autonomous, unencumbered capitalist subject. The relational nature of care that defined women's lives as wives and mothers was constructed as inimical to the establishment of this specific form of subjectivity.²⁶

Although these ideas were subsequently denounced as 'radical' and officially discredited in different versions of Western feminism, their resonance in Anglo-American feminist circles has been profound, leaving many lingering after-effects. The attempt to theoretically erase sexual difference has contributed to the deeply ambivalent relationship of academic feminism to the maternal, even though motherhood defines the daily experience and choice of most cis women.²⁷ For example, in feminist circles between the late 1960s and the 1990s "a taboo on speaking the life of the mother"²⁸ came to dominate, resulting in a virtual disappearance and disavowal of the maternal from Western academic feminism. In the mainstream, the lack of widespread and systematic feminist attention to female reproduction—an issue that continues to be of key relevance and defines the lives of the most cis women—is likely one of the main reasons why many cis women still refuse to identify as feminist, including many of my female undergraduate students in women and gender courses. Many of the realities of cis women's reproductive lives have not changed despite legal gains, and such theorizing leaves little space to explore the complex realities that govern cis women's reproductive lives and their choices.

Lingering discursive equations among the female reproductive function, motherhood as a social role, the gendered expectations regarding femininity, and the performance of 'good womanhood' continue to reverberate in the Anglosphere. Leading scholars of motherhood to continue to highlight that "women who

26 | Cf. Takševa, 2018; 2019; cf. DiQuinzio, 2021.

27 | Cf. O'Reilly, 2008; cf. Kawash, 2011; cf. Takševa, 2018; 2019.

28 | Snitow, 1992.

willingly become mothers and assume the care of children, [...], need not necessarily be seen as succumbing to patriarchal stereotypes of domestic femininity”.²⁹ Rather than effecting transformational change in terms of socio-economic structures and women’s role within them, such conditions contributed to the solidification of a specific form of normative mothering ideology.³⁰ It is because of this paradigmatic orientation that many Anglo-American feminist debates about motherhood end in a kind of theoretical impasse, which, as Elaine Tuttle Hansen points out, rests on being able to articulate “indictments of the negative aspects of the role women play as mothers” but without any “consensus about how to redefine the concept or adjust the system”.³¹

The rise of the post-structuralist feminist turn, and the emergence of gender studies as a separable field has not done much more to fill the gaps and remedy the inconsistencies created by this feminist ideological orientation. Rather, it continues to obscure the relationship between gendered subjectivities and ruling ideology. Within the context of gender studies, it has become possible to invoke ‘gender’ as an analytical category to mean almost exclusively ‘not women’. Many of my Canadian native-born graduate students in women and gender studies courses appear decidedly uncomfortable in referring to ‘woman’ as a distinct gender identity and a social category, without qualifying the term through reference to LGBTQ2S+ individuals, whose experiences of oppression have been historically marginalized. Such uses of the term broaden the scope of inquiry to gender issues as they may pertain to men and to others of any sex whose gender identification seeks to destabilize given categories. At the same time, in addition to obscuring the specific nature of gendered oppression for gender non-conforming individuals, such uses also thereby obscure feminism’s specific political focus on women. The danger of such undifferentiated classifications is that they depoliticize and render as secondary or invisible many persistent problems related to women, such as the wage gap, intimate partner violence in the context of heteronormative relationships, and the social dimensions of cis women’s and cis-men’s reproduction. In the Anglosphere, the widespread and rather uncritical acceptance of the work of Judith Butler, on the performative nature of gender identity, has in fact contributed theoretically and discursively to a further distancing from the symbolic and physiological materiality

29 | Oh, 2009, 4.

30 | Cf. O’Reilly’s 2023 edited collection, *Normative Motherhood: Regulations, Representations and Reclamations*, for definitions of normative motherhood from within an Anglo-American theoretical perspective.

31 | Tuttle Hansen, 1997, 434-435.

of the maternal and paternal body, and the embodied conditions within which human reproduction unfolds.

The great influence of Butler's work on much feminist theorizing in the Anglo-sphere is in fact curious since Butler is not explicitly concerned with feminist politics in their work, nor are they particularly keen to explore the embodied implications of gender performativity on cis-women's maternal role. Consistent with the feminist genealogy that begins with de Beauvoir, Butler in fact rejects the maternal function based on its "classical association of femininity with materiality" and nature, "which all subsequent philosophy deems inferior, and codes feminine" precisely because of the female reproductive capacity and its inextricable fact of nature.³² Butler traces this association to words, a set of etymologies that link 'matter' (seen as vile), with the words 'mater' and 'matrix' (or the womb) and, hence, with a problematic of reproduction.³³ Much of Butler's subsequent theoretical endeavor in fact emanates from this premise. Rather than focusing on embodied misogynous interpretations of 'matter' or working to transform the ways in which 'matter' is socially interpreted in relation to femaleness, the premise takes as axiomatic that the female reproductive capacity is the problem and works from there to either avoid it or render it irrelevant. Although performativity is a useful lens to analyze certain aspects of the maternal work of care, it only provides a partial answer to the relationship of female reproduction to gender and other categories of identity. Butler's theories of gender performativity help destabilize the connection between traditional norms regarding femininity/masculinity and female/male biology and advance the concept of gender neutrality through the argument that sex and gender do not need to align: one can be of any sex and of any gender, with no apparent difference in terms of legal status and applications. This is thereby also a position that seeks to reject the embodied relevance of sexual difference. The suppression, denial and redefinition of sexual difference within specific patriarchal socio-economic systems thus fails to detangle the reproductive function from the social category of woman as mother for cis women, or to question and analyze the role that cis men have played in relation to the embodied work of care. From this perspective, women's equality with men seems to imply, and, indeed, "require that women be liberated from the consequences of their bodies, notably the ability to bear children".³⁴ Such theorizing has not therefore done much for the lived realities

32 | Butler, 1993, 31.

33 | Ibid.

34 | Takševa, 2019; Fox-Genovese, 1999, 21.

of most cis women and cis men, the vast majority of whom are quite content with the alignment between their sex and gender (and this includes many lesbian and gay people), and the majority of whom are likely to be engaged by choice in motherhood or fatherhood at some point in their lives.

By mapping and reinscribing the distance between the reality of sex and discursive gender performativity, this antimaternal position is also antimaterialist, relegating the sexed, and contextually determined body to an indeterminate signified whose signification is unstable and in flux. The semiotic instability of the sexed body occupies a discursive space that has little to do with embodied experiences shaped by intersecting privileges and oppressions within existing systems of social and economic power. Such epistemic commitments have led to justified critiques showing the limitations of applying the theory of gender performativity to motherhood: As Irene Oh has pointed out,

to destabilize the female body—to assert, as Butler does, that women are a cultural manifestation rather than actual, bio logical, material entities—is not merely an intriguing philosophical proposition but is irresponsible intellectual rhetoric that minimizes and jeopardizes women’s lives. If in the end there really is no such thing as a woman but simply cultural influence, then feminist politics becomes impossible. The basis for arguing against the abuse, domination, and oppression of women, as women is lost.³⁵

The increasing move to use ‘parenting’ as a gender-neutral term rather than ‘mothering’, in theory, practice, and social policy, is connected to this orientation and creates some interesting dilemmas. While the usage is motivated by the desire to conceptually broaden what used to be a woman centered orientation of childcare and to redefine the mother as not necessarily being the primary caregiver, it also obscures the specific gendered histories through which female reproduction continues to be regulated. The usage gestures toward inclusivity, without addressing the fact that cis women continue to do most of the primary care work in the home.³⁶ The effect of this usage is that while it purports to be progressive and inclusive, it also disguises the fact that cis women, and particularly cis hetero women, continue

35 | Oh, 2009, 4.

36 | Cf. Joy Green/O’Reilly, 2021.

to be disproportionately impacted by oppressive institutions and the dominance of patriarchal structures when it comes to the primary care of children and housework.³⁷ As such, when it comes to cis women, the gender-neutral language of parenting runs the risk of colluding with long standing patriarchal systems that perpetuate women's oppression, without transforming systemic oppression in the social reproductive sphere for either cis women or cis men. There is some hope that in the long term, a widely applied discursive shift from motherhood to parenting may contribute to how the private work of care is allocated within the home. However, without systemic support at the state and policy level, lasting transformation is unlikely.

5 A positive/affirming feminist orientation toward female biology

While there are many different types of feminism with an active interest in the maternal that fall under this paradigmatic orientation on either side of the Atlantic, what they share is their commitment to materiality, embodiment, and to women's lived experiences. Scholars who work from within this orientation take the maternal body—biological and social—as central to feminist theoretical interventions, as 'the matrix of all life', as Luisa Muraro asserts. Much of my own work relating to the maternal is informed by and contributes to this feminist orientation.

The school of thought referred to as the feminism of sexual difference falls under a paradigm that affirms the maternal through developing positive interpretations of the connection between female biology and motherhood as a social role, as an alternative to patriarchal historical models. Some of this work, such as that of the French feminists of sexual difference, also relies on poststructuralist theory. But rather than increasing the distance between sign and signified, it works to create a morphological-phenomenological legacy of embodiment: to speak and write the maternal body, to make it visible and coded in terms that do not diminish its semiotic and symbolic polyvalence. In the French context, materiality is defined almost exclusively in relation to the female body, sometimes the body of the daughter, often the body of the mother. In continental Europe, since the 1970s, this

37 | Cf. Hollway, 2016.

strain is visible in French feminist poststructuralism and the work of Luce Irigaray, Julia Kristeva, Helene Cixous, and those who have followed in their footsteps, such as Jessica Benjamin in the US, and Emily Jeremiah and Lisa Baraitser in the UK, among others. Much of this work is rooted in a critique of Freudian psychoanalysis.

In Italy, important work has been done by the Milan Women's Bookstore Collective³⁸ and the Diotima Community of Italian feminists in Verona³⁹, especially through the work of Luisa Muraro and Ida Dominijanni. The Lotta Femminista in Italy, especially Leopoldina Fortunati and Silvia Federici, have made a significant contribution to the study of biopolitics from a perspective that is critical but also affirming of the female reproductive capacity. They form a neo-Marxist branch of Italian feminism of the 1970s, who theorized how material and class power exercise a deep albeit indirect control over social exchanges between people, even in the private sphere of domesticity and sexuality. Their commitment to embodiment is defined by analysing the temporal and corporal dimensions of the female reproductive body, centering its discursive and practical importance, and rewriting its social signification in ways that are theoretically empowering to cis women. In the Italian strain, materiality is defined in association to the maternal body, but it also features in a more Marxian sense, as embedded in the socio-economic conditions in which woman's reproductive labor unfolds. For Muraro, embodied femaleness occupies a central place in the symbolic order and constitutes what she calls, "given reality."⁴⁰ In claiming the primacy of the mother, her body and her language, especially in the context of biological and political mother/daughter relationships, Muraro's philosophy stands in the most striking contrast to the defining feature of Anglo-American feminist thought and the women's liberation movement: their theorizing of women's gendered realities through the struggle to achieve full equality with the valorized male subject.

Marxian commitment to exploring the relationship between socio-economic and class-based material conditions and reproductive labor yields important insights into the functioning of the maternal in socialist and post-socialist contexts, an area that remains understudied and seldom discussed, especially in the Anglo-sphere. Much work remains to be done in this area, work that would contribute to a deeper understanding of the multiple manifestations of patriarchy in relation

38 | Cf. Milan Women's Bookstore Collective, 1990.

39 | Cf. Casarino, Cesare/Righi, Andrea (eds.), 2018.

40 | Cf. Muraro 2018.

to other systems of socio-economic and political power, as well as to socially and culturally situated maternal subjectivity.

The question of women's empowerment and equality had distinct dimensions in different versions of socialism, with a resulting difference in the systemic conceptualization of gender and women's reproductive capacity. Different versions of state socialism are each grounded within specific temporal, economic and cultural conditions, and can be analyzed as distinct entities. Nonetheless, the legal equality between men and women, although applied with some contradictions in different socialist settings, was embedded into Marxist ideology and part of official state policy in all cases. Antifascist resistance as articulated within state socialism discursively valorized the position of women as workers and equal members of the proletariat who actively participate in socialist self-management. State socialism connected women's public social roles to their role as mothers, individually but also in a more collective sense, in terms of caring in the context of wider kinship networks, including official national interests. State socialism, therefore, in the words of one researcher, consciously set out to deconstruct the aspect of patriarchal family relations that confine women to the domestic sphere, limit their position in the home to their biological, reproductive function and anonymous labor, and conceptualize 'man as the carrier of all legal rights'.⁴¹

Official state socialist policy regarding women provided a mainstream discursive framework for the construction and performance of women's social roles, including the maternal. In these normative frameworks, the male 'breadwinner' role was systematically deconstructed through state policy. A good woman and a good mother was expected to actively contribute to the public world of work and to the development of political Marxist consciousness. To help women with such public endeavors, women's specific role in human reproduction was publicly and structurally recognized. The Yugoslav constitution of 1946, for instance, stipulated a distinct state obligation to support and protect the interests of women and children and to protect women's rights in the context of paid employment.⁴² Women's childcare responsibilities were thus alleviated through state support. For example, the reform of childcare was a major official concern of the Yugoslav state, which treated childcare as a social responsibility, investing heavily into a well-developed, universally funded childcare system. This approach to childcare was the outcome

41 | Cf. Tomšić, 1981, 32.

42 | Cf. Iveković, 1995.

of the official political position that guaranteed women's legal, social and political equality to men through the constitution of 1946. The effect of this approach was a reconceptualization of mothering.⁴³ Unlike in many western capitalist societies, where many women still equate good or desirable motherhood with being a stay-at-home mother, being a good mother in the Yugoslav social setting was not contingent on women's confinement to the domestic sphere or the expectation that they perform maternal care round-the clock for their children. The socialist state supported women's participation in the sphere of work through extensive, widely accessible, and fully funded childcare services, though free access to education at all levels, and guaranteed housing. Guaranteed social provisions with special focus on women's reproductive roles included free and universal access to all healthcare services, along with services related to reproductive health and wellbeing, and abortion, which was legal, and free, with no social stigma attached to it. This framework created very different structural conditions and grounds for feminism from those in capitalist democracies, where most social services, including childcare remain privatized, with limited or no access to abortion and comprehensive reproductive care. Other structural provisions, such as generous parental leaves and month-long annual vacations, were also guaranteed by the socialist state, at least in the Yugoslav case. Childcare responsibilities were also often alleviated through the support of extended family, since in Yugoslavia, and other socialist nations, multigenerational living constituted the norm.

This framework resulted in a different orientation to women's rights, and different ideological grounds for feminist struggle. The feminist fight for women's 'full emancipation', as it is often referenced in Yugoslav feminist accounts, entailed criticizing the distance between official versions of women's equality and women's lived reality, focusing the analysis on traces of 'patriarchal consciousness' that remained present in state socialism and impacted socialist women's lives.⁴⁴ Yugoslav feminism of the 1970s and 1980s in particular, developed distinct theoretical discourses that balanced disengagement from aspects of state policy with mainstreaming, redefined the meaning of feminism and gender, and reconceptualized consciousness, women's experience, patriarchy, family, work, homosexuality, and relationship between the public and the private.⁴⁵

43 | Cf. Lóránd 2018, 114.

44 | Cf. Lóránd, 2018, 7.

45 | Cf. Lóránd, 2018, 31.

The main point here is that feminist histories rooted in state socialism have their own periodization. The constitutional recognition of women's equality in state socialism represents a crucial difference in terms of the status and position of women from those in capitalist states. As Zsófia Lóránd points out in her study of Yugoslav feminist movements: "In contrast to Western capitalist societies, where feminists directly clashed with the state about women's emancipation and therefore clearly appeared as dissent, in Eastern Europe the state guaranteed many of the rights which the North American and West European feminist groups were fighting for."⁴⁶ Given that ideas about maternity, women's social role and equality are also culturally, socio-politically and temporally situated, such histories provide insight into alternative ways of separating sex from gender, and motherhood as an identity but also a social role that is culturally, historically, and economically contingent. These structural conditions reflect and shape a different maternal subjectivity. For the different types of feminism in this orientation, therefore, women's reproductive capacity and women's maternal roles are not understood as problematic in themselves. Moreover, scholars of this school often assert that maternity and women's reproductive capacity can be and have been a source of individual and collective power, as well as a source of great individual pleasure.

In the North American context, an affirming theorization of women's reproductive capacity emerges alongside—and despite—mainstream feminist conceptualizations. The epistemic basis of such affirmative theorizing, rather than being focused on women's equality with men and the erasure of sexual difference, centers around the distinction between motherhood as an institution, and mothering as an experience. This strain of theorizing in English starts with Adrienne Rich, an American poet and scholar of the second feminist wave, credited with the separation of women's reproductive capacity from the institution that seeks to delimit it and regulate it in oppressive ways. Interestingly, Rich writes her book, *Of Woman Born* (1976) almost at the same time as Firestone and Ti-Grace Atkinson are formulating their radical antimaternal position. In the book, Rich distinguishes between the oppressive and patriarchal institution of motherhood on the one hand, and the potentially empowering experience of mothering, on the other. She defines mothering experience as "the potential relationship of any woman to her powers of reproduction and to children," and contrasts it to motherhood, "the institution, which

46 | *Ibid.*, 2.

aims at ensuring that that potential—and all women—shall remain under male control”.⁴⁷

Rich is aware that the institution of motherhood, in its patriarchal dimensions, has informed understanding of the female reproductive function in diverse social and political systems. She also recognizes that the category of woman as mother has benefited patriarchal arrangements, stating: “Certainly the mother serves the interests of patriarchy: she exemplifies in one person religion, social conscience, and nationalism. Institutional motherhood revives and renews all other institutions”.⁴⁸ Rich theorizes woman as mother primarily as a social category rather than simply a biological one, a category that has been coopted by patriarchal systems and “superimposed” onto the female reproductive function. She distinguishes the social role from the reproductive one:

The institution of motherhood is not identical with bearing and caring for children, any more than the institution of heterosexuality is identical with intimacy and sexual love. Both create the prescriptions and the conditions in which choices are made or blocked; they are not ‘reality’, but they have shaped the circumstances of our lives. [...] Institutionalised motherhood demands of women maternal ‘instinct’ rather than intelligence, selflessness rather than self-realization, relation to others rather than the creation of self.⁴⁹

Interestingly, Rich, like Allen, assumes that the creation of self happens in isolation from others, betraying the individualist roots of her ideological position. But her claim that the institution of motherhood has a history and an ideology, and that it is therefore contingent to norms and constructed expectations, has been very important to feminist theorizing of the maternal in the Anglosphere, precisely because it has provided a much-needed alternative to the antimaternal orientation. It has created the space to study the workings of motherhood as an institution, and it has also created a theoretical space for exploring the biological, reproductive aspects of the maternal without the burden of social norms, as well as parental care as something that may not be exclusive to women or to biological mothers. In her work Rich points out that what has been constructed as

47 | Rich, 1976, 13.

48 | *Ibid.* 45.

49 | *Ibid.* 42.

'maternal instinct' is in fact the results of systematic, intense gendered socialization. Rich writes, "we learn, often through painful self-discipline and self-cauterization those qualities which are supposed to be 'innate' to us: patience, self-sacrifice, the willingness to repeat endlessly the small routine chores of socializing a human being".⁵⁰

Sara Ruddick's 1989 book, *Maternal Thinking: Toward a Politics of Peace*, helps deconstruct the concept of maternal instinct further through her analysis of the intellectual effort and deliberate practice that governs the daily work of care that mothers do for children and in the family. Ruddick asserts that the work of care gives rise to a specific form of thought she refers to as *maternal thinking* from which specific attitudes, capacities and values arise, some more useful than others. Ruddick develops this perspective further by defining maternal practice and the work of care that mothers do as neither an 'instinct' nor something that is specific to woman; she defines it as a conscious commitment on the part of an adult to undertake the daily, long-term care of children. In this, she paves the way for further exploration of the work of care as it pertains to fathers, or any other committed adult who decides to take up the task of care of children within any family context or unit. In the Anglosphere, Rich's and Ruddick's work has laid a foundation for a distinct type of empiricism as a valid epistemological basis for studying the maternal in contrast to poststructuralist accounts that explain the maternal only as a performative social role.

In Canada, in 1997, following the groundwork laid through Rich's and Ruddick's work, Andrea O'Reilly established the Association for Research on Mothering at York University, with its own journal, and later a publishing press, *Demeter*, the first press devoted exclusively to publishing and promoting scholarship on motherhood, sexuality and maternal experience in a broad sense. O'Reilly starts from the claim that "mothering, freed from the institution of motherhood, could be experienced as a site of empowerment, a location of social change"⁵¹ and her work since 2006 has been devoted to theorizing the maternal as "primarily not a natural or biological function" but a culturally constructed practice that is "continually redesigned in response to changing economic and societal factors, and whose meaning varies with time and place—there is no essential or universal experience of motherhood".⁵²

50 | Rich, 1976, 37.

51 | O'Reilly, 2006, 35.

52 | Ibid.

In addition to this form of theorizing, in the Anglosphere important work acknowledging the performative aspects of care in relation to the maternal role focuses on examining the intersections between female reproduction and particular social, cultural or community systems. Such work has been done by scholars who have been recovering other traditions of motherhood in relation to gender roles. These are perspectives that find their origins not in white Western patriarchal models and histories, but in other histories, such as African American and Indigenous traditions of the maternal that operate on very different premises. These approaches clearly demonstrate the intersectional, situated, and embodied nature of care, as well as the fact that gender roles and social definitions of maternity are always and at all levels temporally, culturally, politically, and economically embedded.

The work of Black and Indigenous scholars in North America since the so-called second feminist wave demonstrates that women's different positionalities within the family unit, the community, and society, result in very different orientations to motherhood and ideas about gender. This work shows that motherhood, far from being an obstacle to women's liberation, has been perceived by many Black and Indigenous women as not only a site of female and community empowerment, but also as founded on a unique human relationship that is of central importance to individuals whose subjectivity is formed in the context of their communities. In this sense, the work of Black and Indigenous scholars on the maternal shows that motherhood has political significance, but one that is defined outside of Western, white capitalist models in which women are historically subordinated and relegated to the private, domestic sphere and the work of care is generally devalued. In the work of Black and Indigenous scholars it becomes clear that care of children is seen as being of central importance to individual parents but also to the collective, and recognized as such by the community.

Black American scholars have pointed out early in the feminist movement in the US, that motherhood and childrearing only appear as loci of women's oppression and an impediment to women's liberation for white, middle-class, and college educated women for whom motherhood resulted in confinement to the domestic sphere. For Black women, as bell hooks wrote in a 1984, who "from slavery to the present day [...] in the U.S. have worked outside the home"⁵³, motherhood represented a uniquely humanising form of labour, not an oppressive reality that prevented them from being realized as women and human beings. bell hooks

53 | Hooks, 1984, 133.

further notes, “[h]ad Black women voiced their views on motherhood, it would not have been named a serious obstacle to our freedom as women. Racism, availability of jobs, lack of skills or education would have been at the top of the list—but not motherhood”.⁵⁴

Within Black families, as Patricia Hill Collins writes, mothering “was not a privatized nurturing occupation reserved for biological mothers” but a communal activity—one that encompasses at least the extended members of the family engaging in what she terms “othermothering”.⁵⁵ In this interdependent model of care, men and women who undertook the care of children performed a maternal role, regardless of whether they were the children’s blood relatives or not. Within Black families, mothering does not occur “in the confines of a private, nuclear family household where the mother has almost total responsibility for child rearing” and segregation of care based on sex is also less common.⁵⁶ Furthermore, motherhood in the African American context is not linked to economic dependency on men, as Black women are structurally central to their families in terms of economic support; mothers and motherhood are accorded a culturally high status, and child-care is seen as a collective rather than individual responsibility.⁵⁷ Thus, many of the conditions that make motherhood an oppressive patriarchal structure in the dominant white Western culture are not constitutive of the African American conception of mothering.

Similarly, work on Indigenous mothering reveals maternal care to be a collective responsibility.

Traditional Aboriginal mothering and the normative institutions of Indigenous motherhood are very different from those that have governed white, middle-class Western ideals of the good mother. Kim Anderson’s work has shown that one of the main differences between Indigenous and white, colonial motherhood is that Indigenous communities historically conceptualize mother work as culturally highly valued, as equivalent to any other work and structurally important to the community.⁵⁸ Rebeca Tabobondung’s writing demonstrates that whether single or in partnership, motherhood accorded Indigenous women tremendous status in the family, community, and nation, stemming from the reverence for women’s

54 | Hooks, 1990, 133.

55 | Collins, 1991; Collins, 2000.

56 | Collins, 1991, 43.

57 | Cf. Collins, 1991, 45.

58 | Cf. Anderson, 2016.

innate power to bring forth life.⁵⁹ This power belonged to all women, regardless of whether they were biological mothers or not, and care for children has been considered deeply valued and honoured work. Anderson and Tabobondung argue for the existence of a distinct ideology of Indigenous mothering that is matrilineal, stressing the complementary nature of all life forms. This ideology is founded on the unquestioned centrality of powerful women to social wellbeing, and the values of collectivism, spirituality, and sovereignty.⁶⁰

In Tabobondung's work, collectivism is defined as opposite to individualistic, competitive and impersonal logic that informs western colonial societies, where female subordination is linked to the rise of private property and the modern family, and where women are exploited and devalued for their reproductive and nurturing domestic labour. Indigenous taxonomies of gender are not hierarchical or inherently oppressive to one gender.⁶¹ In matrilineal Indigenous societies, women were considered owners of the land and soil, and they farmed the land collectively. Mothers lived and worked in extended family units, precluding the possibility of being construed as isolated or subordinated in their role as mother as family servant. A distinguishing feature of these models is also women's lack of financial dependence on husbands. Othermothers (grandmothers or aunties) fulfil important roles for women who are seeking the wisdom, nurturing and guidance of elders. Biological ties are not key to this concept, and any woman in the community who shares in the care of children and their upbringing is an othermother.

In Indigenous ideologies of motherhood, spirituality refers to honouring the body and its harmonious relationship with the spirit. This orientation toward the body stands in contrast to the one on which Western feminism as well as Western patriarchy are based. Although one is a critical response to the other, both sets of ideas are rooted within a Judeo-Christian framework that has systematically and over time denigrated the body/matter in favor of the spirit, and that has sought to suppress and castigate women's sexuality, while striving to regulate and control her reproductive function. The Judeo-Christian framework has been misogynous and uncomfortable with the body, the maternal body especially. In contrast, traditional Indigenous ideologies have not been so conflicted about the body because within these ideologies, the maternal body represents communal and individual power, and children that result from the body are seen as central to the vitality and

59 | Tabobondung, 2017.

60 | Cf. Anderson, 2016; cf. Tabobondung, 2017.

61 | Cf. Tabobondung, 2017, 763.

health of the nation. Native traditions thus validate the body, male and female, as a source of empowerment, not sin. Sex was seen as a natural part of women's lives, not regulated or repressed as it became so under the regimes of Christianisation. Giving birth, rather than being seen as messy, painful, as God's punishment for women's disobedience as it is coded in the Judeo-Christian framework, or a type of ill disposition that requires specialized medical treatment, refers to women's sacred work.⁶²

Finally, sovereignty refers to the notion that Indigenous women engage in mothering by seeking individual freedom in conjunction with resistance and recovery efforts for the family and the broader community. Because the production and reproduction of human beings is integral to sovereignty, sovereignty falls in the domain of the female universe. Sovereignty confers upon an Indigenous woman's life giver status, a social role and responsibility that has nothing to do with biological mothering. Political leadership and vision come from this ideological way of positioning women as mothers: it is women who give birth both in the physical and in the spiritual sense to the social, political, and cultural life of the community.⁶³ Thus, the valorization of the maternal function in this orientation is connected to a conception of womanhood that assumes the centrality of women to communal and political wellbeing, where women are accorded a high social standing, and their economic and political contributions are embedded and recognized in a systemic way. By showing that the female reproductive function can be and has been interpreted according to a very different logic to that stipulated by that of the dominant white Western histories of women's oppression, this paradigm also has the potential to redefine the role of cis men in reproduction and care work, and ultimately of all those who take on the primary care of children. From a transnational perspective, work that centers Black and Indigenous epistemologies of the maternal is consistent with the aims of decolonial feminism. Decolonial feminism explicitly contests Eurocentric structures of knowledge production, including those related to understanding gender.⁶⁴ This work demonstrates that the relationship between female biology and the category of motherhood can be and has been interpreted differently in different epistemic traditions. Assumptions about women, gender, and care have functioned according to various rules, norms, and expectations,

62 | Cf. Lavell-Harvard/Anderson, 2014; cf. Anderson, 2016.

63 | These accounts are indebted to Anderson and Tabobondung's work and are heavily drawing from them.

64 | Cf. Tambe/Thayer, 2021.

depending on multiple and complex socio-political and cultural factors, including those created by or mediated through colonialism and the politics of race.

6 Conclusion: Further possibilities for de-gendering care in maternal epistemologies

In this paper I analyzed the main epistemic commitments of different transnational feminist intellectual traditions since the middle of the twentieth century in terms of their general orientation to female biology (negative/positive), the relative place they assign to women's reproduction within larger social and cultural systems, and the resulting philosophical position towards maternity and female reproduction. My perspective on the relationship of gender to parenting is framed within a transnational feminist commitment, based on analysis that proceeds from a 'politics of location', a positionality that is sensitive to the way cross-border, intracultural and other structural differences impact how motherhood and parenting are constructed and experienced at the individual and group levels. Although there are many specific differences in terms of how women, gender and motherhood are represented within each of the paradigms I delineate—one largely antimaternal and the other one largely pro-maternal—what most of them have in common is their assumption that there are some specific gendered aspects of mothering and care that remain, or should remain, connected to women's identity as mothers.

In the final part of this paper, I would like to point to recent work in developmental neuroscience that shows potential to destabilize, redefine and maybe even transform understanding of the traditional linkages between the female reproductive function, and the nurturing traits and behaviors imputed to, proscribed for, and expected of women in the realm of daily care of children. The redefinition would most significantly impact on western, Anglophone epistemologies relating to gender and parenting, those that have been established as hegemonic through their positional power to define dominant feminist narratives and women's movements.⁶⁵

A small number of studies in developmental neuroscience published in English in the last twenty years investigated the ways in which the central nervous system and the neural plasticity of the brain influence parental responses in cis

65 | Cf. Stoltz, 2020; cf. Keskinen/Stoltz/Mulinari, 2021.

men and women.⁶⁶ Neural plasticity refers to the ability of neural networks in the brain to change, reorganize, and grow in response to new experiences. This means that the brain is and can be continually rewired to function differently from how it previously functioned in response to new and habitual actions and behaviors. Several teams of researchers, located in the US and Israel respectively, studied the neural plasticity in three groups of parents: heterosexual primary caregiving mothers, heterosexual secondary care giving fathers, and primary homosexual caregiving fathers who are rearing infants without any maternal involvement.

The researchers compared three things: 1. specific brain patterns in these three groups, 2. so called affiliation hormones, responsible for human social bonding and 3. concrete parenting behaviors in first time mothers and fathers. Starting from the traditional gendered interpretation according to which women, due to their specific reproductive capacity have been deemed ‘innately’ or ‘naturally’ suited to being the primary carers of children and others, and better at parenting and nurture, these researchers were interested in measuring the sensitivity to caregiving experiences, as registered in the brain functions of these three groups. They defined caregiving experience as responsivity to infant crying or other forms of infant distress.

The studies revealed significant similarities in the neural and brain responses of all three groups when it comes to responsivity to infant distress. The neural responses of the heterosexual mothers who were primary caregivers to their infants were not significantly different from the neural responses of the heterosexual fathers who were secondary carers of infants, or those of the homosexual fathers who were taking care of infants without any maternal or female involvement. The findings show that the central nervous system and the neural plasticity of the brain are themselves responsive to and shaped by the experience of parenting, rather than the other way around. Although in the past it has been suggested that some aspects of the caregiving experience are triggered by neurobiological processes related to pregnancy and labor, this work shows that the father’s/male brain adapts to the caregiving experience and the demands of care through active, ongoing involvement in childcare, resulting in very similar parental care responses and capacity to those traditionally assumed to be ‘inherent’ or ‘instinctive’ to biological mothers.⁶⁷ By showing that a committed adult of any gender and sexual orientation, regardless of their biological connection to infants, can provide appropriate care to

66 | Cf. Bugental/Olster/Martorell, 2003; cf. Kim/Rigo/Mayes/Feldman/Leckman/Swain, 2014.

67 | Cf. Abraham/Hendler/Shapira-Lichter/Kanat-Maymon/Zagoory-Sharon/Feldmann, 2014.

infants, this perspective deconstructs the imputed innate link between femaleness and the qualities of maternal care. There is potential here to shed additional light on different versions of maternal subjectivity as constructed in direct relational response to specific types of gendered socialization but also the embodied caregiving experience itself.

Understanding that physiologically the relationship among care, nurture, sex and gender is neither sex nor gender specific holds significant potential to reorder how western epistemologies conceive of the relationship between biological and social definitions of mothering and fathering, shifting ideas about the feminization of care and female gendered expectations when it comes to caregiving. The developmental neuroscience lens, in conjunction with feminist knowledge from social science and the humanities, can provide compelling evidence that it is not biological identity that determines the quality of care required in parenting, but that the caregiving commitment and experience affect and changes the brain, ensuring adequate parental response in the caregiving situation. In other words, the activity of daily care directly affects and changes the brain, making it more responsive and in tune with the demands of primary care. What this means is that mothering—defined through the daily provision of care and nurture—as well as fatherhood in the context of parenting is the result of active socialization, and the commitment to the practice of care itself. The neurobiology of parenting, alongside scholarship that investigates the distinctions between motherhood as an institution and experience, is therefore very important as it holds the potential to free us from some long-held stereotypes and assumptions about women, men, gender, motherhood, fatherhood, and parenting.

Following this research, there has been a small body of work in English starting to theorize the social aspects of gender and parenting in the context of family studies, suggesting that dimensions of mothers' and fathers' parenting are conceptually similar, with evidence that fathers' parenting behaviors affect children's outcomes in ways that are similar to the effects of mothers' parenting behaviors.⁶⁸ This work also shows that such conceptual similarities go beyond the father involvement heuristic model which has dominated how fathering constructs have been conceptualized and measured. Conceptualizing fatherhood in terms of father involvement implies the father's secondary caregiving role, tacitly reinscribing the

68 | Cf. Finley/Mira/Schwartz, 2008; cf. Van Leeuwen/Vermulst, 2004; cf. Fagan/Randal/Lamb/Cabrera, 2014; cf. Hollway, 2007.

primacy of the mother in the context of parenting and care. However, recent studies show that current generations of fathers are more engaged in caregiving in the home than previous ones.⁶⁹ And analyses grounded in family systems theory, which conceptualizes family members as interdependent—whoever they may be in any family configuration—albeit based on small sample of primarily White heterosexual men, demonstrate overall that when placed in a position of assuming primary care of children, fathers adjust well to their parenting role and showed no differences in quality of parenting when compared to primary caregiving mothers. The study findings therefore empirically challenge the traditional assumption that women are ‘naturally’ better suited to primary caregiving than men.⁷⁰

While policy implications of such findings have been suggested,⁷¹ the theoretical implications are yet to make paradigmatic impact on different strands of feminist engagement with the maternal. The widespread adoption of such findings at the personal level may be slower to come as well, precisely because specific maternal subjectivities have been formed in response to long established beliefs and practice relating to gender and sex roles and maternity, at all levels, personal, as well as systemic. The fact that developmental neuroscience can show similar neural parenting response structures in the brains of mothers and fathers may not easily translate into changes in entrenched social patterns determining how caregiving labor is understood and distributed within the home. Moreover, the intersections and close connections between mothering as an identity and a social role for many cis-heterosexual women who are biological mothers may contribute to some women’s resistance to giving up or sharing their authoritative role as primary caregiver. Many biological mothers feel strongly that their role of primary caregiver and expert in nurture is deeply connected to their psychic and physiological investment in a specific female reproductive role, one that is defined by nine months of pregnancy, long and exhausting labor, the act of birth itself, and lactation, which can continue for years after childbirth and establish a very specific and intimate bond between mother and child. This also means that many patriarchal dimensions of mothering, which are seen as oppressive by some, are often safeguarded and protected from change by women who are mothers themselves. Sometimes this is done out of a genuine belief that they as women who are mothers ‘know best’. Often it is done out of necessity and established practice.

69 | Cf. Schoppe-Sullivan/ Fagan, 2020.

70 | Cf. Jones/Foley/Golombok, 2022.

71 | Ibid.

Through their roles as mothers, women have been able to claim (a limited amount of) agency and power within larger patriarchal structures, which may make them reluctant to concede that after all, men who are biological fathers, as well as other caring committed adults, have as much neurobiological capacity to provide care and nurture to children as they do.

However, the long-term practical implications of these findings remain intriguing in their potential to transform long-held social concepts and individual beliefs about gender and parenting within Anglo-American and European systems of thought. Their implications for the antimaternal paradigm are clear: maternal care is not inherently tied to the female identity or the female gender but represents a socialized practice whose specific tenets are embedded within material and temporal conditions. Therefore, rejecting or marginalizing the maternal, or downplaying the consequences of female reproduction in research and policy does not meaningfully contribute to advancing women's emancipation within capitalist economies. The implications for the pro-maternal paradigm are equally clear: embracing the fact that men can be socialized to assume primary care of infants and children—and do it just as well—does not fundamentally undermine the affirmative theoretical orientation toward female and cis-women's reproductive function but provides a different way to think about care, a capacity that is available to everyone. In other words, it simply de-genders the activity of caregiving and deconstructs many of the tenets of normative motherhood. Pregnancy, birth and lactation, in so far as they are reflective of cis women's reproductive experience, remain aspects of mothering that can and do mark distinct bodily connections to children for cis women, for whom their sex at birth is consonant with their gender orientation as women.⁷² Such connections are powerful and meaningful but they do not determine the capacity for parental care. The important point here is that such bodily connections can but do not have to be fully constitutive of parental care. There is potential here for opening a space of conscious, agentic choice for both women and for men in terms of the particular relationship between the foetus/infant/child and the maternal body on the one hand, and childcare on the other. This choice includes the freedom to define this relationship in positive and female affirming

72 | Cases of transmen who give birth, such as Trystan Reese (UK) and Forrest Sandifer (Canada) in 2024, do not change these implications on either side of the paradigm, since caregiving is a degendered activity. What may be interesting to study, however, is how transmen conceptualize their bodily connections to their biological children, and the extent to which their experience of birthing, and lactation and breastfeeding if applicable, impact on their understanding of their specific caregiving role.

terms, but beyond what has been known as female 'destiny', or through inherent negation of men's capacity for primary care of children.

In terms of directions for further research, findings from the neurobiology of parental care can be constructively situated within feminist care theory and feminist love studies. As branches of epistemic inquiry originating in Western contexts, feminist love studies and the ethics of care have been developing alternative ways of conceptualizing human subjectivity, affective bonds, as well as collective and relational responsibilities that are part of love and care, with wider social and political implications. The small group of international scholars who initially formed the core group that comprised the Feminist Love Studies Network in 2013, Anna Jonasdottir (Sweden), Lena Gunarson (Sweden), Ann Ferguson (US), Margaret Toye (Canada), Adriana Garcia Andrade (Mexico) and Silvia Stoller (Austria), were interested in rethinking love as connected to embodiment in nongendered ways. They began from the premise that "a distinctive feminist love studies questions the continual tendency within both traditional examinations of love and a new turn in contemporary love studies to take male, patriarchal, and heterosexist assumptions and models as the norm".⁷³ The love that governs the mother/parent-child relationship has been taken by some feminists working in this area as a prototype for the best kind of love, sustained over time and based not only on declarations, but also on committed and active work.⁷⁴ Recent feminist studies on love urge a more serious and sustained study of love, recognizing its importance as a significant creative, social, and biomaterial power capable of changing and shaping social and political forces, and a key element in ethics and epistemology.⁷⁵

Anglophone Scholars working in areas such as care and solidarity in the Anglosphere, like Eva Kittay, Virginia Held, Joan Tronto, and Sally Scholz, have developed a feminist orientation from the perspective of the philosophy of care ethics. This body of work, although diverse, shares a critical stance toward liberal individualism, including the versions that underline much Western feminism. The ethics of care sees people as embodied, relational and interdependent, morally and epistemologically.⁷⁶ In this ethical framework, care has collective, political

73 | Ferguson/Toye, 2013.

74 | Cf. Gilligan, 1982; cf. Noddings, 1984; cf. Ruddick, 1989; cf. Tronto, 1993; cf. Bryson, 2013; cf. Lowe, 2013; cf. Overall, 2013.

75 | Cf. Ferguson and Jonasdottir, 2013, 2.

76 | Cf. Held, 2006, 14; cf. Hollway, 2007.

dimensions according to which caring ethical relationships between individuals can be adopted at the level of society.

As well, there has been some interest in utilizing the feminist care ethics framework to conceptualize “caring masculinities” with implications for gender and parenting. In theorizing the meaning of caring masculinities, Karla Elliott defines the concept as being based on rejection of dominance as a hegemonic masculine model and identity in caring relationship, and on embracing instead the affective, relational, emotional and interdependent qualities of care:

‘Competence’ here, for example, does not mean ‘mastery’ over one’s family or of a skill, but rather ‘ability’ to care, in this case for children. ‘Respect’ is coupled with ‘love’ here, not with ‘fear’ of the patriarch’s authority. The ‘responsibility’ is for looking after a young life rather than for bringing home a family wage. ‘Pride’ is taken in caring for a child, rather than the men being ‘too proud’ to do care work.⁷⁷

Such work interestingly highlights the effects of hegemonically defined masculinity upon Western men’s gendered understanding of care and nurture, traits and behaviors that have been constructed as ‘women’s work’. Such conceptualizations have influenced cis men as much as cis women, both of whom have interiorized some of these conceptual dimensions relating to care. As a result, most cis women and cis men have naturalized a binary and hierarchical model of care that reinscribes women’s superiority as nurturers and men’s lack thereof. As I have shown above, this stands in contrast to studies revealing that many men in different social and cultural settings have demonstrated their capacity for primary care and nurture, equivalent to care provided by women primary caregivers. The transformation required of men who still adhere to hegemonic masculine identities when it comes to their views on primary caring authority must be matched by the transformation required of many cis women, especially those who are biological mothers in heterosexual relationships. Such transformations would manifest through women’s willingness to actively redefine their traditional role within the parenting situation—as ‘the care expert’—to concede nurturing parental authority to male partners and other committed adults who may share in daily care.

77 | Elliott, 2016, 252.

References

- Abraham, Eyal/Hendler, Talma/Shapira-Lichter, Irit/Kanat-Maymon, Yaniv/Zagoory-Sharon, Orna/Feldman, Ruth (2014): Father's Brain is Sensitive to Childcare Experiences. In: *PNAS* 111 (27), 9792-9797.
- Alele, Faith/Malau-Aduli, Bunmi (2023): Research Paradigms and Philosophical Assumptions. In: *An Introduction to Research Methods for Undergraduate Health Profession Students*, James Cook University. Retrieved from: <https://jcu.pressbooks.pub/intro-res-methods-health/chapter/1-3-research-paradigms-and-philosophical-assumptions/> Accessed on 6.8.2025.
- Allen, Jeffner (1983): Motherhood. The Annihilation of Women. In: Trebilcot, Joyce (ed.) *Mothering: Essays in Feminist Theory*. Totowa, NJ: Rowman and Allanheld, 315-330.
- Anderson, Kim (2016): *A Recognition of Being: Reconstructing Native Womanhood*. Canadian Scholars Press.
- de Beauvoir, Simone (1953): *The Second Sex*. London: Jonathan Cape.
- Borsa, Joan (1990): Towards a Politics of Location: Rethinking Marginality. In: *Canadian Woman Studies* 11 (1), 36-39.
- Brah, Avtar/Clelia Clini (2017): Open Space. Contemporary Feminist Discourses and Practices Within and Across Boundaries: An Interview with Avtar Brah. In: *Feminist Review* 117 (1), 163-170. <https://doi.org/10.1057/s41305-017-00>
- Bryson, Valerie (2013): Time to Love. In: Jónasdóttir, Anna G./Ferguson, Ann (eds.): *Love: A Question for Feminism in the Twenty-First Century*. New York: Routledge. 113-126. <https://doi.org/10.4324/9781315884783>
- Bugental, Daphne B./Olster, Deborah H./Martorell, Gabriela (2003): *A Developmental Neuroscience Perspective on the Dynamic of Parenting. Handbook in Dynamics of Parent-Child Relations*. Sage Publications, 25-48.
- Butler, Judith (1993): *Bodies that Matter: On the Discursive Limits of "Sex"*. London: Routledge.
- Carvalho, Anabela (2008): Media(ted) Discourse and Society. In: *Journalism Studies* 9 (2), 161-177. <https://doi.org/10.1080/14616700701848162>
- Casarino, Cesare/Righi, Andrea (eds.) (2018): *Another mother. Diotima and the symbolic order of Italian feminism*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Collins, Patricia Hill (2000): *Black Feminist Thought: Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment*. Second edition. New York: Routledge.
- Collins, Patricia Hill (1991): The Meaning of Motherhood in Black Culture and Black Mother-Daughter Relationships. In: Patricia Bell-Scott (ed.): *Double Stitch: Black Women about Mothers and Daughters*. Boston: Beacon Press. 41-60.
- Coltrane, Scott (2001): Fatherhood. In: Wright, James D. (ed.): *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*. Amsterdam, New York: Elsevier, 5418-5422.
- Courtland, Shane D./Gaus, Gerald/Schmidtz, David (2022): Liberalism. In: Zalta, Edward N. (ed.): *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. Stanford University: Metaphysics Research

Lab. Retrieved from: <https://plato.stanford.edu/archives/spr2022/entries/liberalism/>. Accessed on 6.8.2025.

- Colin, Creighton (1996): *The Rise of the Male Breadwinner Family: A Reappraisal*. In: *Comparative Studies in Society and History* 38 (2), 310-337. <https://doi.org/10.1017/S0010417500020296>
- Dahlberg, Frances (ed.) (1981): *Woman the Gatherer*. New Haven: Yale University Press.
- DiQuinzio, Patrice (2021): *Motherhood and Feminism*. In: O'Reilly, Andrea (ed.): *Maternal Theory*. Toronto, Ontario: Demeter Press, 2nd Edition, 295-308.
- Elliott, Karla (2016): *Caring Masculinities: Theorizing an Emerging Concept*. In: *Men and Masculinities* 19 (3), 240-259.
- Fagan, Jay/Randal, Day/Lamb, Micheal E./Cabrera, Natasha J. (2014): *Should Researchers Conceptualize Differently the Dimensions of Parenting for Fathers and Mothers?* In: *Journal of Family Theory and Review* 6 (4), 390-405.
- Ferguson, Ann/Toye, Margaret E. (2013): *Feminist Love Studies*. Editor's Introduction. In: *Hypatia* 32 (1), 5-18.
- Ferguson, Ann/Jónasdóttir, Anna G. (2013): *Introduction*. In: Jónasdóttir, Anna G./Ferguson, Ann (eds.): *Love: A Question for Feminism in the Twenty-First Century*. London: Routledge. 1-10.
- Finley, George E./Mira, Sandra D./Schwartz, Seth J. (2008): *Perceived Paternal and Maternal Involvement: Factor Structures, Mean Differences, and Parental Roles*. In: *Fathering* 6 (1), 62-82.
- Firestone, Shulamith (1970) *The Dialectic of Sex. The Case for Feminist Revolution*. New York: William Morrow and Company.
- Fox-Genovese, Elizabeth (1999): *Catholic and Feminist: Can One Be Both?* In: *Logos* 2 (4), 11-26.
- Gilligan, Carol (1982): *In a Different Voice: Psychological Theory and Women's Development*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Gordon, Cynthia (2021): *Approaches to Discourse Analysis*. Washington: Georgetown University Press.
- Hansen, Elaine Tuttle (1997): *Mother Without Child: Contemporary Fiction and the Crisis of Motherhood*. Berkeley: University of California Press. <https://doi.org/10.2307/jj.8306037>
- Held, Virginia (2006): *The Ethics of Care as Moral Theory*. Oxford: Oxford University Press.
- Henriques, Julian/Hollway, Wendy/Urwin, Cathy/Venn, Couze/Walkerdine, Valerie (1984): *Changing the Subject: Psychology, Social Regulation and Subjectivity*. London: Methuen.
- Hofferth, Sana/Goldscheider, Frances (2015): *Fatherhood*. In: *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*. Amsterdam: Elsevier, 840-843.
- Hollway, Wendy (2016): *Feminism, Psychology and Becoming a Mother*. In: *Feminism and Psychology* 26 (2), 137-52.
- Hollway, Wendy (2007): *The Capacity to Care Gender and Ethical Subjectivity*. London: Routledge.

- hooks, bell (1984): *Revolutionary Parenting*. In: *Feminist Theory. From Margin to Centre*. Boston: South End Press, 133-147.
- hooks, bell (1990): *Yearning: Race, Gender, and Cultural Politics*. Boston: South End Press.
- Iveković, Rada (1995): Women, Democracy & Nationalism After 1989: The Yugoslav Case. In: *Canadian Woman Studies/Les Cahiers de la Femme* 16 (1), 10-13.
- Jeremiah, Emily (2006): Motherhood to Mothering and Beyond: Maternity in Recent Feminist Thought. In: *Journal of the Association for Research on Mothering* 8 (1-2), 21-33.
- Jones, Catherine/Foley, Sarah/Golombok, Susan (2022): Parenting and Child Adjustment in Families with Primary Caregiver Fathers. In: *Journal of Family Psychology* 36 (3), 406-415. Retrieved from: <https://doi.org/10.1037/fam0000915>
- Joy Green, Fiona/O'Reilly, Andrea (2021): *Pandemic Mothering*. In: O'Reilly (ed.): *Maternal Theory: Essential Readings*. Bradford, Ontario: Demeter Press, second edition, 913-925.
- Kawash, Samira (2011): New Directions in Motherhood Studies. In: *Signs* 46 (4), 969-1003.
- Kennedy, Elizabeth Lapovsky. (2008): Socialist Feminism: What Difference Did It Make to the History of Women's Studies? In: *Feminist Studies* 34 (3), 497-525.
- Keskinen, Suvi/Stoltz, Pauline/Mulinari, Diana (2021): *Feminisms in the Nordic Region Neoliberalism, Nationalism and Decolonial Critique*. Palgrave: Macmillan.
- Kim, Pilyoung/Rigo, Paola/Mayes, Linda C./Feldman, Ruth/Leckman, James F./Swain James E. (2014): Neural Plasticity in Fathers of Human Infants. In: *Social Neuroscience* 9 (5), 522-535. <https://doi.org/10.1080/17470919.2014.933713>
- Lavell-Harvard, D. Memee/Anderson, Kim (eds.) (2014): *Mothers of the Nation: Indigenous Mothering*. Halifax: Fernwood Publishing.
- Ler-Sofronić, Nada (1978): "Odiseja Ljudskog Identiteta Žene" [The Odyssey of the Human Identity of Women] In: *Pitanja* 10 (7-8), 11-28.
- Linthout, Leni/Keygnaert, Ines/Derluyn, Ilse (2025): When I See My Son, All I Feel is Love: Caring Practiced of Fathers Seeking Asylum in Belgium. In: *Routledge Handbook of Masculinities, Conflict and Peacebuilding*. London: Routledge, 183-194.
- Liu, Xin (2021): Inappropriate(d) Difference: Notes on Transnational Feminist Encounters. In: *Feminist Review* 129 (1), 88-92. <https://doi.org/10.1177/01417789211040456>
- Lóránd, Zsófia (2018): *The Feminist Challenge to the Socialist State in Yugoslavia*. Palgrave: Macmillan.
- Lowe, Leyna (2013): Revolutionary Love: Feminism, Love, and the Transformative Politics of Freedom in the Works of Wollstonecraft, Beauvoir, and Goldman. In: Jónasdóttir, Anna G./Ferguson, Ann (eds.): *Love: A Question for Feminism in the Twenty-First Century*. London: Routledge. 193-206.
- McCann Carole/Seung-Kyung Kim (eds.) (2017): *Feminist Theory Reader: Local and Global Perspectives*. New York: Routledge.
- Michals, Debra (2017): Betty Friedan. In: *Women's National History Museum*. Retrieved from: <https://www.womenshistory.org/education-resources/biographies/betty-friedan>
Accessed on 6.8.2025.
- Milan Women's Bookstore Collective (1990): *Sexual Difference: A Theory of Social-Symbolic Practice*. Bloomington: Indiana University Press.

- Luisa (2018): *The Symbolic Order of the Mother*. 1991. Trans. Francesca Novello. Timothy Murphy (ed.), Albany, New York: SUNY Press.
- Noddings, Nel (1984): *Caring: A Feminine Approach to Ethics and Moral Education*. Berkeley: University of California Press.
- Oh, Irene (2009): The Performativity of Motherhood. *Embodying Theology and Political Agency*. In: *Journal of the Society of Christian Ethics* 29 (2), 3-17.
- O'Reilly, Andrea (ed.) (2023): *Normative Motherhood: Regulations, Representations, and Reclamations*. Coe Hill: Demeter Press.
- O'Reilly, Andrea (2016): *Matricentric Feminism: Theory, Activism, and Practice*. Bradford, Ontario: Demeter Press.
- O'Reilly, Andrea (2008): *Feminist Mothering*. New York: SUNY Press.
- O'Reilly, Andrea (2006): *Rocking the Cradle: Thoughts on Motherhood, Feminism and The Possibility of Empowered Mothering*. Toronto, Ontario: Demeter Press.
- Overall, Christine (2012): *Why Have Children? The Ethical Debate*. Cambridge: The MIT Press.
- Rich, Adrienne (1976): *Of Woman Born: Motherhood as Experience and Institution*. New York: W.W. Norton.
- Rosaldo, Michelle Zimbalist (1974): *Woman, Culture, Society: A Theoretical Overview*. In: Rosaldo, Michelle Zimbalist/Lamphere, Louise (eds.): *Woman, Culture, and Society*. Stanford: Stanford University Press, 17-42. Retrieved from <https://library.uygur.com/Anthropology/Woman-culture-and-society.pdf>. Accessed on 6.8.2025.
- Ruddick, Sara (1989): *Maternal Thinking: Toward a Politics of Peace*. New York: Ballantine Books.
- Schoppe-Sullivan, S. J./Fagan, J. (2020): The Evolution of Fathering Research in the 21st Century: Persistent Challenges, New Directions. In: *Journal of Marriage and Family* 82 (1), 175-197. Retrieved from <https://onlinelibrary.wiley.com/doi/full/10.1111/jomf.12645>. Accessed on 6.8.2025.
- Sear, Rebecca (2021): The Male Breadwinner Nuclear Family is not the 'Traditional' Human Family, and Promotion of This Myth May Have Adverse Health Consequences. In: *Philosophical Transactions of the Royal Society of London B. Biological Sciences* 376 (1827). Retrieved from: <https://royalsocietypublishing.org/doi/10.1098/rstb.2020.0020>. Accessed on 15.05.2025.
- Secombe, Wally (1996): Patriarchy Stabilized: The Construction of the Male Breadwinner Wage Norm in Nineteenth-Century Britain. In: *Social History* 11 (1), 53-76. Retrieved from: <https://doi.org/10.1080/03071028608567640>. Accessed on 15.5.2025.
- Seifert, Laura/Spencer-Wood, Suzanne M. (eds.) (2025): *Mothering and Archaeology: Past and Present Perspectives*. London: Routledge.
- Snitow, Anne (1992): Feminism and Motherhood: An American Reading. In: *Feminist Review* 40, 32-51. Retrieved from <https://www.jstor.org/stable/1395276?seq=5>. Accessed on 6.8.2025.
- Stoltz, Pauline (2020): Globalization, Intersectional Inequalities and Narrative Struggles. In: Stoltz Pauline (ed.): *Gender, resistance and transnational memories*. Cham: Palgrave Macmillan, 23-48.

- Tabobondung, Rebeka (2017): Revitalizing Traditional Indigenous Birth Knowledge. In: Neufeld, Hanna Tait/Cidro, Jaime (eds.) *Indigenous Experiences of Pregnancy and Birth*. Ontario: Demeter Press.
- Takševa, Tatjana (2019): One Is Not Born but Rather Becomes a Mother: Claiming the Maternal in Women and Gender Studies. In: *Journal of the Motherhood Initiative* 10 (1-2), 27-44.
- Takševa, Tatjana (2018): Motherhood Studies and Feminist Theory: Elisions and Intersections. In: *Journal of the Motherhood Initiative for Research and Community Involvement* 9 (1), 177-194.
- Tambe, Ashwini/Thayer, Millie (2021): The Many Destinations of Transnational Feminism. In: Tambe, Ashwini/Thayer, Millie (eds.): *Transnational Feminist Itineraries: Situating Theory and Activist Practice*. Durham, North Carolina: Duke University Press, 13-36.
- Tomšić, Vida (1981): Žena u Razvoju Socijalističke Samoupravne Jugoslavije. Novinarsko izdavačka radna organizacija. In: *Jugolovenaka Stvarnost*. Beograd: OOUR. Retrieved from: <https://www.afzarhiv.org/files/original/4a6d02b695f6d3d72c531463c2b994fa.pdf>. Accessed on 6.8.2025.
- Tronto, Joan (1993): *Moral boundaries: A Political Argument for an Ethics of Care*. New York: Routledge.
- Umanski, Lauri (1996): *Motherhood Reconceived: Feminism and the Legacies of the Sixties*. New York: New York University Press.
- Van Leeuwen, Karla G./Vermulst, Ad A. (2004): Some Psychometric Properties of the Ghent Parental Behavior Scale. In: *European Journal of Psychological Assessment* 20 (4), 283-298.

De- und Re-Institutionalisierung von Elternschaft im Recht im 20. und 21. Jahrhundert in Österreich

Die rechtliche Ausgestaltung von Familie und damit verbunden der Elternschaft in ihrer historischen Entwicklung in Österreich ist das Thema dieses Beitrags. Ich werde in meinen Ausführungen zunächst einige grobe Entwicklungslinien des österreichischen Familienrechts darstellen. Im Weiteren werde ich auf konkrete Normen und die Judikatur zur Elternschaft eingehen, um die rechtsspezifische Ver- bzw. Entgeschlechtlichung von Elternschaft zu verdeutlichen. Enden möchte ich mit einer Idee zur Verbreiterung der juristischen Elternschaft auf mehr als zwei Personen, was allenfalls einige offene Fragen klären beziehungsweise größere Rechtssicherheit herstellen könnte.

1 Historische Prämissen aktueller Elternschaftsnormen

Zunächst zu jenen mittels Rechtsvorschriften festgelegten Machtverhältnissen und Geschlechterstereotypen, die teils idealisierte historische Familienvorstellungen konservierten und sehr lange nachwirkten. Eine Norm des österreichischen Familienrechts, § 44 des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches (ABGB) aus 1811, bildete mehr als zwei Jahrhunderte eine manifeste Basis des gesamten familienrechtlichen Bestandes und eine zentrale Definition der Familie. Demnach gründeten sich Familienverhältnisse auf den Ehevertrag, in welchem „zwey Personen verschiedenen Geschlechtes gesetzmäßig ihren Willen“ erklärten, „in unzertrennlicher Gemeinschaft zu leben, Kinder zu zeugen, sie zu erziehen, und sich gegenseitig Beystand zu leisten“. Vorweggeschickt werden soll, dass hier zwar vom Ehevertrag die Rede ist und Verträge grundsätzlich privatautonom inhaltlich frei ausgestaltet werden können, dass jedoch das Familienrecht zwingende Inhalte für diesbezügliche Verträge – insbesondere hinsichtlich der persönlichen

Wirkungen, also der gegenseitigen Rechte und Pflichten – vorgibt. Überdies ist von einer unzertrennlichen Gemeinschaft die Rede, was auf eine Nichtaufhebbarkeit des Vertrags schließen lässt. Auch das war nicht absolut zu sehen. Und obwohl die Anordnung „Kinder zu zeugen [...]“ als wesentlicher Bestandteil der Vereinbarung definiert wurde, konnten dennoch stets Ehen rechtsgültig von Menschen im nicht mehr fortpflanzungsfähigen Alter geschlossen werden. Mittlerweile gilt die Zeugungspflicht nicht mehr als essentieller Bestandteil der Ehe. Von Seiten der Judikatur wurde die im Rahmen der ehelichen Gestaltungsautonomie getroffene Vereinbarung, kinderlos bleiben zu wollen, anerkannt.¹

Wenn ich nun bereits derart relativiere, warum dann diese Norm des § 44 ABGB als Ausgangspunkt meiner Überlegungen? Weil sich an ihr zeigen lässt, dass die Kurzformel „Familie besteht aus einem heterosexuellen Ehepaar mit gemeinsamen leiblichen Kindern“ bis in die jüngste Vergangenheit eine immense Wirkkraft gezeigt hat.² Denn damit war das zivilrechtliche Ideal von Elternschaft vorgezeichnet. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstand auch eine grund- und gleichheitsrechtliche Sicht auf Familie, die insbesondere die Idee der Gleichberechtigung aller Personen in Familienbeziehungen und eine Neubewertung von Eltern-Kind-Verhältnissen einschloss.³ Das in Art. 8 Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) verankerte Recht auf Achtung des Privat- und Familienlebens prägte die jüngere Judikatur und Rechtsentwicklungen. Aus dieser menschenrechtlichen Sicht basiert Familie und Elternschaft eben nicht nur auf der Ehe, sondern auch auf anderen Formen bereits bestehender, vergangener oder erst zu fördernder, sozialer Verantwortungsbeziehungen.⁴ Zudem müssen Normen, die die Grundrechte der EMRK betreffen, gemäß Art. 14 EMRK diskriminierungsfrei, also ohne Unterschiede des Geschlechts oder der sexuellen Orientierung, ausgestaltet werden. Diese führte in Österreich letztendlich auch zur Öffnung der Ehe für alle Geschlechter.⁵

Der Weg von der exklusiv gegengeschlechtlichen Ehe zur Ehe für alle war lange und beschwerlich. Denn im weltlichen Eherecht des ABGB von 1811 wurden religiöse Annahmen und kirchenrechtliche Bestimmungen berücksichtigt, die das

1 | Vgl. Hopf/Kathrein, 2014, § 44 ABGB Rz 7.

2 | Zum Beitrag der Gender Studies zur Überwindung dieser Annahme vgl. Cottier, 2022, 46 f.

3 | Grundlegend dazu Schoditsch, 2020, 59 ff. Vergleichend für die österreichische und deutsche Familienrechtsentwicklung Neuwirth, 2024.

4 | Zum Schutz eines künftig erst beabsichtigten Familienlebens vgl. Ulrich, 2013, 6 f.

5 | Entscheidung des Verfassungsgerichtshofs (VfGH) vom 4.12.2017, G 258/2017, zur Aufhebung diskriminierender Wortfolgen; in Kraft seit 1.1.2019.

österreichische Ehe- und Familienrecht prägten und somit Gleichstellung verhinderten. Aufgrund dieses religiösen Einflusses wurde einerseits die Unterordnung der Ehefrau unter den Ehemann als Selbstverständlichkeit angesehen, andererseits wurde die Frage des Bestands einer Ehe nach kirchenrechtlichen Regelungen festgelegt. So akzeptierte die bürgerliche Gesetzgebung den Sakramentscharakter der katholischen Ehe und normierte eine bloße Scheidung von Tisch und Bett für Menschen katholischen Glaubens, was den Großteil der Bevölkerung der habsburgischen Monarchie betraf. Keine Ehe war bei Vorliegen berücksichtigungswürdiger Gründe demnach „unzertrennlich“. Aber bei katholischen Ehen konnte eben nur die Verpflichtung zum Zusammenleben der Eheleute aufgehoben werden, sich aber keine*r der beiden vor dem Tod der anderen Person wiederverheiraten. Orthodoxe, Evangelische und Jüd*innen hatten ihre eigenen Scheidungsregelungen, die ebenfalls innerkirchliche Überzeugungen spiegelten. Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts intensivierten sich die parlamentarischen Debatten um eine Reform dieses für die Konfessionen unterschiedlichen Eherechts des ABGB. Doch selbst in der neu gegründeten Republik war keine parlamentarische Mehrheit zu finden. Die öffentliche Auseinandersetzung zwischen Vertreter*innen der Klerikalen und der Eherechtsreformer*innen kam einem Kulturkampf gleich.⁶ So entstand das juristische Kuriosum, dass politische Behörden nach Austritt der Brautleute aus der katholischen Kirche durch Erteilung eines Dispenses (also einer Befreiung vom Ehehindernis einer bestehenden Ehe) Notzivilehen schlossen, die zivilrechtlich eigentlich eine unzulässige Zweitehe darstellten.⁷ Der Kompetenzkonflikt zwischen den Verwaltungsbehörden und den für Ehesachen zuständigen Zivilgerichten wurde mehrmals vor die Höchstgerichte getragen. Je nach Blickpunkt kam es zu unterschiedlichen Entscheidungen hinsichtlich der Gültigkeit oder Ungültigkeit derartiger Dispensehen. Zu einem Diktum des Verfassungsgerichtshofs (VfGH), ob die Ehenormen an sich der grundrechtlichen Religionsfreiheit beziehungsweise -gleichheit widersprechen, ist es allerdings nie gekommen, und die Gesetzgebung blieb untätig.

Die unerreichbar erscheinende Reform des Eherechts in der 1. Republik war möglicherweise ursächlich dafür, wie salopp nach Ende des 2. Weltkriegs und in

6 | Zu den Positionen der politischen Lager vgl. Hanisch, 1977, 25 ff. Grundlegend zur Rechtsentwicklung Harmat, 1999; zusammenfassend Kalb, 2012, 32 f.

7 | In die Geschichte gingen sie als *Sever-Ehen* ein, nach dem Namen des damaligen sozialdemokratischen Landeshauptmanns von Niederösterreich (inkl. Wien) Albert Sever, der diese Verwaltungspraxis begründet hatte, die sich jedoch nicht in allen Bundesländern durchsetzen konnte. 1919 wurden 6.000 solche ‚Zweitehen‘ geschlossen, 1929 waren es bereits 55.000.

der 2. Republik mit dem von den Nationalsozialisten neu eingeführtem Ehegesetz (EheG) 1938 umgegangen wurde. Hier zeigt sich eine zweite historische Besonderheit, die lange nachwirkte, aber in der österreichischen Rechtswissenschaft wenig Kritik hervorrief, geschweige denn die Gesetzgebung zu Neuregelungen animiert hätte.⁸ Durch die Einführung des EheG 1938 wurde ja nicht nur der Großteil des ABGB-Eherechts außer Kraft gesetzt, sondern auch eine Reihe von bereits zuvor im nationalsozialistischen Deutschland erlassenen erbbiologischen und rassistischen Normen anwendbar. So orientierten sich Eheverbote, Ehehindernisse und Ehenichtigkeitsgründe am Erbgesundheitsgesetz, Blutschutzgesetz sowie Ehegesundheitsgesetz, das wiederum auf das Erbgesundheitsgesetz verwies.⁹ Die ursprünglich geplante Gesamtreform des deutschen Familienrechts wurde nach dem Anschluss Österreichs zugunsten einer raschen vereinheitlichenden Regelung fallen gelassen. Dem EheG 1938 lag ein Eheverständnis zugrunde, das primär ideologische, biologische und rassistische Ziele verfolgte – gerade im Hinblick auf Eltern und Nachkommen – und die Staatsnützlichkeit der Ehen zur obersten Richtschnur machte.¹⁰ Das Scheidungsrecht des EheG 1938 machte alle Entscheidungen vollständig von richterlichen Beurteilungen abhängig; der Staatsanwaltschaft standen Antragsrechte zu und individueller Gestaltungsspielraum wie etwa eine einvernehmliche Scheidung war nicht vorgesehen. Verschuldensunabhängig konnte eine Scheidung bei Zerrüttung der Ehe angeregt werden – etwa bei Geisteskrankheit, ekelerregenden oder ansteckenden Krankheiten, genauso bei Unfruchtbarkeit eines Ehepartners, normiert in §§ 50 ff. EheG in der Stammfassung (StF). Eine Scheidung wurde durch das Gericht ausgesprochen, wenn der Ehepartner dem Scheidungsbegehren nicht widersprach oder der Scheidung keine sittlichen Bedenken entgegenstanden, wenn sie beispielsweise den kranken Ehepartner besonders hart treffen würde. Als Scheidungsgründe aus Verschulden kannte das Gesetz (§§ 47-49 EheG StF) Ehebruch, Verweigerung der Fortpflanzung oder andere Eheverfehlungen. Der neben dem Ehebruch einzig explizit genannte Scheidungsgrund der Verweigerung der Fortpflanzung (§ 48 EheG StF) spiegelte zwar die Idee von

8 | Vgl. Schauer, 1999, 107 ff.

9 | Gesetz zur Vereinheitlichung des Rechts der Eheschließung und der Ehescheidung im Lande Österreich und im übrigen Reichsgebiet vom 6. 7. 1938, dRGBl I, 807, samt sechs Durchführungsverordnungen; Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. 7. 1933, dRGBl I, 529; Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre vom 15. 9. 1935, dRGBl I, 1146; Gesetz zum Schutze der Erbgesundheit des deutschen Volkes vom 18. 10. 1935, dRGBl I, 1246.

10 | Erläuternde Materialien und zeitgenössische Kommentierung bei Volkmar/Antoni/Ficker/Rexroth/Anz, 1939.

§ 44 ABGB hinsichtlich der Ehe als Hort des Kinderbekommens und -großziehens wider, kann aber nicht ohne seine rassenpolitische Dimension gesehen werden.

Im Österreich der Nachkriegszeit wurde das nationalsozialistische EheG 1938 dennoch als die lange erwünschte Einführung eines einheitlichen Scheidungsrechts wahrgenommen. Daher wurde auch nach dem Ende des NS-Regimes nicht an einer Aufhebung oder Neugestaltung der Bestimmungen gearbeitet. Der Gesetzgeber versuchte lediglich durch Streichung einzelner Paragraphen oder Passagen besonders offenkundig nationalsozialistische Bestimmungen zu beseitigen.¹¹ Somit war vordergründig vieles neu im Vergleich zu 1811, und modern im Vergleich zum katholischen Eheverständnis. Insgesamt blieb es 1945 aber bei einem Eherecht, das Familie hierarchisch dachte und entsprechend gerichtlich gefestigt war. Die Möglichkeit der einvernehmlichen Scheidung wurde erst 1978 zusätzlich zu den bestehenden Scheidungsgründen eingeführt. Die Streichung des § 48 EheG als spezifischem Scheidungsgrund erfolgte erst zur Jahrtausendwende,¹² wobei auch nach der Modifikation der Normen die Ablehnung von Nachkommenschaft unter den Voraussetzungen des § 49 EheG eine scheidungsrelevante Eheverfehlung darstellen könnte. Dass Österreich im 21. Jahrhundert immer noch ein Scheidungsverschulden kennt, ist ein weiteres historisches Relikt, das meiner Ansicht nach beseitigt werden sollte.

Die Gleichberechtigung der Geschlechter in den Ehenormen ließ auch in der 2. Republik noch Jahrzehnte auf sich warten. Bereits die liberalen Gruppen der Frauenbewegung des ausgehenden 19. Jahrhunderts hatten die Unterordnung der Ehefrau als Verletzung bürgerlicher Gleichheit gebrandmarkt.¹³ Rechte und Pflichten in der Ehe waren für Frauen und Männer ja unterschiedlich normiert: Aber die Folgepflicht der Frau wurde quasi als Privilegierung ihrer Person dargestellt (durch Übernahme des Namens, Standes und Wohnsitzes des Ehemannes), ihre Mitwirkungspflicht (in Beruf und Gewerbe des Mannes) sollte durch den (theoretischen) Unterhaltsanspruch gegenüber dem Mann aufgewogen werden. Dass dies in Kombination mit dem die Männer bevorzugenden Ehegüterrecht extreme wirtschaftliche Schief lagen hervorbrachte, wurde ignoriert; genauso wie die oft notwendige außerhäusliche Erwerbstätigkeit von Frauen. Auch die vorwiegend

11 | So das Gesetz vom 26. 6. 1945 über Maßnahmen auf dem Gebiete des Eherechtes, des Personenstandsrechtes und des Erbgesundheitsrechtes, StGBI 31, welches die §§ 4, 5, 53, 58 und 106 EheG 1938 zur Gänze aufhob sowie einige Verweise im Gesetz beseitigte, aber zu keiner tatsächlichen Überwindung der von NS-Judikatur und Lehre entwickelten Grundsätze gelangte; vgl. Hölzl/Neuwirth, 2015.

12 | BGBl 1978/280; BGBl I 1999/125.

13 | Vgl. Floßmann, 2006, 162 ff und 245; vgl. auch Meder/Mecke (Hg.), 2013.

linken Parlamentarierinnen der 1. Republik hatten diesbezüglich konkrete Reformpläne vorgelegt; aber es kam zu keinen Novellierungen – die Debatten waren bereits durch die Religionsfrage erstickt worden.¹⁴

So setzte erst nach den emanzipatorischen Rückschlägen des Austrofaschismus, des Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit wieder eine eherechtliche Geschlechtergleichheitsdebatte ein. Das Gutachten von Franz Bydliniski am Österreichischen Juristentag 1961 zeigte den Widerspruch zwischen dem Gleichheitsgrundsatz der Verfassung in Art 7 Bundes-Verfassungsgesetz (B-VG 1920) und dem geltenden Familienrecht auf und setzte erstmals einen juristischen Kontrapunkt zur dominierenden Ansicht von Franz Gschnitzer. Letzterer hatte als Ordinarius für Privat- und Römisches Recht an der Universität Innsbruck, prominenter Familienrechtsexperte, Politiker der Österreichischen Volkspartei (ÖVP) und Verfechter der natürlichen Unterordnung der Ehefrau bisherige Reformvorschläge verhindert beziehungsweise opponierte weiter dagegen.¹⁵ Während Art 7 B-VG 1920 Vorrechte aufgrund des Geschlechts ausschloss, hielt das Familienrecht des ABGB an der dominanten Stellung des Ehemanns beziehungsweise Vaters fest. Zwar wurden erste Gleichstellungen bezüglich des Adoptionsrechts¹⁶ erreicht, bis zu den umfassenden Beschlüssen im Ehe- und Elternrecht sollte es noch dauern.¹⁷ Erst 1975 wurden mit dem Gesetz über die Neuordnung der persönlichen Rechtswirkungen der Ehe die Rechte und Pflichten der Ehepartner*innen als formell gleich festgeschrieben und die 1811 erfolgte Festlegung des Mannes als „Haupt der Familie“ beendet.¹⁸

14 | Zu den parlamentarischen Anträgen in den 1920er Jahren siehe Lehner, 1987, 124 ff.

15 | Vgl. insb. Bydliniski, 1961, und Gschnitzer, 1963.

16 | Adoptionsgesetz 1960, BGBl 1960/58, sowie Bundesgesetz, mit dem vormundschaftsrechtliche Bestimmungen des ABGB geändert werden, BGBl 1967/122.

17 | Die ÖVP bekannte sich erst im Salzburger Programm von 1972 zur „Gleichwertigkeit der Frau [...] in der Rechtsordnung [...] und [...] in allen gesellschaftlichen und politischen Bereichen [...]“, während die Sozialdemokratische Partei Österreich (SPÖ) erstmals 1978 die Bedeutung des Vaters für und in der Familie betonte. Vgl. Eypeltauer, 1981, 8 ff.

18 | BGBl 1975/412. 1975 wurden mit Gesetz über die Neuordnung der persönlichen Rechtswirkungen der Ehe die Rechte und Pflichten der Ehepartner*innen als „gleich“ und eine „einvernehmliche“ Gestaltung des Ehelebens festgeschrieben. Beide Eheteile waren nunmehr nach Kräften zur gemeinsamen Deckung der Lebensverhältnisse verpflichtet; daraus folgte eine wechselseitige Unterhaltspflicht. Das dem früheren Ideal entsprechende Modell der allein haushaltsführenden und damit unterhaltsberechtigten Ehefrau wurde geschlechtsneutral gefasst und als gleichwertige Alternative zum gegenseitigen Unterhaltsanspruch im Gesetz beibehalten. Bestehende Genderstereotype konnten so unter neutraler Begrifflichkeit unproblematisch beibehalten werden.

2 Elternschaft in juristischer Veränderung

Aus der Festschreibung der Ehe als Basis von Familie und Elternschaft ergab sich zwangsläufig eine Schlechterstellung unehelich geborener Kinder, denn Verwandtschaft nach dem ABGB 1811 begründete sich ausschließlich über eheliche Geburt. Laut § 155 ABGB StF genossen uneheliche Kinder „nicht die gleichen Rechte mit den ehelichen“ und waren nach § 165 ABGB StF „überhaupt von den Rechten der Familie und der Verwandtschaft ausgeschlossen“. Eine unverheiratete Mutter war die längste Zeit nicht einmal Vertreterin, also juristischer Vormund, ihres Kindes (§ 166 ABGB StF), sogar dann nicht, wenn sie es selbst erzog. Dem Kind wurde vom Gericht ein männlicher Vormund bestellt, der bestimmte, ob es im Sozialbeziehungsweise Ortsverband bleiben konnte – denn eine juristische Familie hatte es ja nicht – oder an eine private oder öffentliche Fürsorge abgegeben werden musste. Der uneheliche Vater war zwar der primär Unterhaltspflichtige, zu diesem Zweck musste seine Vaterschaft allerdings anerkannt oder festgestellt werden. Bereits zu Beginn des 1. Weltkriegs erfolgte die Einrichtung von sogenannten Berufsvormundschaften, weil immer weniger Private für diese Aufgabe gefunden werden konnten. Ab 1940 – während nationalsozialistischer Herrschaft – wurde das Jugendamt generell zum Amtsvormund aller unehelichen Kinder, was zur bevölkerungsstrategischen Dominanz des nationalsozialistischen (NS) Staates passte.¹⁹ Dieser Grundsatz blieb bis zum Jahr 1989 aufrecht, auch wenn die uneheliche Mutter nach Inkrafttreten des Gesetzes über die Neuordnung der Rechtsstellung des unehelichen Kindes ab 1970 auf ihren Antrag hin als Vormund bestellt werden konnte, wenn sie das Kind selbst pflegte und auch zur Vermögensverwaltung geeignet war.²⁰ In diesem Fall oblagen dem Jugendamt lediglich Überwachungs- und Kontrollfunktionen.

Erbrechtlich standen uneheliche Kinder ursprünglich nur in Beziehung zu ihrer Mutter, ab 1914 immerhin auch zur mütterlichen Familie. Mit dem bereits erwähnten Gesetz über die Neuordnung der Rechtsstellung des unehelichen Kindes 1970 gab es dann erstmals ein eingeschränktes, bedingtes Erbrecht des Kindes gegenüber dem festgestellten unehelichen Vater. Der uneheliche Vater erhielt im Gegenzug auch Äußerungs- beziehungsweise Mitspracherechte hinsichtlich

19 | § 29 Verordnung über Jugendwohlfahrt in der Ostmark, dRGBl I 1940, 519; abgelöst durch das Jugendwohlfahrtsgesetz (JWG) 1954, BGBl 1954/99; maßgeblich geändert mit JWG 1989, BGBl 1989/161, bzw. KindRÄG, BGBl 1989/162.

20 | BGBl 1970/342.

Pflege und Erziehung beziehungsweise war subsidiär erziehungsberechtigt, wenn die Mutter faktisch nicht in der Lage war. Das Kind erhielt das Recht auf Verkehr mit beiden Eltern und allen Großelternanteilen. Die väterliche Familie hatte jedoch weiterhin kein Verwandtschaftsverhältnis zum unehelichen Kind. Stand dieses in Konkurrenz zu einer ehelichen Witwe beziehungsweise ehelichen Kindern, so entfiel das gesetzliche Erbrecht nach dem Vater.

Das Europäische Übereinkommen über die Rechtsstellung der unehelichen Kinder aus 1975 konnte erst nach Abschluss weiterer Reformen verspätet im Jahr 1980 und nur mit Vorbehalt ratifiziert werden.²¹ So offenbarte sich für Österreich im internationalen Vergleich in familienrechtlichen Gleichstellungsfragen eine große Rückständigkeit beziehungsweise verspätete Umsetzung moderner Standards. Erst das Erbrechtsänderungsgesetz 1989 stellte eheliche und uneheliche Kinder erbrechtlich gleich. Als einziger Unterschied ist die gegenüber unehelichen Kindern mögliche Pflichtteilsminderung verblieben.²² Erst 2013 erfolgte die endgültige Beseitigung des Begriffs der „unehelichen“ Geburt.²³ Dennoch würde ich bereits die 1970er Reformen als Ausdruck einer Modernisierung und Verbreiterung der Idee von Elternschaft bewerten, da sie ein Versuch einer De-Institutionalisierung beziehungsweise rechtlichen Anerkennung nicht-institutionalisierter Elternschaft waren.

Die nichteheliche Lebensgemeinschaft war und ist kein Rechtsinstitut des Familienrechts. Sie wurde jedoch im Laufe der jüngeren Geschichte immer mehr als rechtlich relevante Tatsache anerkannt.²⁴ Laut Judikatur stellt sie eine Wohn-, Wirtschafts- und Sexualgemeinschaft dar. Juristisch setzte sich – obwohl die Lebensgemeinschaft historisch negativ konnotiert und lange als moralisch

21 | Übereinkommen des Europarats vom 15. 10. 1975, welches von Österreich am 19. 8. 1976 unterzeichnet, aber erst mit 28. 5. 1980 samt Vorbehalt (hinsichtlich Art 14 Abs 1 bezüglich eines gleichen Erbrechts) ratifiziert wurde, BGBl 1980/313.

22 | § 773a ABGB in der Fassung (idF) BGBl 1989/656 bzw. § 776 idF ErbRÄG 2015, BGBl I 2015/87. Voraussetzung für die Pflichtteilsminderung ist das Nichtbestehen eines gewöhnlich in Familien üblichen Naheverhältnisses zwischen solchen Verwandten. Das Verhältnis darf jedoch nicht absichtlich behindert oder verleugnet werden.

23 | KindNamRÄG 2013, BGBl I 2013/15. Damit wurde die kindschaftsrechtliche Gleichstellung aller Kinder, ihrer Abstammungsregelungen und Erbensprüche unabhängig vom Status der Eltern festgeschrieben und auch ein seltener Fall der Benachteiligung von Männern im Familienrecht beseitigt. Denn die bisherigen Obsorgeregelungen hatten spezifische Antragskonstellationen gekannt, die eine Obsorgeübertragung auf den unehelichen Vater nur mit Einverständnis der Mutter oder bei Kindeswohlgefährdung durch die Mutter ermöglichten. Hier erfolgte eine Gleichstellung beziehungsweise Neutralisierung bisheriger Vorrangregelungen, was von feministisch-aktivistischer Seite teilweise als neuerliche Dominanz von Vätern bei der elterlichen Entscheidungsfindung eingestuft wurde. Die nächste Reform des Kindschaftsrechts steht an bzw. wurde von Seiten der Politik im Regierungsprogramm 2020–2024 bereits angekündigt, aber nicht umgesetzt.

24 | Zur historischen Entwicklung, insbesondere der Abgrenzung und Gleichsetzung in anderen Rechtsbereichen, grundlegend Aichhorn, 2003.

verwerflich angesehen worden war – spätestens Ende des 20. Jahrhunderts auch eine Art faktischer Anerkennung und Gleichsetzung mit der Ehe durch. Viele nicht zum Familienrecht gehörende Rechtsbereiche gliedern Lebensgefähr*innen in den Kreis der engsten Angehörigen ein. So bestehen Eintritts- und Übertragungsrechte im Miet-, Wohnungsgenossenschafts- und Pachtrecht. Des weiteren erkennen das Steuer-, Sozial- und Sozialversicherungsrecht die nichteheliche Lebensgemeinschaft (zum größten Teil) als gleichwertig zur Ehe an. Die Gleichsetzung geschieht etwa auch durch die Aussagepflichtbefreiung im Strafprozess oder Befangenheitsbegründung im Stiftungsrecht sowie weiters durch Einräumung von Informations- und Vertretungsrechten im Bereich des Krankenanstalten-, Datenschutz- oder Urheberrechts. Mittlerweile wurde sogar ein sogenanntes außerordentliches Erbrecht der Lebensgefähr*innen nach allen anderen Verwandten eingeführt. Demnach gelten sie trotz dieser sehr unwahrscheinlich schlagend werdenden, minimalen Berücksichtigung auch im erbrechtlichen Sinn als Angehörige.²⁵

Dies alles könnte als Schritt in Richtung Institutionalisierung gewertet werden. Dennoch bildet nach Verankerung der Eingetragenen Partnerschaft (EP) als Rechtsinstitut gleichgeschlechtlicher Zweierbeziehungen im Jahr 2010 bzw. der Öffnung der Ehe und EP unabhängig von Geschlecht oder sexueller Orientierung 2019 die grundsätzlich unregelte, hetero- oder homosexuelle Lebensgemeinschaft wieder mehr ein allfälliges Gegenmodell zu institutionalisierten Formen des Zusammenlebens – und auch der Elternschaft. Das Fehlen gesetzlicher Normen zur Lebensgemeinschaft wird in der Fachwelt aber seit Längerem kritisiert.²⁶ Diese Kritik entzündet sich primär am fehlenden Schutz jener Person, die in einer solchen Lebensgemeinschaft Kinder in größerem Ausmaß betreut als die andere und in Trennungssituationen ohne Absicherung bleibt sowie keinerlei Vermögensaufteilungsregelungen in Anspruch nehmen kann. Die faktische Frage der geschlechtsspezifischen Aufteilung von Sorge- und Erwerbsarbeit und ihrer Konsequenzen hinsichtlich wirtschaftlicher Absicherung stellt sich sowohl für verheiratete als auch unverheiratete Eltern, spitzt sich aber in rechtlich unregelten Lebensgemeinschaften nicht selten noch mehr zu. Grundsätzlich sind Trennungskonflikte in allen Elternkonstellationen nicht zu unterschätzen. Fehlen aber gesetzliche Vorgaben, bleibt es umso mehr beim ‚Recht des Stärkeren‘.

25 | ErbRÄG 2015, BGBl I 2015/87.

26 | Vgl. dazu Ferrari, 2010, 33, sowie Fischer-Czermak/Beclin, 2012, in ihrem gemeinsamen Gutachten für den 18. Österreichischen Juristentag.

Homosexuelle Beziehungen wurden teilweise wie nichteheliche Lebensgemeinschaften berücksichtigt. Es bestand aber bis 2010 keinerlei Möglichkeit einer Institutionalisierung. Das dann beschlossene Eingetragene Partnerschaft-Gesetz (EPG)²⁷ war zum Großteil an den Regelungen zur Ehe orientiert und teilweise wortident ausgestaltet. Dennoch unterlag die EP zahlreichen diskriminierenden Differenzierungen.²⁸ Der ursprüngliche, bewusste Ausschluss der EP von allen Regelungen, die auf eine familiäre Konstellation und damit gleichgeschlechtliche Elternschaft hindeuten könnten, ist durch die höchstgerichtliche Judikatur mittlerweile obsolet geworden. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) stellte kurz nach Inkrafttreten des EPG fest, dass gleichgeschlechtliche Partner*innenschaften nicht nur dem Schutzbereich des Rechts auf Privatleben, sondern in Rücksicht auf gesellschaftliche und rechtliche Entwicklungen auch jenem des Rechts auf Familienleben (beides Art. 8 EMRK) und einem darauf bezogenen Diskriminierungsschutz (Art. 14 EMRK) unterliegen.²⁹ Bezüglich der Möglichkeit der Adoption des leiblichen Kindes der Partner*in lehnte der EGMR zwar eine Gleichsetzung mit der Ehe ab, prüfte für Österreich jedoch im Vergleich zur Rechtslage bei heterosexuellen, unverheirateten Paaren und stellte eine unzulässige Diskriminierung gleichgeschlechtlicher Paare fest.³⁰ Die Gesetzgebung reagierte schnell und änderte die entsprechenden Bestimmungen von ABGB und EPG.³¹ Die so normierte Stiefkindadoption war jedoch nur der erste Schritt. Der VfGH³² sorgte mit seinem Folge-Erkenntnis dafür, dass eine umfassende gleichheitskonforme Regelung zur Adoption in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften

27 | Eingetragene Partnerschaft-Gesetz (EPG), BGBl I 2009/135. Mit dem Beschluss des EPG wurden über 80 weitere Gesetze geändert bzw. angepasst.

28 | Einer der offensichtlichsten Unterschiede kam bereits bei der Eingehung der EP zum Tragen. Sie wurde nicht zeremoniell am Standesamt geschlossen, sondern war als bloßer Verwaltungsakt bei der Bezirksverwaltungsbehörde einzutragen. Anders als die Ehe entfaltete die EP auch keine namensrechtliche Wirkung. Im Entstehungszeitpunkt des EPG bestanden noch die Automatismen des Ehenamensrechts; der Mannesname wurde bei Untätigkeit der zukünftigen Ehefrau zum Ehenamen. Die getrennte Namensführung sowie jede Form der Wahl eines Doppelnamens erforderte die Initiative der Brautleute, insbesondere der Frau. In der EP war ein gemeinsamer Name oder die Annahme eines Doppelnamens nur im Wege der Namensänderung möglich und konnte überdies ursprünglich nur gleichzeitig mit der Eintragung der EP beantragt werden. Mit Erkenntnis VfGH 3.3.2012, G 131/11, kam es zur Aufhebung der betreffenden Normen als verfassungswidrig. Eine Namensänderung ist nunmehr jederzeit auch noch nach Eingehung der EP möglich. In der Frage der Bildung von Doppelnamen ohne Setzung eines Bindestrichs entschied der VfGH 3.3.2012, B 518/11-6, mittels Beschlusses, dass durch verfassungskonforme Auslegung eine Schreibweise mit Bindestrich zu erfolgen hat. Die Unterscheidung zwischen Familien- und Nachnamen wurde angesichts einer weiteren drohenden Verurteilung durch den EGMR ebenfalls aufgegeben, BGBl I 2016/120.

29 | EGMR 24.6.2010, 30141/04, Schalk u Kopf/Österreich.

30 | EGMR 19.2.2013, 19010/07, X u. a./Österreich.

31 | AdRÄG 2013, BGBl I 2013/179.

32 | VfGH 11.12.2014, G 119-120/2014-12.

gefunden werden musste. Die Beschränkung der gemeinsamen Adoption sowie der Sukzessivadoption auf Ehen ist mit Ende 2015 gefallen.³³

Sind damit nun endlich alle Eltern-Kind-Beziehungen gleichberechtigt ausgestaltet und für alle zugänglich – unabhängig vom Bestehen einer Ehe, einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft oder einer eingetragenen Partner*innenschaft? Nein, denn die jüngste Änderung im Abstammungsrecht erfolgte erst mit 1.1.2024, abermals in Beseitigung diskriminierender Bestimmung und zur Stärkung einer gleichberechtigten Elternposition; weitere werden vermutlich folgen. Um die Ausgangslage zu erklären, muss ein bisher unberücksichtigter Aspekt der Elternschaft ins Spiel gebracht werden, nämlich jener der medizinisch unterstützten Fortpflanzung, also der Inanspruchnahme von Fertilitätsbehandlungen.

Das österreichische Fortpflanzungsmedizingesetz (FMedG) regelt seit 1992 alle medizinisch zulässigen Verfahren, die zu beachtenden Fristen, alle Zustimmungs- und Informationsrechte, notwendige administrative Vorkehrungen sowie die abstammungsrechtlichen Folgen. Die ursprünglichen Regelungen des FMedG waren aus Gleichheitssicht mehrfach problematisch und blieben lange unverändert. Die Samenspende war nur für die Methode der Insemination, nicht aber für die In-Vitro-Fertilisation (IVF) zugelassen, und die Eizellspende grundsätzlich verboten.³⁴ Die neue diskriminierungsfreie Sicht auf Elternschaft in gleichgeschlechtlichen Beziehungen bewirkte dann jedoch einen Reformschub. Der VfGH³⁵ hob über Antrag des Obersten Gerichtshofes (OGH) auch im FMedG die Wortfolge „Personen verschiedenen Geschlechts“, die anlässlich der Einführung des EPG eingefügt worden war, als verfassungswidrig auf und stellte fest, dass grundsätzlich erlaubte reproduktive Medizintechniken (Insemination und IVF) diskriminierungsfrei für beide Geschlechter und unabhängig von der sexuellen Orientierung in einer Partnerschaft zugänglich gemacht werden müssen. Die darauffolgende Novelle des FMedG 2015 beschränkte sich jedoch nicht auf diese Korrektur, sondern stellte alle bisherigen Methoden in der Anwendung mit Samen- und der nun ebenfalls zulässigen Eizellspende frei. Überdies erlaubten die Regelungen bei Vorliegen spezifischer Diagnosen die Verfahren nicht ausschließlich bei Fortpflanzungsunfähigkeit,

33 | Aufhebung von § 191 Abs 2 ABGB und § 8 Abs 4 EPG idF AdRÄG 2013, BGBl I 2015/25.

34 | Der VfGH hatte allerdings keine verfassungsrechtlichen Bedenken dagegen, und auch die Große Kammer des EGMR wertete – entgegen der ursprünglichen Entscheidung des Gerichts – die Regelung schlussendlich zwar als überholt, aber noch zulässig: VfGH 14. 10. 1999, G 91/98, G 116/98; EGMR 1.4. 2010, 57813/00, S. H. u. a./Österreich; EGMR (GK) 3. 11. 2011, 57813/00, S. H. u. a./Österreich.

35 | OGH 22. 03. 2011, 3 Ob 147/10d; VfGH 2. 10. 2012, G 14/10, u. a.; OGH 19. 12. 2012, 3 Ob 224/12f; VfGH 10. 12. 2013, G 16/2013, u. a.

sondern auch zur präimplantativen Untersuchung eines Embryos.³⁶ Jedenfalls öffnete sich 2015 für lesbische Paare der Zugang zur Reproduktionsmedizin. Die Partnerin, die der medizinisch unterstützten Fortpflanzung mittels Samenspende zustimmt, wurde laut § 144 ABGB neben der gebärenden Mutter „anderer Elternteil“ und erhielt die Rechte eines Vaters. Oberstes Gebot an eine Wunschelternschaft blieb aber die stabile Zweierbeziehung – also die Sicherung des Kindeswohls durch eine Zwei-Eltern-Familie. Für alleinstehende Frauen sind die Methoden des FMedG nach wie vor nicht zugänglich – ein entsprechender Gesetzesabänderungsantrag liegt derzeit im Parlament.³⁷ Auch männliche Paare konnten von der Novelle des FMedG 2015 nicht profitieren, weil die Leihmutterschaft weiterhin verboten bleibt.

Dennoch drehte sich die Spirale der Aufhebung gleichheitswidriger Bestimmungen weiter. Der VfGH hat 2021 eine Gesetzesprüfung jener Regelungen aus 2015 veranlasst, die er selbst initiiert hatte. Ein Standesamt verweigerte nämlich die Eintragung der nicht-gebärenden Partnerin als anderer Elternteil, weil hinsichtlich der Schwangerschaft kein Nachweis einer medizinisch unterstützten Fortpflanzung in einer Klinik erbracht werden konnte. Die Argumentation der Beschwerde war, dass ein Mann, der mit der Mutter zum Zeitpunkt der Geburt des Kindes verheiratet sei, ex lege als Vater gilt, unabhängig davon, ob er das Kind gezeugt hat oder eine medizinisch unterstützte Fortpflanzung durchgeführt wurde. Die Partnerin beziehungsweise Ehefrau der gebärenden Mutter konnte eine derartige Vermutung nicht in Anspruch nehmen, sie hätte immer einen Nachweis erbringen müssen. Der VfGH³⁸ ging nicht direkt auf diesen Vergleich ein, stellte aber fest, dass Art 8 EMRK das Selbstbestimmungsrecht der Mutter über ihre Art der Fortpflanzung und auch die Idee der sozialen Familie schützt. Eine Frau soll daher nicht zu einer Fortpflanzung nach dem FMedG gezwungen werden müssen, um mit einer Ehefrau oder Lebenspartnerin Elternschaft zu verwirklichen. Aus Sicht des Kindes sei es ebenso wenig gerechtfertigt, dass ihm in Fällen einer privat organisierten, sogenannten Heiminsmination ein Rechtsnachteil erwachsen soll. Der VfGH hob dementsprechend die Nachweispflicht hinsichtlich einer FMedG-Behandlung mit Wirksamkeit zum 1.1.2024 auf. In Umsetzung dieses Erkenntnisses ist in § 144 Abs 2 ABGB nunmehr eine der ehelichen Vaterschaftsvermutung vergleichbare Regelung geschaffen worden, ohne auf eine medizinisch unterstützte Fortpflanzung

36 | Grundlegend Barth/Erlebach (Hg.), 2015.

37 | Der Antrag 497/A XXVIII. GP vom 15. 10. 2025 wurde dem Familienausschuss des Nationalrats zur Behandlung zugewiesen.

38 | VfGH 30. 6. 2022, G 230/2021-20.

nach FMedG abzustellen. Dem neugeborenen Kind kommen unmittelbar Rechte gegenüber dem zweiten Elternteil zu, also der Ehefrau oder Partnerin der Mutter beziehungsweise der Person, die kein Mann, aber mit der Mutter verheiratet oder verpartnert ist. Somit wird auch für nichtbinäre Personen eine gleiche Zugänglichkeit von Elternschaft eröffnet.³⁹ Bei der „nicht-medizinisch unterstützten Fortpflanzung“ in Form einer Heiminsmination wird der bisherige Grundsatz aufrechterhalten, wonach der Samenspender nicht Vater des Kindes (§ 148 Abs 5 ABGB) werden kann, wenn er wissentlich als Spender agiert. Eine Möglichkeit, dass das Kind ab seinem 14. Lebensjahr die Identität des Spenders erfahren könnte (analog zu § 20 Abs 2 FMedG), wird allerdings nicht abgesichert, denn „Informationen zur Identifizierbarkeit“ sollen gemäß dem neu geschaffenen § 154a ABGB zwar „schriftlich“ festgehalten werden, es besteht aber keine Pflicht dazu.⁴⁰

3 Elternschaft für mehr als zwei Elternpersonen?

Schon bisher war also klar normiert, dass ein Samenspender nach FMedG nicht als Vater festgestellt werden kann. Dass auch einem privaten Samenspender keine Vaterschaft aufgezwungen werden soll, entspricht dieser Intention. Dennoch stellt sich für mich die Frage, ob nicht anlässlich dieser jüngsten Novelle die strikte Zwei-Eltern-Logik aufgegeben werden hätte können. Mehrere Fallkonstellationen, die bisher ungelöst sind oder nur unter teilweiser Umgehung nationaler Regelungen Elternschaft zulassen, hätten auf diese Weise eine rechtliche Institutionalisierung erfahren können. Zu nennen sind Leihmuttervereinbarungen, die im Ausland abgeschlossen werden, sowie schon jetzt praktizierte, rein auf privater Vereinbarung beruhende Co-Parenting-Verträge, deren Bestand vor Gericht sehr fraglich ist, weil die familienrechtlichen Verträge eben hinsichtlich persönlicher Wirkungen gesetzlich normierte Verträge sind.⁴¹ Mit einer Öffnung der rechtlichen Elternschaft für mehr als zwei Personen könnten beispielsweise zwei (verheiratete oder verpartnerte) Frauen (als Mutter und anderer Elternteil) gemeinsam mit einem (leiblichen beziehungsweise sozialen) Vater eine Familie bilden und Eltern eines

39 | Vgl. zur Elternschaft queerer Menschen und der Kritik an einer begrifflich offenen Elternregelung in Schweden Alaattinoğlu/Margaria, 2023, 603.

40 | Zu dieser Obliegenheit und der Frage, wie die gesetzliche Vermutung der Elternschaft der Partnerin bzw. anderen Person wieder beseitigt werden kann, vgl. Pesendorfer, 2023, 306 f.

41 | Zu abstammungs- und obsorgerechtlichen Grenzen von Co-Parenting-Vereinbarungen vgl. Neuwirth, 2024.

oder mehrerer Kinder werden.⁴² Gleiches wäre für ein lesbisches und ein schwules Paar als Elterngruppe denkbar.⁴³ Darüber hinaus betonten die Erläuterungen zur Regierungsvorlage der Gesetzesnovelle 2015, dass nur Paare die medizinisch unterstützten Fortpflanzungsmethoden in Anspruch nehmen dürfen, weil „Kindern nicht von vornherein nur ein Elternteil zur Verfügung stehen soll“. Aber nicht nur Alleinstehende sind von der medizinisch unterstützten Fortpflanzung ausgeschlossen. Auch schwule Paare werden am Zugang zur Elternschaft gehindert, weil hier eine faktische biologische Unmöglichkeit vorliegt, ohne austragende Frau eine Familie zu gründen. Genauso verwehrt das Leihmutterschaftsverbot auch heterosexuellen Partner*innen Elternschaft, wenn die Frau aus medizinischen Gründen kein Kind austragen kann, obwohl sie allenfalls sogar Eizellen bildet.

Leihmutterschaft, im Normalfall eine Ersatzschwangerschaft durch eine einen fremden Embryo austragende Frau, kann also weiterhin nur im Ausland in Anspruch genommen werden, um in der Folge auch Elternschaft in Österreich wirksam werden zu lassen. Glücklicherweise hat der VfGH bisher einen sehr pragmatischen Ansatz gewählt und Kindeswohlinteressen vor sonstige rechtliche Bedenken gestellt.⁴⁴ Liegen entsprechende ausländische Elternschaftsnachweise vor, so sind diese von österreichischen Gerichten und Behörden zu akzeptieren. Der VfGH schloss eine Beurteilung der Abstammung nach österreichischem Recht aus, weil das einem „Aufzwingen“ der Mutterschaft an die Leihmutter gleichkäme und dem sowohl Gleichheitsüberlegungen als auch das Kindeswohl entgegenstehen. Nur wenn keinerlei Abstammungsurkunden vorhanden wären, dürften – laut VfGH – die Behörden materielle Beweiswürdigungen vornehmen und müssten, nachdem die Wunschmutter das Kind nicht geboren hat, allenfalls über genetische Analyse eine Abstammung oder Nichtabstammung von den Wunscheltern feststellen. Definitive Anknüpfungspunkte zwischen den Wunscheltern und dem Kind beziehungsweise eine vertragliche Bindung zur Leihmutter muss es vor allem zur Hintanhaltung des Kinderhandels geben. Dennoch stellt sich durch die geänderte Rechtslage des FMedG seit 2015 für mich die Frage, ob das Anknüpfen an genetische

42 | Zu verschiedenen Formen und Arrangements des Co-Parenting vgl. Wimbauer, 2022, 550.

43 | Die Provinz Ontario (Kanada) hat Normen eingeführt, die Elternschaft auf Basis von vier verschiedenen Gründen (Geburt des Kindes, Besamung durch Geschlechtsverkehr, Elternschaftsvermutung in Ehe oder Lebensgemeinschaft, Partner*in bei vereinbarter Samenspende) annimmt und Leihmutterschaftsvereinbarungen zulässt, ohne die Leihmutter zur Mutter zu machen. Neben dem Geburtselternteil können bis zu drei Personen eine Übernahme von Elternschaft erklären. Wollen mehr als vier Elternteile ihre Elternschaft in Anspruch nehmen, bedarf es einer gerichtlichen Zustimmung. Vgl. Leckey, 2019, 301 ff.

44 | So in den grundlegenden Erkenntnissen VfGH 14. 12. 2011, B13/11, und VfGH 11. 10. 2012, B99/12.

Tatsachen nicht wiederum gleichheitswidrig und auch dem Kindeswohl widersprechend wäre, weil mittlerweile auch die Eizellspende im österreichischen Recht anerkannt ist und somit Mutter und Kind nicht genetisch verwandt sein müssen. Muss die rechtliche Mutter tatsächlich entweder die im Inland gebärende Frau oder – bei einer Auslandsgeburt durch eine Leihmutter – die genetisch zuordenbare Erbinformationsträgerin sein, die sie bei zulässiger Inanspruchnahme einer Eizellspende im Inland eben nicht wäre? Wohl kaum, diese Schlussfolgerung ist meiner Ansicht nach aus Gleichheitsüberlegungen nicht mehr durchzuhalten.⁴⁵

Das Leihmutterverbotsverbot ergibt sich durch die Regelungen des FMedG, aber insbesondere auch durch das Abstammungsrecht des ABGB, und kann im Inland nicht ausgehebelt werden.⁴⁶ Eine Frau, die das von ihr geborene Kind zur Adoption freigibt, hat keinen Einfluss auf das behördliche Verfahren, kann es also nicht für ein bestimmtes Wunschelternpaar austragen und ihm dann zur Adoption überlassen. Leih- und Wunschmutter können aber auch keine Mutter-anderer-Elternteil-Familie bilden, ohne den biologischen Vater ausschließen zu müssen.

Dass die Idee einer Elternschaft für ein, zwei oder auch mehr Personen rechtlich in Österreich durchaus anerkannt ist, zeigt der Blick auf das bestehende Adoptionsrecht. Adoption bedeutet den Ersatz eines oder beider Elternteile: Ursprünglich ersetzte die Adoptivmutter die leibliche Mutter, der Adoptivvater den leiblichen Vater oder beide Adoptiveltern die ursprünglichen Eltern.⁴⁷ Der Konnex zu den leiblichen Eltern verschwindet allerdings nicht vollständig, gegenseitige Unterhaltspflichten können wieder aufleben (§ 198 ABGB), das gesetzliche Erbrecht besteht im Wesentlichen weiter. Mit der Gleichstellung eingetragener Partner*innenschaften hinsichtlich aller Adoptionsmöglichkeiten gibt es auch keine geschlechtlichen Vorgaben mehr. So kann ein Adoptivvater die leibliche Mutter ersetzen und mit dem leiblichen Vater des Kindes Elternschaft übernehmen bzw. können gleichgeschlechtliche Paare gemeinsam (hintereinander oder gleichzeitig) ein Kind adoptieren.

Die Regelung der Einzeladoption blieb im Zuge der Gleichstellung verschieden- und gleichgeschlechtlicher Elternpaare unverändert. Nach wie vor

45 | Levy, 2022, 121, spricht bezüglich vergleichbarer Fallkonstellationen vor dem EGMR von „genetic essentialism“, der abermals zu geschlechtsspezifischer Diskriminierung führt. Auch die in der StF des FMedG angeordnete Unterscheidung zwischen Insemination und IVF bei Samenspende hatte eine Verwirklichung von Elternschaft von sehr unterschiedlichen Parametern abhängig gemacht und gleichheitsrechtliche Bedenken ausgelöst; vgl. Neuwirth, 2004, 159 f.

46 | Vgl. Verschraegen, 2019, 266.

47 | Vgl. Rudolf, 2020, 362 ff.

kann auch eine einzelne Person ein Kind adoptieren und den leiblichen Elternteil gleichen Geschlechts oder zusätzlich – mit dessen Zustimmung – auch den anderen leiblichen Elternteil, also beide Eltern, ersetzen (§ 197 Abs 3 ABGB). Es entsteht rechtlich zulässig eine Ein-Eltern-Familie, was in Widerspruch zur Intention des Gesetzgebers bei der Fortpflanzungsmedizin steht, nur Zwei-Eltern-Familien anzuerkennen. Die Regelung der Einzeladoption mag als historisches, in der Praxis kaum relevantes Relikt gesehen werden, könnte aber auch als Hebel gegen die Zwei-Eltern-Prämisse dienen und einen Weg zu einer Erweiterung der Elternzahl weisen. Denn Adoptionsrecht lässt als Minimalvariante eine Ein-Eltern-Familie zu und anerkennt als Maximalvariante die Rechte von vier Elternteilen.⁴⁸ Auch in sonstigen Fallkonstellationen könnte demnach ein Maximum von vier rechtlichen Elternteilen für ein Kind als zulässig angesehen werden, um – sofern gewünscht – alle genetischen und sozialen Elternteile in einer Familie zu versammeln.

Zur Frage der Zahl der möglichen oder notwendigen Elternteile möchte ich noch einen letzten Fall schildern, der zeigt, wie traditionell Elternschaft trotz aller Neuregelungen gedacht wird und welche absurden Lösungen bei zu enger rechtlicher Auslegung im Raum stehen würden. Zwei in Lebensgemeinschaft lebende Frauen hatten das (gemeinsame) Obsorgerecht für ein im Ausland per Spendersamen gezeugtes, formell vaterloses Kind vereinbart. Auch nach der Trennung der Lebensgemeinschaft blieb die Obsorge beider Frauen aufrecht. Das entspricht der vom Gesetzgeber gewünschten Intention, dass die Elternbeziehung zum Kind auch nach der Trennung der Paarebene erhalten bleiben soll. Die Ex-Partnerin beantragte schließlich auch noch die Adoption des Kindes, um es erbrechtlich umfassender abzusichern und ein gesetzliches Erbrecht wirksam werden zu lassen. Die Beziehung zwischen der leiblichen Mutter und dem Kind sollte natürlich unverändert bleiben. Der Adoptionsantrag wurde vom Gericht mit dem Hinweis abgelehnt, dass die Ex-Partnerin bei einer Adoption die leibliche Mutter des Kindes ersetzen müsste und nicht die Position des nie festgestellten Vaters übernehmen könne. Die Möglichkeit, dass ein Elternteil den gegengeschlechtlichen Elternteil unter Aufrechterhaltung der rechtlichen Beziehung zum gleichgeschlechtlichen Elternteil verdränge, kenne das Recht nur für den Fall einer aufrechten Paargemeinschaft (§ 194 Abs 4 ABGB „Kind seines Ehegatten, eingetragenen Partners oder Lebensgefährten“). In allen anderen Fällen der – hier anzuwendenden – Einzeladoption ersetze die*der Adoptierende den Elternteil des

48 | Vgl. Neuwirth, 2023.

gleichen Geschlechts und nicht einen frei zu wählenden Elternteil. Es mache auch keinen Unterschied, ob das Kind bis dahin nur einen oder bereits zwei Elternteile gehabt habe. Abermals musste der VfGH angerufen werden, der eine derartige Interpretation der Regelungen als nicht mehr dem Sinn des Gesetzes entsprechend beurteilte.⁴⁹ Überdies mahnte er auch die Berücksichtigung des Kindeswohls ein, welches durch einen bloßen Müttertausch nicht gewahrt gewesen wäre. Die bestehenden Normen sind also grundrechtskonform so zu lesen, dass auch nach einer Trennung der gleichgeschlechtlichen Beziehung eine Adoption durch einen zweiten gleichgeschlechtlichen Obsorgeberechtigten und Elternschaft im institutionellen Sinn möglich sein muss.

4 Schlussfolgerung

Selbst wer Elternschaft schlicht als soziales Faktum und wertzuschätzende Verantwortungsbefugnis sehen möchte, muss erkennen, dass der rechtlichen Absicherung entscheidende Bedeutung – insbesondere im Sinn des Kindeswohls – zukommt und von vielen Betroffenen um eine Anerkennung ihres Elternstatus gekämpft wurde. Ein Elternteil, idealerweise zwei oder besser vielleicht sogar bis zu vier Eltern – alle Varianten sind im österreichischen Recht grundsätzlich zulässig, aber nicht beliebig wählbar. Gewisse Wertungswidersprüche hinsichtlich Elternpositionen können bei dieser Rechtslage nicht gezeugnet werden. Einerseits scheint die Frage des Geschlechts an Bedeutung zu verlieren, andererseits differenziert das Abstammungsrecht teilweise immer noch hinsichtlich natürlich-biologischer oder fortpflanzungsmedizinisch-unterstützter, genetisch eigener oder auf gespendeten Keimzellen beruhender Elternschaft. Eine per Adoption legitimierte Elternschaft ist von der bloß auf privater vertraglicher Basis etablierten Verantwortlichkeit zu unterscheiden. Auch die jüngste Gesetzesnovelle mit Wirkung zum 1.1.2024 versuchte private Entscheidungsfreiheit und rechtliche Schutzautomatismen unter einen Hut zu bringen, muss jedoch als abermalige Nachbesserung im Detail und Minimalversion einer gender- und kindgerechten Lösung angesehen werden. Die Chance auf eine echte juristische Neugestaltung von Elternschaft blieb ungenützt.⁵⁰ Eine Re- beziehungsweise Neu-Institutionalisierung verschiedenster

49 | VfGH 3.10.2018, G 69/2018.

50 | Vgl. Voithofer, 2022, 284 f.

Formen verantwortlich gelebter Elternschaften erscheint mir daher aus Rechtsschutzerwägungen weiterhin sehr wünschenswert.

Literatur

- Aichhorn, Ulrike (2003): *Das Recht der Lebenspartnerschaften. Ehe und Lebensgemeinschaft*. Wien/ New York: Springer.
- Alaattinoğlu, Daniela/Margaria, Alice (2023): Trans parents and the gendered law. Critical reflections on the Swedish regulation. In: *International Journal of Constitutional Law* 21 (2), 603-624.
- Barth, Peter/Erlebach, Martina (Hg.) (2015): *Handbuch des neuen Fortpflanzungsmedizinrechts*. Wien: Linde.
- Bydlinski, Franz (1961): *Der Gleichheitsgrundsatz im österreichischen Privatrecht. Gutachten für den 1. Österreichischen Juristentag*. Wien: Manz.
- Cottier, Michelle (2022): Ein Recht der Elternschaft jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit. In: Schnegg, Kordula/Tschuggnall, Julia/Voithofer, Caroline/Auer, Manfred (Hg.): *Inter- und multidisziplinäre Perspektiven der Geschlechterforschung. Innsbrucker Gender Lectures IV*. Innsbruck: University Press, 39-56.
- Eypeltauer, Doris (1981): *Familienrechtsreform*. Wien: Verlag für Geschichte und Politik.
- Ferrari, Susanne (2010): Benötigen moderne Partnerschaften und Familien zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch gesetzliche Regelungen? In: Neuwirth, Karin (Hg.): *Familie neu? Jüngste Familienrechtsänderungen im Hinblick auf Partnerschaften und gelebte Familienformen*. Linz: Trauner, 33-43.
- Fischer-Czermak, Constanze/Beclin, Barbara (2012): *Der Gleichheitsgrundsatz im österreichischen Privatrecht. Gutachten für den 18. Österreichischen Juristentag. Linz 2012*, Wien: Manz.
- Floßmann, Ursula (2006): *Frauenrechtsgeschichte. 2. Auflage*. Linz: Trauner.
- Gschnitzer, Franz (1963): *Familienrecht*. Wien: Springer.
- Hanisch, Ernst (1995): Bis daß der Tod euch scheidet: Katholische Kirche und Ehegesetzgebung in Österreich. In: Weinzierl, Erika/Stadler, Karl R. (Hg.): *Justiz und Zeitgeschichte*. Wien: Jugend & Volk, 189-205.
- Harmat, Ulrike (1999): *Ehe auf Widerruf? Der Konflikt um das Eherecht in Österreich 1918–1938*. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Hölzl, Andreas/Neuwirth, Karin (2015): Nationalsozialistische Erbgesundheitslehre im österreichischen Ehe- und Anerbenrecht nach 1945. In: *juridikum. zeitschrift für kritik | recht | gesellschaft* 2015 (2), 209-218.
- Hopf, Gerhard/Kathrein, Georg (2014): *Kurzkomentar zum Eherecht. 3. Auflage*. Wien: Manz.
- Kalb, Herbert (2012): Das Eherecht in der Republik Österreich 1918-78. In: *Beiträge zur Rechtsgeschichte Österreichs* 2 (1), 27-43.

- Lehner, Oskar (1987): *Familie – Recht – Politik. Die Entwicklung des österreichischen Familienrechts im 19. und 20. Jahrhundert*. Wien: Springer.
- Leckey, Robert (2019): One Parent, Three Parents: Judges and Ontario's All Families Are Equal Act, 2016. In: *International Journal of Law, Policy and The Family* 33, 298-315.
- Levy, Mélanie (2022): Surrogacy and Parenthood: A European Saga of Genetic Essentialism and Gender Discrimination. In: *Michigan Journal of Gender & Law* 29 (1), 121-178.
- Meder, Stephan/Mecke, Christoph Eric (Hg.) (2013): *Family Law in Early Women's Rights Debates. Western Europe and the United States in the nineteenth and early twentieth centuries*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Neuwirth, Karin (2004): Fortpflanzungsmedizin. Rechtlicher Rahmen, feministische Kritik und gesellschaftliche Perspektiven. In: Floßmann, Ursula (Hg.): *Universitäre Weiterbildung „Gender Studies“*. Linz: Trauner, 141-207.
- Neuwirth, Karin (2023): Vater, Mutter, Elternteil – und wer weiter? In: *Interdisziplinäre Zeitschrift für Familienrecht (iFamZ)* 2023 (1), 6-8.
- Neuwirth, Karin (2024): Individuelle Rechtsgleichheit als Grundlage pluraler Familienformen. In: Breunig, Bernadette/Schweiger, Gottfried/Walser, Angelika (Hg.): *Familie im Wandel. Sozialwissenschaftliche, ethische und rechtliche Perspektiven*. Heidelberg: J.B. Metzler, 57-75.
- Pesendorfer, Ulrich (2023): Das Abstammungsrechts-Anpassungsgesetz 2023 (AbAG 2023). In: *Interdisziplinäre Zeitschrift für Familienrecht (iFamZ)* 2023 (6), 304-308.
- Rudolf, Claudia (2020): Adoption. In: Deixler-Hübner, Astrid (Hg.) *Handbuch Familienrecht*, 2. Auflage. Wien: Linde, 345-389.
- Schauer, Martin Peter (1999): Die „gesunde Nachkommenschaft“ von der NS-Zeit bis heute. Ein Beitrag zum österreichischen Scheidungsrecht. In: Floßmann, Ursula (Hg.): *Nationalsozialistische Spuren im Recht*. Linz: Trauner, 75-126.
- Schoditsch, Thomas (2020): *Gleichheit und Diversität im Familienrecht*. Wien: Manz.
- Ulrich, Silvia (2013): Die Judikatur des EGMR und VfGH zum Obsorge- und Namensrecht. In: Deixler-Hübner, Astrid/Ulrich, Silvia (Hg.): *Kindschafts- und Namenrechts-Änderungsgesetz. Grundrechte – Elternrechte – Kinderrechte*. Wien: Manz, 1-31.
- Verschraegen, Bea (2019): Leihmutterchaft. Zum Recht auf Elternschaft. In: *Interdisziplinäre Zeitschrift für Familienrecht (iFamZ)* 2019 (4), 266-271.
- Voithofer, Caroline (2022): Die Chance für ein zukunftstaugliches Abstammungsrecht. In: *Interdisziplinäre Zeitschrift für Familienrecht (iFamZ)* 2022 (6), 282-285.
- Volkmar, Erich/Antoni, Hans/Ficker, Hans G./Rexroth, Ernst Ludwig/Anz, Heinrich (1939): *Großdeutsches Eherecht. Kommentar*. München/Berlin: C.H. Beck.
- Wimbauer, Christine (2022): Co-Elternschaft. In: Haller, Lisa Yashodhara/Schlender, Alicia (Hg.): *Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft*. Opladen: Barbara Budrich, 549-559.

Die Figuren des ‚Besatzungskindes‘ und seiner Mutter in der österreichischen Nachkriegspresse. Zur diskursiven Regulierung von Familie und Elternschaft

1 Einleitung

Aktuelle Schätzungen gehen davon aus, dass im ersten Nachkriegsjahrzehnt in Österreich 20.000 bis 30.000 Kinder zur Welt kamen, deren Mütter ortsansässige Frauen und deren Väter Angehörige der in Österreich stationierten Alliierten waren.¹ Die ersten von ihnen wurden im Winter 1945/46 geboren. Nicht lange danach setzte eine – zwar nicht extensive, aber insgesamt doch kontinuierliche – mediale Berichterstattung über diese sogenannten ‚Besatzungskinder‘ oder ‚Soldatenkinder‘² und ihre Mütter in österreichweiten sowie regionalen Tages- und Wochenzeitungen ein, die sich jedenfalls über die gesamte Besatzungszeit³ und darüber hinaus erstreckte.⁴ Was bedeutet es, dass sie doch relativ rasch ausreichend Aufmerksamkeit erregten, um zu einem berichtenswerten Phänomen zu werden? Als „heimliche Grundkategorie“ hinsichtlich des Nachrichtenwertes gilt die „Abweichung eines Ereignisses von der Alltagserfahrung“,⁵ d.h. von dem, was zu einem historischen Zeitpunkt und in einem spezifischen Kontext als ‚normal‘ erachtet wurde. Dass

1 | Vgl. Stelzl-Marx, 2009; vgl. Satjukow/Stelzl-Marx, 2015.

2 | Der Begriff ‚Besatzungskind‘ ist aus mehreren Gründen problematisch. Zwar wird er von einigen Betroffenen affirmativ als Selbstbezeichnung verwendet, er stellt jedoch auch eine oftmals vorurteilsbehaftete und infantilisierende Zuschreibung dar. Ich verwende diese Begriffe zur Bezeichnung des medial hervorgebrachten Phänomens ‚Besatzungskind‘ bzw. ‚Soldatenkind‘ und um die dadurch erzeugten Vorstellungen, Deutungen und Bilder zu analysieren. Generell gilt, dass die Inhalte und Sprache der Presseartikel und die gewählten Bezeichnungen den Zeitgeist ihrer Entstehung widerspiegeln. Ich distanzieren mich von abwertenden Bezeichnungen für Menschen und versuche, diskriminierenden Sprachgebrauch möglichst nicht zu reproduzieren. An manchen Stellen wurden Quellenbegriffe in Zitaten belassen, um zeitgenössische Deutungen sichtbar zu machen. Nicht geändert wurden die Überschriften der Presseartikel in den Quellenangaben.

3 | Den Begriff der Besatzung verwende ich zur Beschreibung der politischen Situation von 1945–1955: Österreich wurde von den Alliierten besetzt und verwaltet und damit in seiner Souveränität eingeschränkt. Ich möchte jedoch betonen, dass es sich um eine befreiende Besatzung handelte, die die nationalsozialistische Herrschaft beendete und einen Übergang zur Demokratie ermöglichte.

4 | In diesem Beitrag untersuche ich Presseberichte aus dem Zeitraum 1945–1954, mit Presseartikeln bis in die 1960er Jahre arbeitet etwa Schretter, 2020.

5 | Ackermann, 1992, 237.

über sogenannte ‚Besatzungskinder‘ und ihre Mütter berichtet wurde, verstehe ich als Hinweis, dass diese als Abweichung von dominanten Norm- und Normalitätsvorstellungen in Bezug auf Geschlecht und Familie in der österreichischen Nachkriegszeit wahrgenommen wurden. Eine Befassung mit dieser Berichterstattung verspricht daher Erkenntnisse über zeitgenössische Vorstellungen von Familie und Mutterschaft, denn die Vergeschlechtlichung von Elternschaft im Kontext der zunehmend konservativen Geschlechterordnung in der Nachkriegszeit⁶ zeigt sich, so meine Annahme, besonders deutlich in den hervorgebrachten Problematisierungen.

Über Presseberichte bzw. mediale Diskurse der Nachkriegszeit zu ‚Besatzungskindern‘ und ihren Müttern in Österreich ist bislang wenig bekannt. In einigen Projekten zu Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich sowie zu Beziehungen zwischen Österreicherinnen und Besatzungssoldaten wurden Presseberichte in Kombination mit anderen schriftlichen und mündlichen Quellen verwendet. Die Historikerin Ingrid Bauer rekonstruiert die in Diskursen um die sogenannte „Ami-Braut“ sichtbaren Stereotype und Zuschreibungen sowie die Wahrnehmung der Beziehungen österreichischer Frauen und US-amerikanischer GIs als moralische Grenzüberschreitung, sexuell-nationales Fehlverhalten und Verrat am Heimatland. In den Nachkriegsmedien wurden über Monate aufgebrachte und verzweifelte Leserbriefe von aus dem Krieg heimgekehrten Männern abgedruckt, die Bauer als einen Diskurs der Konkurrenz unter Männern analysiert: Durch die Niederlage im Krieg in ihrer männlichen Identität und ihrem Selbstwertgefühl erschütterte Männer nahmen diese Beziehungen als eine „Zerstörung ihrer letzten Machtposition“ wahr und sahen darin die ihnen vermeintlich zustehenden „Eigentumsrechte an ‚ihren‘ Frauen“⁷ verletzt. Einen skeptischen bis ablehnenden Blick auf Beziehungen mit britischen Soldaten, abwertende Deutungen in Bezug auf Frauen, die diese Verbindungen eingingen, sowie eine pauschale Unterstellung ‚niederer Beweggründe‘ – gemeint waren üblicherweise Prostitution und Arrangements zu ihrem materiellen Vorteil – findet auch Lukas Schretter in seiner Studie zu Nachkommen britischer Besatzungsangehöriger. Hinsichtlich der Kinder, die aus diesen Beziehungen und Begegnungen stammten, rekonstruiert er insbesondere Debatten um die finanzielle Belastung, die Nachkommen alliierter Soldaten als ‚unehelic‘ Kinder für den Wohlfahrtsstaat darstellten.⁸ Zu ähnlichen Befunden kommen Lukas Schretter und Barbara Stelzl-Marx in einem Beitrag zum sozialen und politischen

6 | Vgl. Bandauer-Schöffmann, 2000; vgl. Thurner, 2019, 88 f.

7 | Bauer, 2000, 265.

8 | Vgl. Schretter, 2020, 145 ff., 171 ff.

Umgang mit dieser Gruppe von Kindern, schätzen aber die öffentliche Aufmerksamkeit insgesamt als eher gering ein.⁹ Eine umfassende und systematische Untersuchung steht bislang noch aus.

Auf die Relevanz der medialen Berichterstattung verweisen Analysen von Presseberichten über sogenannte *Kinder des Krieges* (engl. *children born of war*) aus anderen geografischen und historischen Kontexten, also Kinder von ortsansässigen Frauen und feindlichen Soldaten, Besatzungssoldaten oder Angehörigen der Friedenstruppen der Vereinten Nationen (UN-Friedenstruppen) sowie Kinder von Kindersoldat*innen.¹⁰ Im Allgemeinen wird davon ausgegangen, dass mediale Berichterstattung die Aufmerksamkeit auf vulnerable Bevölkerungsgruppen lenken und damit einen bedeutsamen Faktor hinsichtlich der Entwicklung politischer Agenden darstellen kann. Eine einseitige und inakkurate mediale Repräsentation kann sich hingegen als hinderlich für die Entstehung einer wirksamen Lobbyarbeit für diese Kinder sowie für eine nachhaltige Aufmerksamkeit auf ihre Situation und Bedürfnisse erweisen.¹¹ Unterschiedliche Studien haben gezeigt, dass von der Art und Weise der Berichterstattung abhängt, ob dominante Narrationen in Frage gestellt oder aber reproduziert werden.¹² Zudem kann die Dominanz patriarchaler Moral-, Geschlechter- und Familienvorstellungen dazu beitragen, dass Kindern des Krieges eine Position als unabhängige Subjekte in medialen Diskursen verwehrt bleibt und sie nicht als eine Gruppe der vom Krieg betroffenen Kinder (wie etwa Kindersoldat*innen) anerkannt werden.¹³ Auch das gewählte Framing ist relevant: Die Konstruktion als gefährliches versus als gefährdetes Kind kann jeweils zur Legitimation unterschiedlicher Politiken genutzt werden.¹⁴

In meinem Beitrag möchte ich der Frage nachgehen, was über Kinder alliierter Soldaten und ihre Mütter in der österreichischen Presse im ersten Nachkriegsjahrzehnt berichtet wurde und welche spezifischen Deutungen damit verknüpft wurden. Außerdem soll rekonstruiert werden, welche Vorstellungen von Elternschaft, insbesondere Mutterschaft, in diesen Berichten implizit oder explizit

9 | Vgl. Schretter/Stelzl-Marx, 2022, 3 ff.

10 | Vgl. Mochmann, 2008.

11 | Vgl. Carpenter, 2009, 27 f.

12 | Vgl. Crawley/Simic, 2012, 87 ff., 105. Die Autorinnen analysieren dies am Beispiel einer Ausstellung samt Print- und Onlinepublikation über Frauen und ihre Kinder, die während des Genozids in Ruanda durch Vergewaltigungen gezeugt wurden und zeigen, dass selbst im Kontext humanitärer Berichterstattung es unbeabsichtigt zu einer Aufrechterhaltung von Opfernarrativen und der Verstärkung patriarchaler Sichtweisen kommen kann.

13 | Vgl. Parra/Lo Iacono, 2020.

14 | Vgl. Koegeler-Abdi, 2023.

vermittelt wurden und wie diese interpretiert werden können. Ziel ist es, einen Einblick in die dominanten Zuschreibungen und Deutungsrahmen in Bezug auf ‚Besatzungskinder‘ und ihre Mütter zu geben. Nach einer kurzen Darstellung des historischen Kontexts und der zeitgenössischen Wahrnehmung der Situation von Nachkommen alliierter Soldaten und ihrer Mütter (Abschnitt 2) folgt eine kritische Einordnung von Presseberichten als historische Quelle sowie eine Beschreibung der Vorgehensweise bei Recherche und Analyse (Abschnitt 3). Anschließend werden zentrale Aussagekomplexe zu ‚Besatzungskindern‘ (Abschnitt 4) sowie ihren (biologischen) Vätern und Müttern (Abschnitt 5) rekonstruiert. Der Beitrag schließt mit einem Fazit zur Einschätzung und Funktionalität der vergeschlechtlichten Normalitätsvorstellungen in Bezug auf Familie und Elternschaft in der Berichterstattung über ‚Besatzungskinder‘ und ihre Mütter (Abschnitt 6).

2 Nachkommen alliierter Soldaten und ihre Mütter – historischer Kontext und zeitgenössische Wahrnehmung

Nachdem der Zweite Weltkrieg in Europa mit der bedingungslosen Kapitulation der Deutschen Wehrmacht am 8. Mai 1945 offiziell geendet hatte, wurde Österreich unter die Verwaltung der Alliierten gestellt. Im Juli 1945 trat das Zonenabkommen in Kraft, das im Vergleich zur teils noch provisorischen Situation im Mai und Juni für manche Gebiete Veränderungen brachte. Nunmehr wurden Kärnten, Osttirol und die Steiermark (mit Ausnahme des Steirischen Salzkammergutes) von den britischen Truppen verwaltet, Tirol und Vorarlberg von den französischen Truppen, das Burgenland, Niederösterreich und Oberösterreich nördlich der Donau von den sowjetischen Truppen, während Salzburg, der südliche Teil Oberösterreichs und das Steirische Salzkammergut unter US-amerikanischer Verwaltung standen. Die Bundeshauptstadt Wien wurde in vier Sektoren geteilt. Nach langjährigen Verhandlungen kam es im Mai 1955 zum Abschluss des Staatsvertrags. Die letzten Besatzungsangehörigen verließen am 25. Oktober 1955 das Land und Österreich erlangte seine politische Souveränität wieder.

Unmittelbar nach Kriegsende waren rund 700.000 Besatzungssoldaten in Österreich stationiert, bis Herbst 1945 sank ihre Zahl auf rund 400.000 und nahm

später weiter ab.¹⁵ Aufgrund dieser hohen Anzahl an vor Ort stationierten Angehörigen der Alliierten bot der Alltag zahlreiche Gelegenheiten für Begegnungen und es ergab sich, trotz etwaiger sprachlicher Barrieren und Fraternisierungsverbote, das gesamte Spektrum sozialer Beziehungen. Einige der intimen Kontakte – One-Night-Stands, Liebschaften, kürzere oder längere Liebesbeziehungen, Formen von Prostitution und Arrangements, ebenso wie unfreiwillige oder gewaltvolle sexuelle Begegnungen – führten zu Schwangerschaften und zur Geburt von Kindern.¹⁶ Wurde eine Schwangerschaft bekannt, reagierten die Militärverwaltungen häufig mit einer Versetzung der werdenden Väter, um sich sowie die einzelnen Männer vor finanziellen Forderungen zu schützen. In den meisten Fällen waren die Mütter ledig und die Kinder kamen, wie es im damaligen Amtsjargon hieß, als ‚uneheliche‘ Kinder zur Welt. Dies hatte zur Folge, dass das Jugendamt des Wohnbezirks die Vormundschaft über das Kind innehatte.¹⁷ Aus der dadurch bedingten aktenmäßigen Erfassung folgte eine erhöhte Aufmerksamkeit, die sich in regelmäßigen Hausbesuchen durch Fürsorgerinnen äußerte und zu Stigmatisierungen im Umfeld führen konnte.¹⁸ Von anderen ‚unehelichen‘ Kindern unterschied die Nachkommen alliierter Soldaten, dass Vaterschaftsfeststellungen und die Einforderung von Unterhaltszahlungen erheblich erschwert waren, da Angehörige der Alliierten nicht der österreichischen Gerichtsbarkeit unterlagen.¹⁹ Daher war auch das Risiko prekärer finanzieller und sozialer Situationen erhöht, insbesondere wenn sie in ihrem sozialen Umfeld aufgrund negativer Ansichten über Beziehungen zwischen Österreicherinnen und Besatzungssoldaten von Ablehnung und Ausgrenzung betroffen waren. Das konnte verstärkt der Fall sein, wenn sich Kinder sichtbar von der Mehrheitsbevölkerung unterschieden.²⁰ Vor allem wenn die Väter afroamerikanischer Herkunft waren, wurden die Mütter teilweise von ihrem Umfeld und vom Jugendamt unter Druck gesetzt, ihr Kind in einer Pflegefamilie oder einem Heim unterzubringen oder zur Adoption freizugeben.²¹

15 | Vgl. Stelzl-Marx, 2015, 104.

16 | In Österreich finden Forschungen zu Nachkommen alliierter Soldaten bislang überwiegend mit Bezug auf einzelne Besatzungszonen statt. Eine systematische Zusammenschau steht derzeit noch aus.

17 | Vgl. Verordnung über Jugendwohlfahrt 1940 § 29; vgl. JWG 1954, § 17.

18 | Vgl. Bechter/Guerrini/Ralser, 2013, 137 ff.

19 | Vgl. Fritz/Krammer/Rohrbach, 2014, 360 f.

20 | Das konnte in allen vier Besatzungszonen vorkommen: etwa, wenn die Väter afroamerikanische GIs, marokkanische oder algerischen Mitglieder der französischen Truppen, britischen Militärangehörigen aus den Kolonien oder Angehörige der sowjetischen Truppen, die aus den zentralasiatischen Gebieten stammten, waren.

21 | Vgl. Fritz/Krammer/Rohrbach, 2014; vgl. Rohrbach, 2021.

Die zeitgenössischen Sichtweisen auf Frauen, die Beziehungen mit Besatzungssoldaten eingingen, und aus solchen Begegnungen entstandene Kinder waren oftmals von moralischen, ideologischen und rassistischen Vorbehalten geprägt und führten zu teils massiven Reaktionen. Diese reichten von dem Vorwurf der Prostitution, Beschimpfungen im persönlichen Umfeld und in der Öffentlichkeit, Verleumdungen und Diffamierungen in Flugblättern, öffentlichen Aushängen und Leserbriefen bis zu körperlichen Übergriffen wie dem Abrasieren der Haare.²² Das ist sowohl im Kontext der Nachwirkungen der nationalsozialistischen (Rassen-)Ideologie²³ als auch der Retraditionalisierung der Geschlechterordnung und des zunehmenden Konservatismus in der Nachkriegszeit zu sehen. Aufgrund der kriegsbedingten Abwesenheit vieler Männer hatten Frauen (notwendigerweise) unterschiedliche gesellschaftliche Positionen – insbesondere in der Sphäre der Erwerbsarbeit – eingenommen. Vorhandene Forderungen nach Gleichberechtigung, beispielsweise im Ehe- und Familienrecht,²⁴ sowie nach reproduktiver Selbstbestimmung für Frauen etwa durch eine Liberalisierung des Abtreibungsrechtes²⁵ konnten sich nicht durchsetzen. Stattdessen wurden in den Nachkriegsjahren Frauen zunehmend aus Erwerbsverhältnissen gedrängt und der geschlechtssegregierte Arbeitsmarkt wieder hergestellt.²⁶ Als Folge stieg die Lohnungleichheit zwischen Männern und Frauen in den 1950er Jahren an.²⁷ Zunehmend wurden „Denk- und Politikformen belebt, die die traditionelle Familie mit ihren Rollenklischees zur natürlichen Sozialform hypostasierten“²⁸ und Sittlichkeitsanforderungen und Sexualitätsnormen wieder deutlich konservativer.²⁹

Schon während des Zweiten Weltkrieges sowie in den Jahren danach entstand in unterschiedlichen europäischen Ländern Aufmerksamkeit für Beziehungen und sexuelle Kontakte zwischen ortsansässigen Frauen und ausländischen Soldaten und die daraus geborenen Kinder, die zu politischen Debatten um deren Zugehörigkeit führte. Je nach Kontext wurden (manchmal biologistische oder rassistische) Vorstellungen von Nation, Kultur oder Volk ins Feld geführt und mit Bezug auf

22 | Vgl. Guerrini, 2022, 159 ff.

23 | Sowohl die Betrachtung der Alliierten als Feinde als auch die Zustimmung zu nationalsozialistischem und völkischem Gedankengut samt ihrer Überlegenheitsfantasien einer ‚deutschen Rasse‘ und damit verbundenen Abwertung anderer überdauerten das Ende des Zweiten Weltkrieges deutlich.

24 | Vgl. Niederkofler, 2009, 108 f.

25 | Vgl. Mesner, 2010, 202 ff.

26 | Vgl. Thurner, 1996, 17 ff.

27 | Vgl. Thurner, 2019, 95.

28 | Ebd., 89.

29 | Vgl. Herzog, 2021, 83 ff.

rechtliche, wirtschaftliche, demografische, humanitäre oder demokratische Gründe für oder gegen ihre Aufnahme in die Gemeinschaft argumentiert.³⁰ Diese Überlegungen waren Teil einer breiteren Debatte über den ‚richtigen‘ Ort und die Heimat von Einzelpersonen und Bevölkerungsgruppen, die von der Idee geleitet war, durch eine ‚Entmischung‘ ethnischer Gruppen zukünftig Sicherheit und Stabilität zu gewährleisten.³¹ Kinder ausländischer Soldaten wurden zu Objekten politischer Interessen, deren Wohl bei Entscheidungen über sie meist nur eine marginale Rolle spielte. Zudem wurde die Vorstellung einer ‚Entmischung‘ durch ihre bloße Existenz ad absurdum geführt.

3 Historische Presseartikel: Quellenkritische Einordnung und Anlage der Untersuchung

Im April und Mai 1945 mussten alle Zeitschriften und Zeitungen Österreichs ihr Erscheinen einstellen. und zunächst wurden nur von den Besatzungsmächten selbst herausgegebene Zeitungen veröffentlicht. Die Alliierten erachteten eine freie Presse als wichtigen Teil des Wiederaufbaus Österreichs sowie der Wiederherstellung der Demokratie und sie reduzierten ihre umfassende Kontrolle der Presse ab dem Sommer 1945. Ab August 1945 durften neben der „offiziellen“ Presse der Alliierten Tageszeitungen von den drei politischen Parteien der Wiederaufbaukoalition (Österreichische Volkspartei (ÖVP), Sozialdemokratische Partei Österreich (SPÖ), Kommunistische Partei Österreich (KPÖ)) herausgegeben werden und wenig später konnten auch wieder unabhängige Zeitungen erscheinen. Sie alle unterlagen jedoch der Bewilligungspflicht durch die Alliierten.

Presseartikel werden aufgrund ihrer Reichweite, Popularität und damit vermuteten Wirkung³² als bedeutsame Quellen für alltags-, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen angesehen. Zudem berichten sie über nahezu alle politischen wie kulturellen Ereignisse und kommentieren diese.³³ (Print-)Medien sind jedoch nicht lediglich neutrale „Transmissions-Organ“³⁴ von als relevant

30 | Vgl. Guerrini, 2025, 128 ff.

31 | Vgl. Fehrenbach, 2022, 185.

32 | Vgl. Bonfadelli, 2002, 14.

33 | Vgl. Matzerath, 2012, 190.

34 | Ackermann, 1992, 233.

erachteten Ereignissen und Informationen. Bei der Analyse von Presseartikeln sind unterschiedliche Aspekte zu beachten, die auf der einen Seite die spezifische Beschaffenheit der Texte betreffen und auf der anderen Seite die Funktion und Position von Medien im untersuchten gesellschaftlich-historischen Kontext.

Zunächst können Presseartikel hinsichtlich ihrer Textgattungen unterschieden werden: Nachrichten kommt die Aufgabe zu, Informationen und Ereignisse zu referieren, um den Leser*innen eine eigene Urteilsbildung zu ermöglichen. Reportagen als „persönlich gefärbte Tatsachen- und Erlebnisberichte“ mit einem deutlich interpretierenden Charakter sollen durch die Vermittlung größerer Nähe zu Geschehnissen sowie den Einbezug subjektiver Empfindungen das Nachvollziehen der geschilderten Ereignisse ermöglichen. In Kommentaren wiederum nimmt die Redaktion der jeweiligen Zeitung zu einem berichteten Ereignis oder Sachverhalt Stellung.³⁵ Nicht immer sind Beiträge ausschließlich oder eindeutig einer dieser drei Textgattungen zuordenbar und auch in vordergründig neutralen Nachrichten können über die Wahl von Begrifflichkeiten und Rahmungen bestimmte Deutungen nahegelegt oder emotionale Reaktionen hervorgerufen werden: „Naiv ist die Annahme, wichtigste Funktion der Presseartikel sei es, reales Geschehen abzubilden und zu vermitteln. Nachrichten sind bereits Interpretationen, und der Historiker muß fragen, welche Merkmale die von den Medien konstituierte Welt auszeichnen und welches ihre Kriterien der Selektion und Interpretation sind.“³⁶

Orientiert an diskurstheoretischen Überlegungen gehe ich davon aus, dass „Sprachgebrauch [...] zugleich praktisches Tun und Prozessierung (auch Zuschreibung) von Sinn bzw. Bedeutung [ist, FG]; beide Dimensionen können als sozialer und zugleich sozial strukturierter Prozess verstanden werden.“³⁷ Konkrete Sprachereignisse und die sie umgebenden und hervorbringenden Situationen, Institutionen und sozialen Strukturen stehen in einem dialektischen Verhältnis zueinander. Diskurse sind durch soziale Praktiken konstituiert und konstituieren diese gleichzeitig. Dabei lassen sich vier Makrostrategien unterscheiden: Diskurse können Phänomene hervorbringen, reproduzieren, transformieren oder dekonstruieren.³⁸ Presseberichte greifen bestehende Debatten und vorhandene Haltungen zu ‚Besatzungskindern‘ auf und sind gleichzeitig beteiligt an deren Konstitution als diskursives und soziales Phänomen, indem bestimmte Deutungen

35 | Vgl. Ackermann, 1992, 238 ff.

36 | Ebd., 250 f.

37 | Keller, 2011, 29.

38 | Vgl. Cillia/Reisigl/Wodak, 1999, 157.

nahegelegt werden. Deutungsrahmen bzw. Frames haben die Funktion, Wahrnehmungen und Erfahrungen zu organisieren und ihnen Sinn zu verleihen.³⁹ Die Art der Berichterstattung kann also erheblichen Einfluss auf die öffentliche Wahrnehmung einer Personengruppe haben, denn es sind „nicht Fakten an und für sich entscheidend [...], sondern gedankliche Deutungsrahmen, in der kognitiven Wissenschaft Frames genannt. [...] Sie sind es, die Fakten erst eine Bedeutung verleihen und zwar, indem sie Informationen im Verhältnis zu unseren körperlichen Erfahrungen und unserem abgespeicherten Wissen über die Welt einordnen.“⁴⁰ Sichtbar wird die Bedeutung der Wahl von Begrifflichkeiten und Metaphern für die Art der Wahrnehmung eines Sachverhalts oder einer Situation an den sehr unterschiedlichen Vorstellungen, die etwa die Verwendung der Ausdrücke „Besatzungsmächte“ oder „Befreiungsmächte“ hervorrufen.⁴¹ Ähnlich gilt das auch für das Thema des vorliegenden Beitrags: Bei der Volltextsuche im digitalen Zeitungsarchiv ANNO führten die Suchbegriffe „Besatzungskind*“ und „Soldatenkind*“ zu 89 bzw. 57 Treffern, während mit dem Suchbegriff „Befreiungskind*“ nur ein einziger Artikel aufgefunden wurde.⁴² Eine solche Bezeichnungspraxis ist weder zufällig noch ohne Folgen.

Die Recherche wurde mittels der Digitalisierungsprojekte ANNO (AustriaN Newspaper Online) – Historische Zeitungen und Zeitschriften der Österreichischen Nationalbibliothek⁴³ sowie ULB:Digital der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol⁴⁴ im Juni 2024 und im Jänner 2025 durchgeführt. Ausgangspunkt der Volltextsuche waren die Schlagwörter Besatzungskind* und Soldatenkind*. Weiterführend wurden die in der zeitgenössischen Berichterstattung verwendeten Bezeichnungen für Kinder alliierter Soldaten sowie für ihre Mütter zusätzlich herangezogen. Das Sample⁴⁵ umfasst über zweihundert⁴⁶ Artikel in österreichischen überregionalen

39 | Vgl. Goffman, 1980.

40 | Wehling, 2016, 17 f.

41 | Vgl. Hechl, 2020, 42, ff.

42 | Recherche auf <https://anno.onb.ac.at/> am 27. 1. 2025, Einschränkung des Suchzeitraums auf 1945–1960.

43 | <https://anno.onb.ac.at/>

44 | <https://ulb-digital.uibk.ac.at/>

45 | Die Recherche erwies sich aus verschiedenen Gründen als herausfordernd: Die Volltextsuche in digitalisierten Beständen erleichtert die Auffindbarkeit relevanter Presseartikel enorm. Allerdings sind bisherige Digitalisierungsprojekte selektiv, teilweise fehlen wichtige Zeitungen und Zeitschriften und der Zeitraum ist aufgrund von Urheberrechtsbestimmungen eingeschränkt. Ergänzende Recherchen in Präsenzbeständen wurde erwogen, sind jedoch aufgrund der teilweise fehlenden Beschlagnahme erschwert beziehungsweise wären nur mit erheblich größerem Zeitaufwand möglich. Das Sample ist daher kein vollständiges Abbild der Presseberichterstattung im ersten Nachkriegsjahrzehnt.

46 | Teilweise wurden wortgleiche Meldungen in unterschiedlichen Zeitungen nicht doppelt aufgenommen, insbesondere bei Kurzmeldungen zur Anzahl an ‚Besatzungskindern‘, bei Kleinanzeigen mit Adoptionsgesuchen

und regionalen Zeitungen aus dem Zeitraum 1945 bis 1954, die Nachkommen ausländischer Soldaten überwiegend in Österreich, teilweise aber auch in anderen Ländern wie Deutschland, Norwegen oder Japan betreffen. Artikel in der österreichischen Presse über ‚Besatzungskinder‘ in anderen Staaten wurden in die Analyse einbezogen, da ich davon ausgehe, dass auch sie Wissen über das Phänomen ‚Besatzungskinder‘ bereitstellten und zur Konstitution des diskursiven Phänomens beitrugen.

Da es sich bei diesem Artikel um eine explorative Untersuchung historischer Presseberichte über ‚Besatzungskinder‘ handelt, war es das Ziel, mittels eines breiten Zugangs zum Material einen Überblick über die berichteten Inhalte zu erlangen. Einer rekonstruktiven Logik folgend wurden zentrale Aussage- und Themenkomplexe herausgearbeitet und in der Analyse der Fokus sowohl auf die Kommunikationsinhalte als auch die latenten Sinngehalte und Bedeutungsstrukturen gelegt.⁴⁷ Eine Ausarbeitung von Unterschieden zwischen den untersuchten Tageszeitungen konnte nicht geleistet werden, wäre aber wünschenswert für zukünftige Untersuchungen – ebenso wie ergänzende und vertiefende Recherchen weiterer Presseberichte. In der Grobanalyse fiel auf, dass Deutungen in Bezug auf ‚Besatzungskinder‘ in großen Teilen eher wenig Varianz aufwiesen, größere Unterschiede aber in Bezug auf ihre Mütter festzustellen waren. Innerhalb des Samples heben sich zwei thematische Felder von den übrigen Zeitungsberichten deutlich ab: die Berichterstattung über Beziehungen zwischen Österreicherinnen und US-amerikanischen Soldaten sowie jene über die Jugendfürsorge in Wien. Während sich erstere durch starke Dramatisierungen auszeichnet, überwiegt in zweiterer ein normalisierender Blick auf ‚Besatzungskinder‘ und ihre Mütter.

4 ‚Besatzungskinder‘ als diskursives Phänomen im ersten Nachkriegsjahrzehnt

Der früheste aufgefundene Artikel über Kinder ausländischer Soldaten in Österreich erschien am 5. März 1946 in den *Tiroler Nachrichten – Tagblatt der Österreichischen Volkspartei* in der zweiseitigen Faschingsbeilage *Der entfesselte Adler* und ist damit als

beziehungswise Angeboten von Pflegeplätzen oder bei Ankündigungen von Filmvorführungen oder Radio-sendungen.

47 | Vgl. Rosenthal, 2008, 18 ff., 55 ff.

humoristischer Beitrag einzuordnen. Der fiktive Beitrag „Innsbrucker Geburtenstatistik“ berichtet von 131 Geburten im „vergangenen Monat März“:

[S]ie stammen von 33 Ortsansässigen und 98 Fremden, davon waren 11 Marokkaner, 8 Amerikaner, 7 Engländer, 13 Franzosen, 4 Mulatten, 25 Jugoslawen (17 Titotruppe und 8 Mihailowitsch), 3 Griechen, 5 Kaukasier, 8 Polen, 4 Ungarn, 8 Italiener und 2 Zebra. – Man sieht daraus, daß Innsbruck die erste Fremdenverkehrsstadt der Welt ist und den Babylonischen Turm weit übertroffen hat.⁴⁸

Narren- oder Faschingszeitungen sind ein Genre humoristischer Zeitungen der Karnevalszeit, die sich üblicherweise über Ereignisse aus dem vergangenen Jahr lustig machen. Der entfesselte Adler kann somit als „humorvoll unterhaltende[s] Witzblatt“ eingeordnet werden, das „fiktive Nachrichten bringt und bei seinen Lesern Kenntnis über das Tagesgeschehen voraussetzt, um mit entsprechenden Bezugnahmen aktuelle gesellschaftspolitische Ereignisse ins Absurde zu steigern.“⁴⁹ Kinder ausländischer Soldaten dürften also bereits im Winter 1946 Gesprächsthema und Teil öffentlicher oder politischer Debatten gewesen sein. Die fiktive Statistik teilte die im März 1946 geborenen Kinder anhand ihrer väterlichen Abstammung von ortsansässigen und ‚fremden‘ Männern⁵⁰ ein und bemaß den Anteil der ‚fremden‘ Väter auf 75 Prozent der Gesamtzahl.⁵¹ In diesem Kontext war „Fremdenverkehr“ eine Anspielung auf sexuelle Kontakte österreichischer Frauen mit als ‚fremd‘ erachteten Männern. So ist es wohl ironisch zu verstehen, wenn es im letzten Satz heißt, dass „diese Kinder [...] einst den Ruhm unserer Stadt in alle Welt hinaustragen“ werden.

Mit Mitteln der Komik verwies der Beitrag auf die kritische Einschätzung intimer Kontakte zwischen österreichischen Frauen und Angehörigen der Alliierten.⁵² Er zielte im Sinne karnevalesker Verkehrung⁵³ auf Ordnungsvor-

48 | Innsbrucker Geburtenstatistik. In: *Tiroler Nachrichten* (5.3.1946), 6. Nicht alle Bezeichnungen dieser Aufzählung sind aus heutiger Perspektive leicht deutbar.

49 | Jablonski, 2017, 337

50 | Diese Deutung erscheint sowohl im historischen Kontext als auch aufgrund der konkreten Aufzählung, bei denen es sich überwiegend um Angehörige der Alliierten sowie deren Verbündete handelt, plausibel.

51 | Diese Anzahl stellt eine erhebliche Übertreibung dar. Im Jahr 1946 waren in Innsbruck 23,7 Prozent aller Kinder so genannte ‚neheliche‘ Kinder, von denen lediglich ein Teil Nachkommen ausländischer Soldaten waren. Vgl. Statistisches Amt der Stadt Innsbruck, 1950, 71.

52 | Vgl. Bauer, 2000.

53 | Vgl. Bachtin, 1969, 47 ff.

stellungen⁵⁴ in Bezug auf Elternschaft und die erwünschten zukünftigen Mitglieder der österreichischen Gesellschaft und reproduzierte und reinstallierte damit gültige moralische Vorstellungen und Annahmen über erwünschtes sowie ungehöriges Verhalten.⁵⁵ Bemerkenswert ist, dass dieser humoristische Beitrag wesentliche Deutungen späterer Berichterstattung vorwegnahm: Debatten um eine (zu) hohe Anzahl an ‚Besatzungskindern‘ (Abschnitt 4.1), mit ihnen verbundene Zukunfts-sorgen (Abschnitt 4.2) und Fragen nach ihrer Zugehörigkeit (Abschnitt 4.3).

4.1 „Es werden ihrer täglich mehr...“⁵⁶ – demografische Panikdiskurse

Als durchgängig berichtenswert erschienen Schätzungen der Anzahl oder Zählungen von ‚Besatzungskindern‘. Über den Zeitraum von 1946 bis 1954 hinweg erschienen jährlich mehrere Kurzmeldungen, von denen die meisten – zumindest vordergründig – den Anschein neutraler, rein informativer Nachrichten erweckten. Aber auch in ausführlicheren Reportagen wurden Schätzungen und Zahlen genannt. Beispielsweise hieß es bereits 1947, der Krieg habe dazu geführt, dass „außerhalb der USA mehr als 23.000 uneheliche Kinder amerikanischer Soldaten“⁵⁷ zur Welt kamen. Von „12.000 ‚Russenkinder[n]‘ in Österreich“⁵⁸ war 1948 zu lesen, „200.000 Besatzungskinder in Japan“⁵⁹ vermeldeten mehrere Tageszeitungen im Frühling 1952, „500.000 Kinder ohne Väter. Das schwierige Problem der ‚Besatzungskinder“⁶⁰ lautete 1949 der Titel einer Reportage und gar „eine Million ‚Besatzungskinder“⁶¹ in Westdeutschland wurden bereits 1948 kolportiert.

54 | Vgl. Röcke, 2017, 187 f.

55 | Vgl. Kapitzka, 2017, 139.

56 | „Genfer Konventionen“ – auch für Besatzungskinder. In: Salzburger Nachrichten (12.5.1951), 17.

57 | Wozu der Krieg führt. In: Volkszeitung (21.5.1947), 2.

58 | 12.000 „Russenkinder“ in Österreich. In: Tiroler Tageszeitung (24.1.1948), 2 sowie 12.000 „Russenkinder“ in Österreich. In: Tiroler Nachrichten (24.1.1948), 2.

59 | Zum Beispiel: 200.000 Besatzungskinder in Japan. In: Die Neue Zeit (6.5.1952), 1; 200.000 „Besatzungskinder“ in Japan. In: Tiroler Tageszeitung (12.5.1952), 2.

60 | 500.000 Kinder ohne Väter. Das schwierige Problem der ‚Besatzungskinder‘ – Eine Hinterlassenschaft des letzten Krieges. In: Die Neue Zeit (5.11.1949), 3.

61 | Eine Million „Besatzungskinder“. In: Salzburger Volkszeitung (23.9.1948), 3.

12.000 „Russenkinder“ in Oesterreich

Die Gesamtzahl der sogenannten „Russenkinder“ in Oesterreich wird auf 12.000 geschätzt. Die Kinder müssen als uneheliche Kinder in das Geburtenregister eingetragen werden, wobei der Name des russischen Vaters nicht angegeben werden darf. Eine Ehe zwischen russischen Soldaten und Oesterreicherinnen ist nach wie vor verboten. Väter unehelicher Kinder werden sofort versetzt, um nicht dem Einfluß eines „westlich bürgerlichen Familienlebens“ ausgesetzt zu sein.

Eine Million „Besatzungskinder“

Frankfurt (IPK). Nach ungefähren Schätzungen nimmt man an, daß die Zahl der unehelichen „Besatzungskinder“ in Westdeutschland eine Million überschritten hat.

Abbildung 1 & 2: Vor allem in den ersten Jahren nach Kriegsende vermeldeten österreichische Tageszeitungen unrealistisch hohe Zahlen sogenannter ‚Besatzungskinder‘.⁶² Unklar bleibt, wie solche Schätzungen, die teilweise die Gesamtzahl der im genannten Zeitraum geborenen ‚unehelichen‘ Kinder überstiegen, zu Stande kamen.

Nicht nur aus heutiger Perspektive erweisen sich einige dieser Meldungen als unwahrscheinlich oder nachweislich übertrieben. Schon in der zeitgenössischen Berichterstattung wurden Übertreibungen und Verwechslungen bemängelt oder die Zahlen deutlich nach unten korrigiert. Manchen Zahlen kann anhand von Bevölkerungsstatistiken widersprochen werden: Beispielsweise kamen von Jänner 1946 bis Mai 1947 in der sowjetischen Zone insgesamt rund 9.000 bis 9.500⁶³ und in Westdeutschland in den Jahren 1946, 1947 und 1948 insgesamt weniger als 300.000⁶⁴ Kinder lediger Frauen zur Welt. Ungeachtet der Richtigkeit der jeweiligen Angaben hat eine solche Berichterstattung jedoch den Effekt, ‚Besatzungskinder‘ als internationales und zahlenmäßig gesellschaftlich relevantes Phänomen hervorzubringen.

Neben der Relevanz aufgrund der (behaupteten) Größenordnung brachten diese Presseberichte durch die spezifische Rahmung der Zahlen tendenziell negative Deutungen hervor: Immer wieder wurde die hohe Anzahl als „Problem“ bezeichnet und mit negativ konnotierten Zuschreibung verknüpft, zum Beispiel die wiederholte Betonung ihres Status als ‚unehelich‘, die (inkorrekte) Bezeichnung als ‚illegale Besatzungskinder‘⁶⁵ oder die Charakterisierung der Situation als gefährlich, traurig, schwierig, bedauernswert oder unglücklich.

62 | Abb. 1 aus 12.000 „Russenkinder“ in Österreich. In: Tiroler Tageszeitung (24.1.1948), 2. Abb. 2 aus Eine Million „Besatzungskinder“. In: Salzburger Volkszeitung (23.9.1948), 3.

63 | Vgl. Österreichisches Statistisches Zentralamt 1947 (145 f.) und 1948 (69 f.) – für die geteilten Städte Linz und Wien konnte nur eine Annäherung getroffen werden, da sich die Angaben auf das gesamte Stadtgebiet beziehen.

64 | Vgl. DeStatis – Statistisches Bundesamt.

65 | 950.000 illegale „Besatzungskinder“. In: Tiroler Tageszeitung (27.10.1952), 2. Bei dieser Meldung wurde nicht nur fälschlicherweise illegitim durch illegal ersetzt, sondern die Anzahl – wohl versehentlich – durch eine zusätzliche Null verzehnfacht. Aus anderen Artikeln ist ersichtlich, dass der Artikel sich auf eine Erhebung bezog, der zufolge 95.000 Nachkommen alliierter Soldaten in Westdeutschland lebten.

Ab 1949 wurden immer häufiger anstelle derart hoher Schätzungen Zahlen aus dem Kontext der Jugendfürsorge berichtet. Diese waren deutlich niedriger, aber ebenfalls nicht genau, denn sie erfassten nur jene Teilmenge der Kinder alliierter Soldaten, deren Mütter beim Jugendamt angegeben hatten, dass der Erzeuger ein Besatzungssoldat war. Berichtet wurde in diesem Zusammenhang meist über die Schwierigkeit von Vaterschaftsfeststellungen und der Einhebung von Unterhaltszahlungen sowie von den dadurch notwendigen Fürsorgeleistungen des Staates: „Wien hat 1573 ‚Armeekinder‘ zu erhalten,“⁶⁶ hieß es etwa. Es wurde auf die „enorme finanzielle Belastung“⁶⁷ hingewiesen und erklärt, dass der „Nährvater der armen Geschöpfe [...] in der Hauptsache der österreichische Steuerzahler“⁶⁸ sei. Vermeldet wurde häufig die zahlenmäßige Zunahme der ‚Besatzungskinder‘, sichtbar in Artikelüberschriften wie „Besatzungskinder mehren sich“⁶⁹ oder „Zu viele Soldatenkinder.“⁷⁰ In einem Artikel wurde ausgeführt, „[d]ie Besatzungsmächte sorgen auf ihre Art für ein Ansteigen der Bevölkerungsziffer“, denn im vergangenen Jahr „erhöhte sich die Zahl der ‚Soldatenkinder‘, die der Pflege der Gemeinde anheimfielen, [...] um 271.“⁷¹ Dabei wurde den Alliierten die Verantwortung für die zahlenmäßige Zunahme jener Kinder, für die der Staat Österreich finanziell aufzukommen hatte, zugeschrieben und durch die Verwendung von Kriegsmetaphern ein Bedrohungsszenario erzeugt: „Ständig wächst die Armee der Besatzungskinder. Je größer sie ist, desto mehr muß der [...] Steuerträger dafür aufbringen.“⁷²

Für das medial erzeugte Bild ist es von untergeordneter Relevanz, inwieweit die genannten Zahlen der tatsächlichen Anzahl nahekommen oder nicht. ‚Besatzungskinder‘ wurden als große und wachsende Gruppe konstruiert, der unterschiedliche negativ konnotierte Eigenschaften zugeschrieben wurden und der sprachlich über die Zuordnung zur Besatzung, den Soldaten beziehungsweise der Armee eine selbstverständliche Zugehörigkeit zu Österreich abgesprochen wurde. Sie erschienen als ein immer größer werdendes „Problem“, das die Alliierten dem Staat Österreich „hinterlassen“ hätten, das „Sorgen“ bereiten und dem Staat beziehungsweise den Steuerzahler*innen erhebliche Kosten verursachen würde. Der Alarmismus dieser medialen Berichterstattung suggerierte eine bedrohliche

66 | Wien hat 1573 Armeekinder zu erhalten. In: Wiener Montag (31. 1. 1949), 3.

67 | Salzburg braucht Säuglingsheime. In: Salzburger Nachrichten (10. 9. 1953), 5.

68 | Der österreichische Nährvater. In: Oberösterreichische Zeitung (28. 1. 1954), 2.

69 | Besatzungskinder mehren sich. In: Rieder Volkszeitung (28. 2. 1952), 19.

70 | Oxfords Sorge: Zu viele Soldatenkinder. In: Arbeiter-Zeitung (23. 4. 1954), 4.

71 | Immer mehr „Besatzungskinder“. In: Salzburger Nachrichten (23. 3. 1950), 5.

72 | Eine Viertelmillion „Besatzungskinder“ in Westdeutschland. In: Österreichische Zeitung (23. 9. 1954), 8.

demografische Entwicklung, in der einer Überalterung der Gesellschaft und einem allgemeinen Geburtenrückgang das Anwachsen dieser offenbar als nicht ganz der österreichischen Gesellschaft zugehörigen und weniger erwünschten Gruppe von Kindern gegenübergestellt wurde.⁷³ Entscheidend waren daher nicht die Fakten – hier die mehr oder weniger hohen Zahlen an Kindern ausländischer Soldaten –, sondern deren Verknüpfung mit einem gedanklichen Deutungsrahmen, der ihnen erst potentiell negative Bedeutung verlieh und entsprechende emotionale Reaktionen bei den Leser*innen erzeugte.

4.2 „Was soll mit ihnen geschehen?“⁷⁴ Bedauernswerte Kinder und ungewisse Zukünfte

Im Gegensatz zu den meist knappen Nachrichtenmeldungen ging es in ausführlicheren Reportagen konkreter und detaillierter um die Einschätzung der Situation von Nachkommen alliierter Soldaten und ihren Müttern. Hinsichtlich der Kinder überwogen die Zuschreibungen von Unschuld und Hilfsbedürftigkeit sowie ein sorgenvoller Blick auf deren Zukunft. Wenngleich bei Nachkommen von Besatzungssoldaten durchaus von erhöhten Risiken von Diskriminierung in unterschiedlichen Kontexten sowie prekären ökonomischen Lagen ausgegangen werden kann, so handelt es sich bei den Beschreibungen und Bezeichnungen in Presseberichten häufig um einseitige Dramatisierungen, die das Bild der ‚Besatzungskinder‘ mitbestimmten. In Überschriften war etwa von „Niemandskinder[n]“,⁷⁵ „arme[n] Teufel[n]“,⁷⁶ „Besatzungskinder[n] ohne Elternliebe“⁷⁷ und einer „Tragödie der Unerwünschten“⁷⁸ die Rede, in letzterem Artikel selbst wurden sie als „Waisen, obwohl sie Väter und Mütter haben“, „Namenlos[e]“ und „Strandgut des Nachkrieges“⁷⁹ bezeichnet. Sprachlich wurde eine düstere Lage gezeichnet: Es handle

73 | Ein extremes und in meinem Sample in seiner rassistischen Abwertung herausragendes Beispiel dafür, was in diesem Kontext sagbar war, ist ein Kommentar in der katholischen Wochenzeitung *Die Furche*, in dem die völlig unrealistische und maßlos übertriebene Behauptung der Geburt von über 50.000 Kindern Schwarzer GIs in Bayern bereits bis Ende Juni 1946 als „Rassenvernichtung“ gegenüber der deutschen Bevölkerung bezeichnet wird. (Der Meader-Bericht. In: *Die Furche* (3.5.1947), 2 f.).

74 | Piccaninny. In: *Neues Österreich* (9.6.1949), 3.

75 | 100.000 Niemandskinder. In: *Die Neue Zeit* (27.8.1952), 3.

76 | Elf Prozent aller Kärntner: uneheliche Kinder. In: *Die Neue Zeit* (16.5.1954), 7.

77 | „Das Jahrhundert des Kindes?“ In: *Salzburger Nachrichten* (25.4.1953), 21.

78 | Die Tragödie der Unerwünschten. In: *Salzburger Nachrichten* (9.8.1950), 8.

79 | Ebd.

sich um ein „besonders trauriges Kapitel“⁸⁰ der Nachkriegsjahre, die Kinder seien „klein[e] Opfe[r] der großen Politik“,⁸¹ die „für die Sünden ihrer Eltern büßen müssen.“⁸²

Teils sind diese Einschätzungen dem geschuldet, dass unverhältnismäßig oft über jene Kinder alliierter Soldaten berichtet wurde, die bei Pflegefamilien oder in stationären Einrichtungen lebten, und dass deren Situation als Normalfall dargestellt wurde. Dieses Deutungsmuster dominierte die mediale Berichterstattung, war aber unzutreffend. Eine Studie aus dem Jahr 1954 kam zu dem Ergebnis, dass ein hoher Anteil der Kinder bei ihren Müttern (ca. 74 Prozent) oder den mütterlichen Verwandten (ca. 13 Prozent) lebte und ein kleinerer bei Pflegeeltern (ca. 9 Prozent) oder in stationären Einrichtungen (ca. 4 Prozent). Nur wenige wurden zur Adoption freigegeben.⁸³ Die Studienautorin Luise Frankenstein kritisierte die in der Presse verbreiteten „sensationelle[n] Geschichten und ebenso sensationelle[n] Statistiken“⁸⁴ mit ihrer Einschätzung: „Die Mütter hängen im Allgemeinen an ihren Kindern, arbeiten für sie und bringen lieber Opfer, als daß sie sich von ihnen trennen.“⁸⁵

Entgegen dieser Zahlen dürfte für die öffentliche Wahrnehmung das medial konstruierte Bild der bedauernswerten und verlassenen Kinder deutlich prägender gewesen sein. Teilweise führten solche Bilder zur Antizipation zukünftiger Probleme für die Gesellschaft wie für die Betroffenen selbst. Thematisiert wurden neben den Kosten für den Staat die „drohenden Gefahren“ ihres Aufwachsens in Institutionen oder Konstellationen, die den bürgerlichen Familienvorstellungen nicht entsprachen. „Was kann getan werden, um diese Besatzungskinder aller Nationen nicht der Not, dem Elend und damit der Kriminalität anheimfallen zu lassen?“⁸⁶ wurde etwa in einer Reportage gefragt. Tatsächlich befanden sich ledige Mütter oft in schwierigen finanziellen Lagen und sie waren von rechtlicher Degradierung sowie häufig von sozialer Marginalisierung betroffen. In diesen Presseberichten wurde daraus jedoch der Verdacht abgeleitet, dass sie nicht ausreichend für die Erziehung

80 | 500.000 Kinder ohne Väter. Das schwierige Problem der ‚Besatzungskinder‘ – Eine Hinterlassenschaft des letzten Krieges. In: Die Neue Zeit (5.11.1949), 3.

81 | „Genfer Konventionen“ – auch für Besatzungskinder. In: Salzburger Nachrichten (12.5.1951), 17.

82 | ...weil du ein Negerlein bist. In: Arbeiter-Zeitung (26.8.1952), 5.

83 | Vgl. Frankenstein, 1954, 11 ff.

84 | Ebd., 3.

85 | Ebd., 12.

86 | 500.000 Kinder ohne Väter. Das schwierige Problem der ‚Besatzungskinder‘ – Eine Hinterlassenschaft des letzten Krieges. In: Die Neue Zeit (5.11.1949), 3.

ihrer Kinder zu gesellschaftstüchtigen Menschen zu sorgen vermochten und ihren Kindern ein erhöhtes Risiko von Verwahrlosung und Devianz zugeschrieben.⁸⁷

Verstärkt wurde das Bild der „Kinder, um die sich niemand kümmern will“⁸⁸ durch die immer wieder aufgeworfene Frage nach einem für sie angemessenen Ort: „Weiß Gott, wo es später einmal unterkommen wird!“,⁸⁹ hieß es über ein Kleinkind in einem Kinderheim, „[w]ohin mit ihnen?“,⁹⁰ wurde in Bezug auf die gesamte Gruppe der Nachkommen Schwarzer Armeeinghöriger gefragt. Besonders bei ihnen schien eine schwierige Zukunft unausweichlich: „Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich das bittere Los auszumalen, dem diese wurzel- und elternlosen Menschen entgegengehen.“⁹¹ Zukünftige Schwierigkeiten und Diskriminierung wurden selbst in jenen Artikeln häufig imaginiert, in denen die aktuelle Situation in günstigerem Licht gezeichnet wurde. Mitverhandelt wurde in diesen Debatten um die ungewisse Zukunft der ‚Besatzungskinder‘ meist implizit oder explizit deren Zugehörigkeit zur nationalen Gemeinschaft.

4.3 „Der dort ist auch ein kleiner Amerikaner...“⁹² Die Frage der Zugehörigkeit

Zugehörigkeit wird auf unterschiedlichen Ebenen ausgehandelt. Individuelles Zugehörigkeitsgefühl hängt stark mit gesellschaftlichen Prozessen zusammen, die als Politiken der Zugehörigkeit bezeichnet werden. Gemeint sind all jene politischen Projekte, durch die Zugehörigkeit zu einem Kollektiv hergestellt wird. Umgekehrt werden auch Kollektive und Gemeinschaften bis hin zur Nation selbst durch solche Politiken auf jeweils spezifische Weise konstruiert. Zentral geht es dabei um die (diskursive) Konstruktion sozialräumlicher Grenzen, entlang derer Unterscheidungen zwischen ‚wir‘ und ‚die anderen‘ getroffen und damit Teilhabe und Exklusion verhandelt werden.⁹³

87 | Vgl. Bechter/Guerrini/Ralsler, 2013, 137 ff.

88 | Vater werden ist nicht schwer... In: Österreichische Zeitung (14. 11. 1953), 3.

89 | Findelkinder und andere arme Hascherl. In: Linzer Volksblatt (22. 1. 1949), 5.

90 | 100.000 Niemandskinder. In: Die Neue Zeit (27. 8. 1952), 3.

91 | Die Tragödie der Unerwünschten. In: Salzburger Nachrichten (9. 8. 1950), 8.

92 | Findelkinder und andere arme Hascherl. In: Linzer Volksblatt (22. 1. 1949), 5.

93 | Vgl. Yuval-Davis, 2006, 197 ff.

Allein durch die Wahl der Begrifflichkeiten – ‚Besatzungskinder‘, ‚Soldatenkinder‘ oder ‚Armeekinder‘ – wurden die Kinder sprachlich ihren Vätern in deren Funktion als Angehörige der Alliierten zugeordnet. Teilweise wurde deren Status als Nicht-Österreicher betont, mit Bezeichnungen wie ‚Franzosenkinder‘, ‚Russenkinder‘ oder „kleiner Amerikaner“⁹⁴. In derartigen Bezeichnungspraktiken kam es nicht nur zu einer Überbetonung der väterlichen Herkunft gegenüber der mütterlichen in Bezug auf die familiäre Zugehörigkeit, sondern den Kindern wurde sprachlich die nationale Zugehörigkeit zu Österreich, ihrem Geburts- und Wohnort, abgesprochen. Diskursiv wurde damit die Grenze zwischen einem imaginierten ‚wir‘ und ‚den anderen‘ zwischen Müttern und Kindern gezogen; noch deutlicher, wenn etwa von „unverheirateten deutschen Müttern französischer Soldatenkinder“⁹⁵ oder einer „Frau mit den Kindern eines Ausländers“⁹⁶ die Rede war. Die Wirkmacht solcher mentalen Bilder war dabei davon unabhängig, ob sie faktisch korrekt sind – in Österreich erhielten nämlich Kinder unverheirateter Mütter deren Staatsbürgerschaft.

Nicht nur mittels Bezeichnungspraktiken, sondern auch mit konkreten Überlegungen zu ihrer Situation und Zukunft wurde jenen Kindern, die sich sichtbar von der Mehrheitsbevölkerung unterschieden, die Zugehörigkeit zur nationalen Gemeinschaft abgesprochen. Der Tatsache, dass rund 84 Prozent der Schwarzen Kinder und Kinder of Color bei ihren Müttern oder deren Verwandten aufwuchsen,⁹⁷ stand ein mediales Bild entgegen, dem zufolge die Mütter sich entweder nicht um sie kümmern konnten oder wollten. Einige der zahlreichen Beispiele sind die Berichte über eine Frau, die sich „nun plötzlich ihres ‚Schamgefühls‘ erinnert und das Kind am liebsten nicht wahrhaben“⁹⁸ wolle, über ein „dunkelfarbiges Baby, das absichtlich ‚verlorenen‘ wurde“⁹⁹ oder über Fürsorgeämter, bei denen „die kleinen braunen Babys abgegeben [wurden, FG] wie in einem Fundamt oder im Tierasyl, wo man einen zugelaufenen Hund hinbringt.“¹⁰⁰ Den Müttern wurde dabei charakterloser Egoismus, Börsartigkeit, Leichtsinn oder ein allgemein unmoralisches Verhalten zugeschrieben.

94 | Findelkinder und andere arme Hascherl. In: Linzer Volksblatt (22.1.1949), 5.

95 | Keine Frau wollte ihr Kind hergeben. In: Freie Stimmen (23.4.1949), 1 f.

96 | 3000 kleinen Negerlein wird geholfen. In: Murtaler Zeitung (10.12.1949), 7.

97 | Vgl. Frankenstein, 1954, 14.

98 | „Das Jahrhundert des Kindes?“ In: Salzburger Nachrichten (25.4.1953), 21.

99 | 3000 kleinen Negerlein wird geholfen. In: Murtaler Zeitung (10.12.1949), 7.

100 | ...weil du ein Negerlein bist. In: Arbeiter-Zeitung (26.8.1952), 5.

Im Verhältnis zu den wenigen Artikeln, in denen versucht wurde, ein solches Bild zu korrigieren – etwa indem entgegnet wird, dass keine Mutter eines Schwarzen Kindes dieses zur Adoption freigeben wolle,¹⁰¹ oder festgestellt wird, sie seien „eben Kinder wie alle anderen auch“¹⁰² und man werde sich mit den Jahren daran gewöhnen, dass „der Tischler von nebenan oder der Versicherungsbeamte eine etwas dunklere Hautfarbe“¹⁰³ habe –, überwog eine problematisierende Sichtweise in der Berichterstattung bei weitem. Dieser diskursiven Konstruktion der alleingelassenen und nicht zugehörigen Kinder entsprach das Bild der nicht aufnahmebereiten österreichischen Gesellschaft. Es folgten Ideen und konkrete Politiken der Separation wie Vermittlungen von Adoptionen in die USA oder die Planung und Errichtung eigener Kinderheime für Schwarze Kinder.¹⁰⁴

In der medialen Darstellung wurde auch hier mit maßlos übertriebenen Zahlen operiert: So solle in der Nähe von Wuppertal ein Kinderdorf für 2000 Schwarze Kinder gegründet werden¹⁰⁵ und andernorts sei ein Kinderheim in Planung, für das es bereits über 3000 Anmeldungen gäbe.¹⁰⁶ Die Einschätzung dieser Initiativen fiel in der medialen Berichterstattung wohlwollend aus, sie wurden als humanitärer Akt und „gemeinsames Liebeswerk“¹⁰⁷ beschrieben. Legitimiert wurden die separierenden Unternehmungen durch die Annahme, diese Kinder würden „in unseren Ländern, denen Farbige fremd sind, [...] wohl immer Fremde bleiben“ und es daher „ein Akt der Menschlichkeit wäre, ihnen die Auswanderung in das Land ihrer Väter zu erleichtern.“¹⁰⁸ Verstärkt wurden die Konstruktion sozial-räumlicher Grenzen und die Zuordnung der Kinder ortsansässiger Frauen und Schwarzer Armeeangehöriger zu den ‚anderen‘, indem die USA als deren eigentliches ‚daheim‘ bezeichnet und das Adoptionsrecht, das internationale Adoptionen regulierte, als „wahres Stacheldrahtverhau der Trennung“¹⁰⁹ interpretiert wurde. Die Presseberichte können aber auch als Bemühung der Aufrechterhaltung des Ideals einer homogenen, weißen Gesellschaft vor Ort interpretiert werden: Schwarze Österreicher*innen waren schlicht nicht vorstellbar.

101 | Vgl. Keine Frau wollte ihr Kind hergeben. In: Freie Stimmen (23.4.1949), 1 f.

102 | Vater von 30.000 Wiener Kindern. In: Arbeiter-Zeitung (28.10.1953), 5.

103 | ...weil du ein Negerlein bist. In: Arbeiter-Zeitung (26.8.1952), 5.

104 | Vgl. Rohrbach, 2021; vgl. Lemke Muniz de Faria, 2002, 120 ff. Das *Albert-Schweitzer-Kinderheim für Mischlingskinder* (Hessen, Deutschland) wurde im Februar 1955 eröffnet und im Oktober 1959 zwangsweise geschlossen. In diesem Zeitraum lag die Höchstzahl der dort betreuten Kinder bei 35 bis 40.

105 | Vgl. Ein eigenes Dorf für „Schokoladekinder“. In: Die Weltpresse (14.3.1953), 9.

106 | Vgl. 3000 kleinen Negerlein wird geholfen. In: Murtaler Zeitung (10.12.1949), 7.

107 | Deutschlands Schokoladenkinder. In: Tiroler Tageszeitung (7.8.1954), 9.

108 | „Genfer Konventionen“ – auch für Besatzungskinder. In: Salzburger Nachrichten (12.5.1951), 17.

109 | Deutschlands Schokoladenkinder. In: Tiroler Tageszeitung (7.8.1954), 9.



NACH AMERIKA ...

fahren Sonja Gehring und Eduard Schmitt. Sie sind die ersten farbigen Besatzungskinder, die durch eine Aktion der „African-American-Newspaper“ nach USA adoptiert wurden. Unser Bild zeigt Sonja und Eduard bei einem Radio-Interview auf dem Frankfurter Rhein-Main-Flughafen vor dem Abflug nach New York.

Keystone

Abbildung 3: 1953 wurde über die transatlantische Adoption zweier afrodeutscher Kinder berichtet.¹¹⁰ Aus einem anderen Zeitungsartikel ist zu erfahren, dass die Adoptiveltern die vierjährige Sonja und den fünfjährigen Eduard nur von Fotografien gekannt hatten und sie bei deren Ankunft am Flughafen in New York zum ersten Mal trafen¹¹¹ Die Praxis, deutsche und österreichische Kinder auf diese Weise und aufgrund ihrer vermeintlichen Zugehörigkeit zur afroamerikanischen Community in die USA zur Adoption zu vermitteln, ist nicht nur aus heutiger Perspektive fragwürdig, sondern wurde bereits in den 1950er Jahren als unzumutbar kritisiert¹¹² – in den Medien jedoch als wohlthätiger Akt beschrieben.

110 | Abb. 3 aus Nach Amerika... In: Salzburger Nachrichten (15. 1. 1953), 3.

111 | Vgl. Farbige Besatzungskinder nach Amerika. In: Arbeiter-Zeitung (16. 1. 1953), 4.

112 | Vgl. Frankenstein, 1954, 36 ff.; vgl. Rohrbach, 2021, 52.

5 Vergeschlechtlichte Konstruktionen von Elternschaft in der Berichterstattung über ‚Besatzungskinder‘

Vor allem in den etwas längeren Presseartikeln und den ausführlichen Reportagen über ‚Besatzungskinder‘ wurden Einschätzungen und Überlegungen hinsichtlich ihrer Eltern ausgedrückt. Nur selten handelte es sich dabei um mehr oder weniger neutral gehaltene Berichte. Beispielhaft für derartige Ausnahmen ist die Reportage „Ein europäisches Problem: Soldatenkinder von heute“. Darin wurden Beziehungen und sexuelle Begegnungen zwischen ortsansässigen Frauen und gegnerischen oder Besatzungssoldaten sowie daraus entstandene Kinder als Normalität aller bewaffneten Konflikte und militärischen Besatzungen sowie als Privatangelegenheit der Beteiligten dargestellt und ablehnende Reaktionen darauf kritisiert.¹¹³ Die meisten Artikel zeichnen sich jedoch durch problematisierende Sichtweisen aus. Wenngleich im Fokus dieses Beitrags die medial erzeugten Bilder von den Müttern sogenannter ‚Besatzungskinder‘ stehen (Abschnitt 5.2), erscheint hinsichtlich der Frage nach den vergeschlechtlichten Thematisierungsweisen von Elternschaft auch die Darstellung der Väter interessant (Abschnitt 5.1).

5.1 Besatzungssoldaten als verantwortungslose Erzeuger und abwesende Väter

Während es zu den Müttern unterschiedliche Deutungen gab (siehe unten), erwiesen sich die Einschätzungen über die Väter als relativ einheitlich. Häufig wurden sie als unbekannt, an ihren Kindern nicht interessiert und als bereits abwesend beschrieben. Tatsächlich kam es nicht selten vor, dass die werdenden Väter schon vor oder kurz nach der Geburt ihrer Kinder versetzt wurden und einige dürften gar nie erfahren haben, dass sie ein Kind gezeugt hatten. In den Presseberichten findet sich diesbezüglich häufig die Deutung, dass sie ihre Kinder – entweder bei der Mutter oder dem Staat – „zurückgelassen“ hatten, explizit etwa im Artikel „USA-Soldaten

113 | Vgl. Nell, Charles: Ein europäisches Problem: Soldatenkinder von heute. In: Wiener Montag (5.2.1951), 3.

hinterließen 90.000 Kinder.“¹¹⁴ Dem entsprechend wurden die Kinder als „Folge“ und „Hinterlassenschaft“ des Krieges oder der Besatzung bezeichnet. Charakterisiert wurden die Väter häufig als sorg- und verantwortungslose Männer, die ihre Kinder und deren Mütter im Stich gelassen hatten. Zugespitzt findet sich dies etwa in einem berichteten Fall, der laut Artikel „Gott sei Dank [...] vereinzelt dasteht, wo ein amerikanischer Soldat innerhalb von zwei Monaten drei Mal Vater geworden“¹¹⁵ sei. Wenngleich hier das Exzeptionelle, also ein Fall, dem hoher Nachrichtenwert zugeschrieben wird, berichtet wurde, so prägt auch ein solch herausragender Fall das allgemeine Bild des Besatzungssoldaten, der gedankenlos ungeschützten Geschlechtsverkehr hatte und Kinder zeugte. Teilweise findet sich auch die Zuschreibung, dass die Soldaten in dem Wissen handelten, dass sie rechtlich nicht belangt werden konnten. Dieses Bild wurde verstärkt, indem häufig zu lesen war, dass die Soldaten üblicherweise keine Heiratsabsichten hegten und „freilich in den allerwenigsten Fällen ihren Alimentationspflichten nachkommen.“¹¹⁶

Damit verfehlten sie die zeitgenössischen Anforderungen an Vaterschaft, die in der Berichterstattung über Besatzungskinder aufgerufen wurden. „Grundgedanke aller ist, daß der Vater verpflichtet ist, für den Unterhalt und die Erziehung seines Kindes aufzukommen,“¹¹⁷ heißt es etwa in einem Artikel, der unter anderem Kritik daran übt, dass die Männer ihre Kinder ‚vergessen‘, sobald sie in eine andere Garnison versetzt wurden oder in ihre Heimat zurückkehrten. Unterhalt zu leisten, wurde als „natürliche“ und „menschliche“ Verpflichtung von Vätern bezeichnet und gefordert: „Die Uniform eines Soldaten dürfte kein Freibrief für Zügellosigkeit sein, denn jeder Soldat trägt als Mensch eine Verantwortung.“¹¹⁸

Diese Verantwortung, so wird suggeriert, musste daher der Staat übernehmen. In diesem Zusammenhang wurden gleichzeitig die Unterstützungsleistungen im Rahmen der öffentlichen Fürsorge als von der Besatzung verursachte Kosten beklagt und der Staat als der bessere Vater dargestellt. So sei es laut einem Artikel „auch nur sehr begrenzt richtig, daß die ‚ledigen‘ Kinder keinen Vater haben. Sie haben sogar einen sehr guten und sorgsamen Vater: das Jugendamt der Gemeinde Wien, dessen Beamte und Fürsorgerinnen nicht nur von Gesetzes wegen, sondern mit der Berufung des Herzens an ihnen die Vaterstelle vertreten.“¹¹⁹ Sichtbar wurde

114 | USA-Soldaten hinterließen 90.000 Kinder. In: Die Neue Zeit (29.7.1953), 2.

115 | „Das Jahrhundert des Kindes?“ In: Salzburger Nachrichten (25.4.1953), 21.

116 | Der Österreichische Nährvater. In: Österreichische Zeitung (28.01.1954), 2.

117 | „Genfer Konventionen“ – auch für Besatzungskinder. In: Salzburger Nachrichten (12.5.1951), 17.

118 | Ebd.

119 | Vater von 30.000 Wiener Kindern. In: Arbeiter-Zeitung (28.10.1953), 5.

hier die Einschätzung von Einelternfamilien als generell unzureichend. Die rechtliche Schlechterstellung von ledigen Müttern, die zur rechtlichen Vertretung ihrer Kinder als nicht geeignet galten, wurde legitimiert. Der Staat wurde als „Nährvater“ bezeichnet, ungeachtet der Tatsache, dass den überwiegenden Teil der finanziellen Absicherung die Mütter unter erschwerten Bedingungen zu leisten hatten: kaum Kinderbetreuungsmöglichkeiten, erschwelter Zugang zum Arbeitsmarkt und qualifizierteren Tätigkeiten sowie große Lohnungleichheiten.

5.2 Ledige Mütter von ‚Besatzungskindern‘: unmoralisches Verhalten und unzureichende Sorge

Auch den Frauen wurde häufig Verantwortungslosigkeit zugeschrieben – in mehrerlei Hinsicht. Während sexuelle Kontakte zwischen österreichischen Frauen und Besatzungssoldaten in allen erdenklichen Beziehungskonstellationen stattfanden, findet sich in den Presseberichten eine Überbetonung unverbindlicher Sexualkontakte und jener im Kontext von (zugeschriebener) Sexarbeit. Dem entsprechend wurde wiederholt das Bild der Mutter gezeichnet, die nicht einmal den Namen des Vaters kenne. Teilweise wurde Wahllosigkeit in Bezug auf die Wahl von Partnern oder Liebhabern unterstellt und die sexuellen Begegnungen als „Fehlritte oder Leichtsinns“,¹²⁰ „Sünden“¹²¹ und – ausschließlich bei Frauen – als „unmoralisches Verhalten“¹²² bezeichnet. Das selbstbestimmte Eingehen von Beziehungen und Leben von Sexualität kann als eine Form von Handlungsmacht der Frauen gesehen werden. In der Berichterstattung wurde dies als Überschreiten der zunehmend konservativer werdenden Sittlichkeitsanforderungen jedoch kritisiert.

Hinsichtlich der Situation der alleinstehenden Mütter konnten unterschiedliche Deutungen rekonstruiert werden: Auf der einen Seite wurden sie auch hinsichtlich der Erwartung an Mütterlichkeit, Mutterliebe und die Sorge für ihre Kinder als wenig verantwortungsbewusst dargestellt. Es wurde suggeriert, dass ein Großteil von ihnen sich nicht um ihre Kinder kümmern wollte, sie in einem Kinderheim abgab oder sie „für ihre unerwünschte Ankunft büßen“¹²³ ließ – insbesondere,

120 | „Genfer Konventionen“ – auch für Besatzungskinder. In: Salzburger Nachrichten (12.5.1951), 17.

121 | ...weil du ein Negerlein bist. In: Arbeiter-Zeitung (26.8.1952), 5.

122 | Ein Bild aus München. In: Tiroler Bauernzeitung (20.10.1949), 8.

123 | Die Tragödie der Unerwünschten. In: Salzburger Nachrichten (9.8.1950), 8.

wenn es sich um Kinder Schwarzer Soldaten handelte: Die Geschichte der kleinen Schwarzen Kinder bilde „im Buch der Mutterliebe kein erhebendes Kapitel“¹²⁴. Wie oben bereits ausgeführt steht diese Kritik in starkem Gegensatz dazu, dass sowohl in Deutschland als auch in Österreich deutlich über 80 Prozent dieser Kinder bei ihren Müttern oder mütterlichen Verwandten aufwuchs.¹²⁵

Auf der anderen Seite wurden die Lebensumstände der ledigen Mütter dramatisiert. So sei es nicht immer „Leichtsinn und Bössartigkeit,“ sondern oft „die nackte Not, die zu solchen Verzweiflungstaten treibt“¹²⁶ – gemeint war die Abgabe in ein Kinderheim. Teils wurde dem sozialen Umfeld zugeschrieben, eine sorgende Mutter-Kind-Beziehung zu verhindern: etwa aufgrund des Drucks der Verwandtschaft oder des Spotts der Umgebung, der Hartherzigkeit von Vermietern und Dienstgebern oder der Weigerung potenzieller Ehepartner, ein Stiefkind zu akzeptieren. Manchmal wurde ein besonders negatives Bild der Lebensbedingungen der Frauen gezeichnet, etwa mit der Annahme, dass die meisten von ihnen ein „freudloses Dasein“ fristeten und „oft [...] selbst in Anstalten untergebracht [waren, FG]: Fürsorgeerziehung, Nervenheilstätten, Gefängnisse, Krankenhäuser“¹²⁷.

Ein drittes Bild findet sich ausschließlich für die amerikanische Besatzungszone in Salzburg und Oberösterreich. In einer Reihe von Presseberichten wurde die (zugeschriebene) ‚Geheimprostitution‘, die sich in der Umgebung US-amerikanischer Garnisonsstandorte entwickelt habe, problematisiert und mit den Themen ‚Besatzungskinder‘ und (Jugend-)Verwahrlosung verknüpft. In diesen Berichten fand eine diskursive Verengung statt, indem suggeriert wurde, dass ausschließlich sexuelle Kontakte im Rahmen von Sexarbeit zur Geburt von Kindern mit US-amerikanischen Vätern und österreichischen Müttern führte. Zu diesem Bild trug die Nennung von Zahlen bei, die dieser unrichtigen Verallgemeinerung den Anschein des Faktischen verliehen. Beispielsweise endete ein Artikel über eine Enquete des Landes Salzburg zur „viel diskutierten Frage der ‚Besatzungsbräute‘ und Geheimprostitution“ mit der Feststellung: „In Stadt und Land Salzburg sind bereits 835 sogenannte ‚Besatzungskinder‘ gemeldet.“¹²⁸ Noch expliziter wird dieser

124 | Piccaninny. In: Neues Österreich (9. 6. 1949), 3. Derartige Sichtweisen werden verstärkt durch Berichte über spektakuläre Vorfälle wie die Ermordung eines Neugeborenen, dessen Vater ein Besatzungssoldat war, oder über den Verkauf eines Kindes an einen Zirkus, die jeweils gleich von mehreren Zeitungen aufgegriffen wurden. (Beispielhaft jeweils: Mordmotiv: Angst vor einem Skandal. In: Weltpresse (15. 12. 1953), 9; Das Kind für Schnaps verkauft. In: Tiroler Tageszeitung (19. 6. 1950), 2).

125 | Vgl. Frankenstein, 1954, 34.

126 | 3000 kleinen Negerlein wird geholfen. In: Murtaler Zeitung (10. 12. 1949), 7.

127 | Die Tragödie der Unerwünschten. In: Salzburger Nachrichten (9. 8. 1950), 8.

128 | Enquete über Salzburger „Besatzungsbräute“. In: Tiroler Tageszeitung (25. 4. 1952), 3.

Zusammenhang in einer anderen Reportage behauptet: „Ende 1951 zählte man allein in Salzburg rund 700 uneheliche Besatzungskinder. Es sind seither wesentlich mehr geworden [...] – die ‚Mütter‘ waren Geheimprostituierte.“¹²⁹ Diese Verknüpfungen erwecken den Anschein eines kausalen und vor allem ausschließlichen Zusammenhangs.

Entsprechend dieser Deutungen finden sich unterschiedliche Charakterisierungen der Frauen in den Presseberichten. Zunächst fallen Infantilisierungen und die Zuschreibung von Naivität und Unwissenheit auf. Dies geschah durch die häufige Benennung als Mädchen, die Verwendung abwertender Bezeichnung wie „Schokoladegirls“, „Fraternisierungsgirls“, „Ami-Bräute“, „dumme Gänse“ oder „eitles Kätzchen.“ Es wurde das Bild vermittelt, sie hätten leichtgläubig den Versprechungen ausländischer Soldaten geglaubt oder sich realitätsfernen Träumereien hingegeben und sich damit mehr oder weniger selbstverschuldet in die ungünstige Situation als ledige Mutter gebracht: „Längst fuhr der Vater wieder zurück über das große Wasser, verrauscht ist der Traum von Liebe, Glück und besserem Leben.“¹³⁰ Oder die Ursache wurde in mangelndem Wissen über die rechtliche Lage gesehen: „Kein alliierter Besatzungssoldat, der in Österreich Vater eines Kindes geworden ist, [kann, FG] vom Jugendamt geklagt werden [...]. Das wissen die Herren Soldaten auch recht gut — leider kommen die österreichischen Mädchen zu spät darauf.“¹³¹

Das Eingehen von Beziehungen mit Besatzungssoldaten wurde teilweise insgesamt abgelehnt und mit der Annahme begründet, dass die „Frauen, deren Beweggrund ein echtes Gefühl ist [...] in der Minderzahl“¹³² seien. Es wurde „Käuflichkeit eines leider nicht geringen Teils unserer Mädchenwelt“¹³³ unterstellt und kritisiert, „wie ehrlos unsere Mädchen den Besatzungstruppen begegnen.“¹³⁴ Dies, so die (hier durchwegs männlichen) Autoren dieser Artikel, sei aus mehreren Gründen „peinlich“ und keine Privatangelegenheit. Eine erste Sorge galt den ‚volksgesundheitlichen‘ Folgen. Tatsächlich nahmen Infektionen mit sexuell übertragbaren Krankheiten in der unmittelbaren Nachkriegszeit deutlich zu. Zu den Ursachen zählten die große Anzahl an Vergewaltigungen um das Kriegsende, der Anstieg der Prostitution, die nicht nur von Angehörigen der Alliierten, sondern auch von

129 | „Das Jahrhundert des Kindes?“ In: Salzburger Nachrichten (25. 04. 1953), 21.

130 | Die Tragödie der Unerwünschten. In: Salzburger Nachrichten (9. 8. 1950), 8.

131 | Vater von 30. 000 Wiener Kindern. In: Arbeiter-Zeitung (28. 10. 1953), 5.

132 | Die Mutter ist am Berg. In: Salzburger Nachrichten (8. 10. 1947), 3.

133 | Luis Grunder: Gefährliche Weiblichkeit. In: Salzburger Volkszeitung (14. 10. 1946), 1.

134 | Von mehreren Seiten betrachtet – Kaugummi Verhältnis oder große Liebe. In: Linzer Volksblatt (23. 11. 1946), 3.

ortsansässigen Männern in Anspruch genommen wurde, aber auch Ansteckungen durch aus dem Krieg heimgekehrte Männer.¹³⁵ Wie auch in anderen Debatten zur Zunahme der sexuell übertragbaren Krankheiten erfolgte hier eine Schuldzuschreibung an Frauen.

Befürchtet wurde aber auch eine ungünstige Außenwirkung. Die Rede war etwa von einer „Wertminderung des Österreichers im Ansehen mancher Besatzungssoldaten“¹³⁶ oder von einem „furchtbar traurige[n] und entstellte[n] Bild von der moralischen Verfassung Österreichs.“¹³⁷ In diesen Presseartikeln wurde an Vorwürfen gegenüber Frauen nicht gespart, die Abwertung jener Frauen, die Beziehungen zu Besatzungssoldaten eingingen, auf (potenziell) alle Frauen verallgemeinert und die (imaginierten) Auswirkungen dramatisiert. „Die Unehre einer Frau fällt auf die ganze Familie wie ein schwarzer Schatten, sie fällt auf das Dorf, das ganze Land,“¹³⁸ hieß es in einem Kommentar aus dem Jahr 1947 und in einem anderen wurde postuliert, dass „noch immer [...] die Frau den moralischen Ruf der Nation“¹³⁹ bestimme. Dementsprechend wurde lamentiert, dass „uns de[r] Glaub[e] an das Makellose der Mutter“¹⁴⁰ geraubt werde und mit dem „Niedergang der Frau“ der „Zerfall“¹⁴¹ der Familie und des Volks einhergehe. Im Kontext der traditionell-konservativen Nachkriegsgesellschaft speisten sich die abwehrenden und abwertenden Reaktionen gegenüber Frauen, die selbstbestimmt Beziehungen mit Besatzungssoldaten eingingen, nämlich nicht zuletzt aus der Angst vor einer Veränderung der gesellschaftlichen Stellung und Rolle der Frauen.

6 Fazit

„Besatzungskinder“ und ihre Mütter waren im ersten Nachkriegsjahrzehnt immer wieder Gegenstand medialer Berichte. Übertreibungen, falsche Verallgemeinerungen und einseitige Deutungen führten dazu, dass Nachkommen von österreichischen

135 | Vgl. Baumgartner, 1995; vgl. Saryusz-Wolska/Labentz, 2017, 124 ff.

136 | Von mehreren Seiten betrachtet – Kaugummi Verhältnis oder große Liebe. In: Linzer Volksblatt (23.11.1946), 3.

137 | Ebd.

138 | Rundolf: Der Weg in die Familie... Gedanken zum hohen Frauentag. In: Tiroler Bauernzeitung (14.8.1947), 1.

139 | Die Mutter ist am Berg. In: Salzburger Nachrichten (8.10.1947), 3.

140 | Ebd.

141 | Rundolf: Der Weg in die Familie... Gedanken zum hohen Frauentag. In: Tiroler Bauernzeitung (14.8.1947), 1.

Frauen und Angehörigen der Alliierten als eine weniger erwünschte und nicht gleichermaßen zur Gemeinschaft zugehörige Bevölkerungsgruppe konstruiert wurde. Ihre Situation wurde überwiegend negativ dargestellt. Dabei ging es weniger um Probleme, mit denen sie konfrontiert sein konnten wie beispielsweise Ablehnung oder Diskriminierung, sondern mehr um jene, die sie angeblich der Gesellschaft und dem Staat bereiteten. Für die Gegenwart wurden insbesondere die Notwendigkeit öffentlicher Fürsorgeleistungen und die dadurch für den Staat entstehende finanzielle Belastung problematisiert, teilweise wurden Befürchtungen zukünftiger Verwahrlosung und Devianz ausgedrückt. Für einen Teil von ihnen, nämlich jene, die sich sichtbar von der Mehrheitsbevölkerung unterschieden, wurden separierende Maßnahmen als legitime, ja sogar ‚beste‘ Lösung vorgeschlagen.

In der Kritik der Väter, sie kämen ihrer Verantwortung der finanziellen Absicherung nicht nach (und hätten möglicherweise die sie begünstigende Rechtslage bei dem sorglosen Ausleben von Sexualität bereits im Blick gehabt), wird ein traditionelles Bild von Vaterschaft als Familienoberhaupt und ‚Ernährer‘ aufgerufen, dem diese Männer nicht genügten. Die Kritik an den ausländischen Soldaten, diese „menschliche“ Verantwortung nicht zu übernehmen, impliziert das Bild, dies stelle umgekehrt den (österreichischen) Normalfall dar – ungeachtet der Tatsache, dass Angehörige der Wehrmacht von 1939 bis 1945 in weiten Teilen Europas Kinder gezeugt hatten und in den allermeisten Fällen keineswegs Alimentationszahlungen leisteten. In Berichten über Frauen, die sexuelle oder Liebesbeziehungen zu Besatzungssoldaten eingingen und über Mütter von ‚Besatzungskindern‘ finden sich Problematisierungen sowohl von selbstbestimmter Sexualität als auch von lediger Mutterschaft sowie unterschiedliche abwertenden Zuschreibungen. Die Frauen wurden als unvernünftig, leichtgläubig, unwissend konstruiert und ihr Handeln als unsittlich und unehrenhaft erachtet. Bedingt durch den Krieg waren konservative Geschlechterarrangements und Familienstrukturen in Bewegung geraten und Forderungen nach mehr Gleichstellung gestellt worden. In dem Kontext erwies sich eine solche Berichterstattung als funktional für jene, die ein Interesse an der Fortschreibung von rechtlicher Ungleichheit hatten und derartige Charakterisierungen von Frauen und Müttern legitimierte ihre Schlechterstellung und Bevormundung im Jugendwohlfahrtsrecht.

Diese medialen Bilder dienen dazu, österreichische Männer im Vergleich zu Angehörigen der Alliierten sowie im Vergleich zu Frauen insgesamt aufzuwerten und gleichzeitig ein Leiden Österreichs unter der Besatzung zum Ausdruck zu bringen. Denn „ohne Besatzungsmächte“, wurde argumentiert, wären sowohl die

„Frage der Besatzungskinder“¹⁴² als auch das Problem der „Prostitution im Dienste der Besatzungsmächte“¹⁴³ in Kürze gelöst. Die Figur des ‚Besatzungskindes‘ und seiner Mutter in der Presse erwies sich als geeignet, um patriarchale Familien- und Geschlechtervorstellungen wieder aufleben zu lassen. Die Berichterstattung reihte sich in Bemühungen der Einhegung (weiblicher) Sexualität¹⁴⁴ und der Wiederherstellung einer bürgerlich-konservativen Geschlechterordnung samt den damit verbundenen patriarchalen Familienvorstellungen ein.¹⁴⁵ Der Blick auf die konkrete Situation und die tatsächlichen Bedürfnisse der Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und ihrer Mütter wurde dadurch verstellt.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Literatur

- Ackermann, Volker (1992): Presseartikel. In: Rusinek, Bernd-A./Ackermann, Volker/Engelbrecht, Jörg (Hg.): *Einführung in die Interpretation historischer Quellen. Schwerpunkt: Neuzeit*. Paderborn: Schöningh, 233-252.
- Bachtin, Michail Michajlovič (1969): *Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur*. München: Hanser.
- Bauer, Ingrid (2000): „Besatzungsbräute“. Diskurse und Praxen einer Ausgrenzung in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft. In: Bandhauer-Schöffmann, Irene (Hg.): *Nach dem Krieg. Frauenleben und Geschlechterkonstruktionen in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg*. Herbolzheim: Centaurus, 261-276.
- Baumgartner, Marianne (1995): Vergewaltigungen zwischen Mythos und Realität. Wien und Niederösterreich im Jahr 1945. In: Historisches Museum der Stadt Wien: *Frauenleben 1945. Kriegsende in Wien*. Wien: Museen der Stadt Wien, 59-73.
- Bechter, Anneliese/Guerrini, Flavia/Ralser, Michaela (2013): Das proletarische Kind und seine uneheliche Mutter als Objekte öffentlicher Erziehung. Zum Fürsorgeerziehungsregime im Tirol der 1960er und beginnenden 1970er Jahre. In: Wolf, Maria/Dietrich-Daum, Elisabeth/Fleischer, Eva/Heidegger, Maria (Hg.): *Child Care. Kulturen, Konzepte und Politiken der Fremdbetreuung von Kindern*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 132-146.
- Bonfadelli, Heinz (2002): *Medieninhaltsforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Konstanz: UKV.

142 | 100.000 Niemandskinder. In: *Volkszeitung* (23.08.1952), S. 6.

143 | Unerwünschter Zuzug. In: *Volkszeitung* (26.9.1951), 3.

144 | Vgl. Herzog, 2021, 83 ff.

145 | Vgl. Thurner, 2019, 88 ff.

- Carpenter, Charli (2009): 'A Fresh Crop of Human Misery': Representations of Bosnian 'War Babies' in the Global Print Media, 1991-2006. In: *Millennium* 38 (1), 25-54.
- Cillia, Rudolf de/Reisigl, Martin/Wodak, Ruth (1999): The discursive construction of national identities. In: *DISCOURSE & SOCIETY* 10 (2), 149-173.
- Crawley, Karen/Simic, Olivera (2012): Unintended Consequences: Representations of Rwandan Women and their Children Born from Rape. In: *Australian Feminist Law Journal* 36 (1), 87-106.
- DeStatis – Statistisches Bundesamt: Statistischer Bericht. Ehescheidungen, Eheschließungen, Geborene und Gestorbene – Zeitreihen 1841-2023. Unter: https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Geburten/_inhalt.html#_f7z2ohub3. Zugriff am 4.2.2025.
- Fehrenbach, Heide (2022): War Orphans and Postfascist Families. Kinship and Belonging after 1945. In: Biess, Frank/Moeller, Robert G. (Hg.): *Histories of the Aftermath*. New York, Oxford: Berghahn Books, 175-195.
- Frankenstein, Luise (1954): *Soldatenkinder. Die unehelichen Kinder ausländischer Soldaten mit besonderer Berücksichtigung der Mischlinge*. München/Düsseldorf: Verlag Wilhelm Steinebach.
- Fritz, Regina/Krammer, Marion/Rohrbach, Philipp (2014): Diskriminiert – Abgelehnt – Vergessen. Kinder afro-amerikanischer GIs und österreichischer Frauen nach 1945. Ein Projektbericht. In: *ÖZG - Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 25 (1+2), 359-367.
- Goffman, Erving (1980): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Guerrini, Flavia (2022): *Vom Feind ein Kind. Nachkommen alliierter Soldaten erzählen*. Wien, Berlin: mandelbaum verlag.
- Guerrini, Flavia (2025): Exploring Negotiations of Belonging. Social Positionings of Children Born of War in Family and Society. In: *Historia scholastica* 11 (1), 125-147.
- Hechl, Stefan (2020): „Wir dürfen wieder Österreicher sein!“ Die Rolle der Tagespresse in österreichischen Nation-Building-Prozessen 1945–1948 – eine quantitative Analyse ausgewählter digitaler Zeitungskorpora samt Vorschlägen zur didaktischen Umsetzung. Diplomarbeit. Universität Innsbruck.
- Herzog, Dagmar (2021): *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Jablonski, Nils (2017): Humor- und Satirezeitschriften. In: Wirth, Uwe (Hg.): *Komik. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: J.B. Metzler Verlag, 331-339.
- Kapitza, Arne (2017): Komik, Gesellschaft und Politik. In: Wirth, Uwe (Hg.): *Komik. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: J.B. Metzler Verlag, 134-147.
- Keller, Reiner (2011): *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Koegeler-Abdi, Martina (2023): Liminal Children, Liminal Rights? Media Representations of Scandinavian Children Born of War after World War II and after the Fall of the

- Islamic State. In: Borge, Baard Herman/Kleinau, Elke/Ødegaard, Ingvill Constanze (Hg.): *Children and Youth at Risk in Times of Transition*. Berlin, Boston: De Gruyter, 233-264.
- Lemke Muniz de Faria, Yara-Colette (2002): *Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche „Besatzungskinder“ im Nachkriegsdeutschland*. Berlin: Metropol Verlag.
- Matzerath, Josef (2012): Zeitungen als historische Quellen. Anregungen und Wünsche eines Historikers. In: *BIS – Das Magazin der Bibliotheken in Sachsen* 5 (3), 189-191.
- Mesner, Maria (2010): *Geburten/Kontrolle. Reproduktionspolitik im 20. Jahrhundert*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag.
- Mochmann, Ingvill Constanze (2008): Children born of war. In: *OBETS-REVISTA DE CIENCIAS SOCIALES* (2), 53-61.
- Niederkofler, Heidi (2009): Die Krux mit der Gleichheit. Diskussionen um Geschlechtergleichheit im österreichischen Familienrecht der 1950er Jahre. In: *ÖZG – Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 20 (3), 108-133.
- Österreichisches Statistisches Zentralamt (1947): *Statistische Nachrichten*. 2. Jahrgang.
- Österreichisches Statistisches Zentralamt (1948): *Statistische Nachrichten*. 3. Jahrgang.
- Parra, Tatiana Sanchez/Lo Iacono, Sergio (2020): (Re)Productive Discourses: Media Coverage of Children Born of War in Colombia. In: *BULLETIN OF LATIN AMERICAN RESEARCH* 39 (1), 22-36.
- Röcke, Werner (2017): Theater im Mittelalter. In: Wirth, Uwe (Hg.): *Komik. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: J.B. Metzler Verlag, 183-189.
- Rohrbach, Philipp (2021): „This Has Finally Freed the Welfare Agency from a Considerable Burden.“ The Adoption of Black Austrian Occupation Children in the United States. In: *Zeitgeschichte* 48 (1), 35-56.
- Rosenthal, Gabriele (2008): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. Weinheim, München: Juventa.
- Saryusz-Wolska, Magdalena/Labentz, Anna (2017): *Bilder der Normalisierung. Gesundheit, Ernährung und Haushalt in der visuellen Kultur Deutschlands 1945-1948*. Bielefeld: transcript.
- Satjukow, Silke/Stelzl-Marx, Barbara (2015): Besatzungskinder in Vergangenheit und Gegenwart. In: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke (Hg.): *Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag, 11-14.
- Schretter, Lukas (2020): *Britische Besatzungskinder. Die Nachkommen britischer Soldaten und österreichischer Frauen nach dem Zweiten Weltkrieg*. Diss. Karl-Franzens-Universität Graz.
- Schretter, Lukas/Stelzl-Marx, Barbara (2022): “Collateral damage” of occupation? Social and political responses to nonmarital children of Allied soldiers and Austrian women after the Second World War. In: *Front. Polit. Sci.* 4, Artikel 822859.
- Statistisches Amt der Stadt Innsbruck (1950): *Statistisches Jahrbuch der Stadt Innsbruck. Mit statistischen Daten bis 31. Dezember 1946*. Stadtgemeinde Innsbruck: Eigenverlag.
- Stelzl-Marx, Barbara (2009): Die unsichtbare Generation. Kinder sowjetischer Besatzungssoldaten in Österreich und Deutschland. In: *Historical Social Research / Historische Sozialforschung* 34 (3), 352-372.

- Stelzl-Marx, Barbara (2015): Kinder sowjetischer Besetzungssoldaten in Österreich. Stigmatisierung, Tabuisierung, Identitätssuche. In: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke (Hg.): *Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag, 93-135.
- Thurner, Erika (1996): *Frauenleben 1945...* In: Historisches Museum der Stadt Wien: *Frauenleben 1945. Kriegsende in Wien*. Wien: Museen der Stadt Wien, 10-24.
- Thurner, Erika (2019): *Nationale Identität und Geschlecht in Österreich nach 1945*. Innsbruck: Studien Verlag.
- Wehling, Elisabeth (2016): *Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet - und daraus Politik macht*. Köln: Herbert von Halem Verlag.
- Yuval-Davis, Nira (2006): *Belonging and the politics of belonging*. In: *Patterns of Prejudice* 40 (3), 197-214.

Gesetzestexte

- Verordnung über Jugendwohlfahrt in der Ostmark vom 20. 3. 1940, RGBl. I Nr. 52.
- Bundesgesetz vom 9. 4. 1954, womit Grundsätze über die Mutterschafts-, Säuglings- und Jugendfürsorge aufgestellt und unmittelbar anzuwendende Vorschriften über die Jugendwohlfahrt erlassen werden, BGBl. Nr. 99 (Jugendwohlfahrtsgesetz JWG 1954).

Quellen: Zeitungsartikel

- Innsbrucker Geburtenstatistik. In: *Tiroler Nachrichten* (5.3.1946), 6. ANNO/Österreichische Nationalbibliothek (im Folgenden: ANNO/ÖNB).
- Luis Grunder: Gefährliche Weiblichkeit. In: *Salzburger Volkszeitung* (14.10.1946), 1. ANNO/ÖNB.
- Von mehreren Seiten betrachtet – Kaugummi Verhältnis oder große Liebe. In: *Linzer Volksblatt* (23.11.1946), 3. ANNO/ÖNB.
- Der Meader-Bericht. In: *Die Furche* (3.5.1947), 2 f. ANNO/ÖNB.
- Wozu der Krieg führt. In: *Volkszeitung* (21.5.1947), 2. ULB:Digital.
- Rundolf: Der Weg in die Familie... Gedanken zum hohen Frauentag. In: *Tiroler Bauernzeitung* (14.8.1947), 1. ULB:Digital.
- Die Mutter ist am Berg. In: *Salzburger Nachrichten* (8.10.1947), 3. ANNO/ÖNB.
- 12.000 „Russenkinder“ in Österreich. In: *Tiroler Tageszeitung* (24.1.1948), 2. ANNO/ÖNB.
- Eine Million „Besatzungskinder“. In: *Salzburger Volkszeitung* (23.9.1948), 3. ANNO/ÖNB.
- Findelkinder und andere arme Hascherl. In: *Linzer Volksblatt* (22.1.1949), 5. ANNO/ÖNB.
- Wien hat 1573 Armeekinder zu erhalten. In: *Wiener Montag* (31.1.1949), 3. ANNO/ÖNB.

Keine Frau wollte ihr Kind hergeben. In: *Freie Stimmen* (23.4.1949), 1 f. ANNO/ÖNB.

Piccaninny. In: *Neues Österreich* (9.6.1949), 3. ANNO/ÖNB.

Ein Bild aus München. In: *Tiroler Bauernzeitung* (20.10.1949), 8. ANNO/ÖNB.

500.000 Kinder ohne Väter. Das schwierige Problem der ‚Besatzungskinder‘ – Eine Hinterlassenschaft des letzten Krieges. In: *Die Neue Zeit* (5.11.1949), 3. ANNO/ÖNB.

3000 kleinen Negerlein wird geholfen. In: *Murtaler Zeitung* (10.12.1949), 7. ANNO/ÖNB.

Immer mehr „Besatzungskinder“. In: *Salzburger Nachrichten* (23.3.1950), 5. ANNO/ÖNB.

Das Kind für Schnaps verkauft. In: *Tiroler Tageszeitung* (19.06.1950), 2). ANNO/ÖNB.

Die Tragödie der Unerwünschten. In: *Salzburger Nachrichten* (9.8.1950), 8. ANNO/ÖNB.

Nell, Charles: Ein europäisches Problem: Soldatenkinder von heute. In: *Wiener Montag* (5.2.1951), 3. ANNO/ÖNB.

„Genfer Konventionen“ – auch für Besatzungskinder. In: *Salzburger Nachrichten* (12.5.1951), 17. ANNO/ÖNB.

Unerwünschter Zuzug. In: *Volkszeitung* (26.9.1951), 3. ULB:Digital.

Besatzungskinder mehren sich. In: *Rieder Volkszeitung* (28.2.1952), 19. ANNO/ÖNB.

Enquete über Salzburger „Besatzungsbräute“. In: *Tiroler Tageszeitung* (25.04.1952), 3. ANNO/ÖNB.

200.000 Besatzungskinder in Japan. In: *Die Neue Zeit* (6.5.1952), 1. ANNO/ÖNB.

200.000 „Besatzungskinder“ in Japan. In: *Tiroler Tageszeitung* (12.5.1952), 2. ANNO/ÖNB.

100.000 Niemandskinder. In: *Volkszeitung* (23.08.1952), S. 6. ULB:Digital.

...weil du ein Negerlein bist. In: *Arbeiter-Zeitung* (26.8.1952), 5. ANNO/ÖNB.

100.000 Niemandskinder. In: *Die Neue Zeit* (27.8.1952), 3. ANNO/ÖNB.

950.000 illegale „Besatzungskinder“. In: *Tiroler Tageszeitung* (27.10.1952), 2. ANNO/ÖNB.

Nach Amerika... In: *Salzburger Nachrichten* (15.01.1953), 3. ANNO/ÖNB.

Farbige Besatzungskinder nach Amerika. In: *Arbeiter-Zeitung* (16.01.1953), 4. ANNO/ÖNB.

Ein eigenes Dorf für „Schokoladekinder“. In: *Die Weltpresse* (14.3.1953), 9. ANNO/ÖNB.

„Das Jahrhundert des Kindes?“ In: *Salzburger Nachrichten* (25.4.1953), 21. ANNO/ÖNB.

USA-Soldaten hinterließen 90.000 Kinder. In: *Die Neue Zeit* (29.7.1953), 2. ANNO/ÖNB.

Salzburg braucht Säuglingsheime. In: *Salzburger Nachrichten* (10.9.1953), 5. ANNO/ÖNB.

Vater von 30.000 Wiener Kindern. In: *Arbeiter-Zeitung* (28.10.1953), 5. ANNO/ÖNB.

Vater werden ist nicht schwer... In: *Österreichische Zeitung* (14.11.1953), 3. ANNO/ÖNB.

Mordmotiv: Angst vor einem Skandal. In: *Weltpresse* (15.12.1953), 9. ANNO/ÖNB.

Der Österreichische Nährvater. In: *Oberösterreichische Zeitung* (28.1.1954), 2. ANNO/ÖNB.

Oxfords Sorge: Zu viele Soldatenkinder. In: *Arbeiter-Zeitung* (23.4.1954), 4. ANNO/ÖNB.

Elf Prozent aller Kärntner: uneheliche Kinder. In: *Die Neue Zeit* (16.5.1954), 7. ANNO/ÖNB.

Deutschlands Schokoladenkinder. In: *Tiroler Tageszeitung* (7.8.1954), 9. ANNO/ÖNB.
Eine Viertelmillion „Besatzungskinder“ in Westdeutschland. In: *Österreichische Zeitung*
(23.9.1954), 8. ANNO/ÖNB.

Class and Gender in Conflict: Engendering Social Reproduction through the Gendering of Parenthood in Education

Why is parenthood gendered in the field of education? To address this question, the article analyzes how the gendering of parenthood reinforces class-based inequalities, using the Austrian school system as its point of reference. It demonstrates how mothers' involvement in their children's schooling both shapes and is shaped by broader social structures, making it a practice that (re)produces class inequalities.

The article begins by examining a praxeological perspective on the gendered nature of home–school relations. Building on Pierre Bourdieu's concept of social reproduction,¹ it engages with praxeological theories and draws on related research in gender studies. The analysis then identifies education-related interpellations of parenthood in Austria that are embedded within the organizational structures, programs, rules, and routines of schools, focusing on how gender and class is invoked—explicitly or implicitly—and with what effect. To this end, the article draws on Louis Althusser's concept of interpellation,² in which individuals are positioned within a preexisting social order—such as mother, father, or parent—through repeated, identity-based appeals. These education-related interpellations are enacted by various institutions and actors, including schools, teacher unions, policy frameworks, academic research, media, and political discourse. The analysis concludes by illustrating—using the example of a working-class single mother—how parents are explicitly addressed in gendered ways within a rural primary school context, thereby rendering class differences invisible. The concept of addressing refers to a basic structure of interaction and communication, in which individuals are directly engaged and positioned through speech, gestures, or bodily cues. In educational research, addressee analysis explores how individuals are explicitly or implicitly positioned through various modes of contact, including language and non-verbal signals.³ The article emphasizes that parental positions in schools are shaped both by how parents are addressed by educators and by the structural

1 | Cf. Bourdieu/Passeron, 1973.

2 | Cf. Althusser, 1977, 108-153.

3 | Cf. Rose/Ricken, 2018, 166-167.

interpellation of parenthood—thus maintaining an analytical distinction between structural interpellation and everyday forms of address.

1 A praxeological perspective on the gendering of home–school relations

Drawing on praxeological theory and empirical research, the article demonstrates that education is a key site of social reproduction and that social reproduction's gendered constitution operates as an instrumental logic within this process. According to Bourdieu's praxeological concept of social reproduction⁴, social being does not simply exist, but only is insofar as it is continually maintained and produced—both through social reproduction and social change, which are therefore not opposites, but rather interconnected processes. The extent to which the social structure and the social order of modern society remain stable at any given time and within any given societal context depends on this dynamic interplay. Furthermore praxeology conceptualizes the social as a dual structure, positioning itself in contrast to structuralist and ethnomethodological approaches.⁵ “Social reality, so to speak, exists twice—once in things and once in minds, in fields and in habitus, within and outside the actors [...], because [the world, MW] has produced me and because it has produced the categories that I apply to it”.⁶ Habitus and field—like all other aspects of the praxeological framework—simultaneously always exist in the tension between social reproduction and social change.

In Bourdieu's conception of social reproduction, education is a decisive factor in the social differentiation of modern societies as knowledge societies and the education system plays a key role in perpetuating social inequality.⁷ On the one hand, it serves the function of legitimizing the reproduction of hierarchical access to prestigious social positions under the guise of equal opportunity.⁸ It fosters the belief that one's place in the social hierarchy is determined not by social origin but by success within educational institutions. In reality however, social origin still plays

4 | Cf. Bourdieu/Passeron, 1973.

5 | Cf. Wacquant, 1996, 27.

6 | Bourdieu/Wacquant, 1996a, 161.

7 | Cf. Bourdieu, 2001a [1966].

8 | Cf. Bourdieu/Passeron, 1971.

a decisive role in shaping educational success. On the other hand, the education system produces intermediaries who internalize and embody those schemes of perception, thought, and action—those dispositions—which generate practices adapted to existing social structures, thereby contributing to the reproduction of those very structures.⁹ In this process, the various habitus and perspectives of individuals from all positions within the social space—by those disadvantaged by the education system as well as by those advantaged by it—are aligned with the classification systems recognized as legitimate by the dominant social order. Bourdieu refers to this alignment as *symbolic violence*.¹⁰ It is a form of subtle, often invisible domination whereby the existing social structures and hierarchies are perpetuated—not through overt coercion, but through the habitualization of these structures as natural, legitimate, and self-evident by those subjected to them. Symbolic violence thus ensures that social domination is maintained even with the complicity of those dominated, as they come to see their position within the social hierarchy as just and deserved. In this, pedagogy reveals itself as symbolic violence by leading the disadvantaged to accept their subordinate position, despite the negative aspects that manifest.

Referring to Bourdieu's conceptualization of the *sense of family*¹¹ at this point, helps to uncover how the family becomes naturalized and depoliticized within dominant social structures. He illustrates how the modern state has promoted the modern nuclear family—modeled on the class-specific bourgeois family form—by giving legal privilege to this particular form of family life. In doing so, the state favors and reinforces those parents who are capable of aligning with its expectations, using all the material and symbolic resources at its disposal.¹² This family model is gradually generated by the routine application of state logics by institutional actors surrounding the family—most notably official statisticians, family court judges, teachers, social workers, pediatricians, child psychiatrists, and psychologists—all of whom assess various indicators of “conformity to the official conception of the family.”¹³ Particularly, with regard to the home-school relationship, it is state-employed professionals who act as key agents in continuously invoking, maintaining, and shaping alignment with the legitimized social order of

9 | Cf. Bourdieu/Passeron, 1973, 92.

10 | Cf. Bourdieu, 2001b, 210-245.

11 | Bourdieu, 1998.

12 | Cf. *ibid.*, 135.

13 | *Ibid.*

the family. As Bourdieu notes, “the monopolization of the universal is the result of a work of universalization that is carried out primarily within the bureaucratic field”, as it facilitates the gradual internalization of the dominant view of the social world.¹⁴ In and through this process, the modern, state-sanctioned sense of family is continuously reproduced and normalized, and the functioning of the privileged family form is supported. The habituation of this sense of family requires—beyond formal regulation and ongoing routinization of the bourgeois family model from which the modern two-parent nuclear family emerged—several generations of lived family life in order to be experienced as *legitimate* by the many who are governed by the few.¹⁵ A successful institutionalization depends on “the production of a collective belief in the self-evidence of the institution’s existence and its unquestioned legitimacy (*doxa*), and on the creation of individual willingness and inclination among agents to practically invest in its existence (*illusio*)”.¹⁶ The notion of family that, through naturalization, has come to be perceived as self-evident in this way, constitutes a central site of social reproduction. The naturalization of the social and legal privileging of the family conceals the fact that the entity referred to as ‘family’ rests on social conditions that are unequally distributed. “The family, in its legitimate definition, is a privilege that has been elevated to a universal norm—a factual privilege that entails a symbolic privilege: the privilege of being as one is supposed to be, of conforming to the norm, and thus gaining the symbolic benefits of normality.”¹⁷

The institutionalization of parenthood in the emerging modern nation-states was also shaped by the bourgeois family model¹⁸ and developed in conjunction with various parallel institutionalization processes—most notably those of childhood, schooling, the family itself, youth welfare (today known as child protection), and the academic disciplines and professions concerned with childhood.¹⁹ Educational responsibilities of the state and the family should be understood as mutually reinforcing, with the goal of producing contract-capable individuals.²⁰ The legal privileging of the bourgeois family as the normative life form entailed a dual intervention by the state—an intervention rooted in the dynamics of a class society

14 | *Ibid.*, 123.

15 | Cf. Bourdieu, 1998, 129f.; 2017, 288ff.

16 | Florian, 2008, 4299.

17 | Bourdieu, 1998, 131-132.

18 | Cf. Waterstradt, 2015.

19 | Cf. Donzelot, 1980; cf. Bühler-Niederberger, 2010.

20 | Cf. Casale, 2012, 131.

shaped by the development of productive forces—and culminated in the classed and gendered construction of modern parenthood within the educational field.²¹ “In both lines of dissemination of the modern conception of family, the mother is codified as the primary pillar and addressed by the new stakeholder groups concerned with child welfare. Her position is thus inextricably configured with the institutionalization of modern childhood as both family-based and school-based childhood.”²²

Through the gendering of the division of labor and the accompanying feminization, privatization and economic devaluation of family work, gender becomes both a fundamental social institution and one of the most important socio-cultural organizing principles of modern society, as well as a decisive factor in social reproduction. Gender is interwoven with and secured through all processes of institutionalization. Thus, *institutional reflexivity*²³ pre-structures modern gender differentiation at the institutional level of social order.

The increasing attention to education-related parental responsibilities in recent decades correlates with the rising importance of education for the neo-social reorientation of welfare production in the context of neoliberal societies.²⁴ Welfare state policies aim at producing morally responsible subjects, encouraging them to translate societal risks into matters of personal responsibility and obligation, and to manage these risks autonomously. This results in new demands on parents to structure the family and leisure time as learning environments in order to optimize their children’s future educational success.²⁵ In particular, parents from the social milieus of the new middle class are able to position themselves as entrepreneurs of their children’s school success, to distinguish themselves from less privileged groups, and to engage in a ‘social struggle for distinction’ through education.²⁶ This shift away from the “ideology of meritocracy” to the “ideology of parentocracy”²⁷ can be observed in other Western countries as early as the 1990s, reflecting broader changes in educational policy and home-school relationship. It characterizes a transformation in the education system where children’s participation in education and their academic success increasingly depends on their parents’ resources and

21 | Cf. Wolf, 2024, 214-217.

22 | *Ibid.*, 217.

23 | Goffman, 2001.

24 | Cf. Jergus, 2018; cf. Wolf, 2024.

25 | Cf. Thompson, 2015.

26 | *Ibid.*, 22-23.

27 | Brown, 1990, 71.

influence, rather than on their own abilities or the education system itself. Philipp Brown characterized this shift in education policies as “third wave” in the socio-historical development of British education. He identified the “first wave” as the rise of mass schooling for the working classes at the end of the nineteenth century. The “second wave” was marked by the individualization of merits and achievements, which replaced what John Dewey called the “feudal dogma of social predestination”.²⁸ In the current third wave, the “ideology of meritocracy” is being replaced by the “ideology of parentocracy”.²⁹

In this context, educational research in gender studies, informed by praxeological theories, place particular emphasis on analyzing the home-school relationship and the gendered dynamics of parental involvement in recent decades. Above all, the extensive research conducted by British scholars Gill Crozier, Diane Reay, and Carol Vincent has been especially influential in this field.³⁰ For example Diane Reay, drawing on qualitative empirical studies, has particularly highlighted “the centrality of women to social reproduction through a focus on the social and cultural processes embedded in parental involvement”³¹ in their children’s primary schooling. She made visible “the ways in which mothering work in support of children’s schooling structures and is structured by wider social systems”³² and unveiled their crucial importance in the perpetuation of class inequalities. Her ethnographic study offers a nuanced account of the continued relevance of social class, as gendered and racialized.³³ Through a focus on the home-school relationship, she explores some of the mechanisms through which class differences are maintained and reproduced, and she conceptualizes mothering work as strategically positioned in relation to schooling systems.

Gill Crozier, drawing on her extensive quantitative and qualitative empirical research on the relationship between parents and their children’s secondary schools, also emphasizes that, for an understanding of the home-school relationship and the factors influencing it, both social class and the often ignored or rendered invisible work of mothers in relation to their children’s education, “notably due to the absence of analyses of mothering work within academic research”, are crucial.³⁴

28 | *Ibid.*

29 | *Ibid.*

30 | Cf. Crozier, 2000, 2011; cf. Reay, 2003, 2006, 2017; cf. Vincent, 2017; cf. Vincent/Ball/Braun, 2010.

31 | Cf. Reay, 1998, 195.

32 | *Ibid.*, 196.

33 | Cf. Reay, 2003.

34 | Crozier, 2000, XV.

Crozier summarizes that, while the stated aim of parental involvement initiatives is to enhance children's and young people's participation in education and to improve their academic achievement and opportunities for social inclusion, in practice, as her research findings demonstrates, these initiatives have often "exacerbated the inequalities of access to educational opportunities for mothers and fathers, and in turn, for their children."³⁵ This underscores that the home-school relationship is fundamentally underpinned by power relations. As Crozier writes, quoting Iris Marion Young: "In a society where some groups are privileged while others are oppressed, the perspectives and interests of the privileged will tend to dominate, marginalizing or silencing those of other groups."³⁶

Carol Vincent, drawing on data from twenty years of qualitative research projects, highlights the processes of social change through which, within the neoliberal climate of the past two decades, a new model of parenthood—termed "intensive parenting"—has been constructed.³⁷ In affluent countries, parental responsibilities now extend far beyond providing basic needs such as food, shelter, and love; parents are increasingly held accountable for the emotional, social, educational, and physical development of their children. These heightened expectations are particularly gendered, as mothers face significantly stronger public scrutiny and sanctions than fathers when failing to meet normative ideals of parenting. She draws on scholarly research to demonstrate the long-standing history of state-produced discourses surrounding so-called 'bad mothers'.³⁸ She argues that public policy debates have long been largely centered on—and have consistently "surged and seethed around—the lives of working-class mothers"³⁹. She emphasizes the need to examine how these are taken up and contested by different social groups.⁴⁰ In addition, she argues that understanding the home-school relationship also requires moving beyond the binary between middle class and working class, calling for attention to those positioned as an "intermediate class" and to the intersectional dimensions of identity—including class, ethnicity, gender, religion, and place of residence—that shape parenting practices and educational strategies.⁴¹ Finally, she draws attention to the problem that the category of "the

35 | *Ibid.*, 117.

36 | Young, 1989, 257.

37 | Cf. Vincent, 2017.

38 | Waterstradt's article in this volume addresses this issue, using the example of praise and gossip about parents.

39 | Vincent/Ball/Braun, 2010, 123.

40 | Cf. Vincent, 2017, 542-549.

41 | Cf. *ibid.*, 549-551.

parent” appears as a broad and neutral term, while in fact concealing a wide range of behaviours, privileges, and disadvantages.⁴² With reference to Reay’s, Crozier’s and Vincent’s study, this article proceeds on the assumption that mothering work both structures and is structured by broader social systems, and is therefore a practice that reproduces class inequalities.

A comparison of international studies on the home-school relationship confirms, above all, the criticism that the various programs have not succeeded in reducing educational disadvantage.⁴³ However, issues of gendered parenthood receive little attention in these analyses. German-language educational research has also offered nuanced critiques of the enduring nature of classism, while frequently reproducing a silence around gendered power relations within the field.⁴⁴ Despite this critique, the discourse on the home-school relationship in the German-speaking context remains largely conciliatory in tone, and such initiatives continue to enjoy considerable popularity.⁴⁵ By contrast, it is argued that greater attention must be paid to the fundamental differences between home-school relationships that should be recognized and acknowledged, with compromises negotiated and their irreducible distinctiveness accepted.⁴⁶ Recent research analyzing legal, political, and professional discourses in Germany, alongside international literature, emphasizes this challenge.⁴⁷ Scholars have pointed out that studies tend to align with institutional priorities, positioning parents as subordinate, while leaving the institutionally embedded hierarchical tensions between teachers and parents to pedagogical practice. Consensus-oriented communication is rarely subject to critical scrutiny, and children’s perspectives—though rhetorically foregrounded—are seldom explored in depth and remain shaped by adult interests.⁴⁸ The concept of the *Bildungs- und Erziehungspartnerschaft*⁴⁹ has—especially after 2013—gained prominence

42 | Cf. *ibid.*, 552.

43 | Cf. Wolf, 2019b.

44 | Cf. Betz/Bischoff/Eunicke/Kayser/Zink, 2017; cf. Knoll, 2020; cf. Großkopf, 2020.

45 | Cf. Knoll, 2020.

46 | Cf. *ibid.*, 89.

47 | Cf. Betz/Bischoff/Eunicke/Kayser/Zink, 2017.

48 | Cf. *ibid.*, 143-163.

49 | In the German-speaking context, various terms are used to describe the (desired, expected, or promoted) relationship between families and schools—such as *Bildungs- und Erziehungspartnerschaft* (educational and up-bringing partnership), *Elternarbeit* (parental work), *Elternmitwirkung* (parental participation), *Elternbeteiligung* (parental involvement), and *Zusammenarbeit mit Eltern* (collaboration with parents)—most normatively charged and often conceptually inconsistent. Recent scholarship advocates using the phrase cooperation between home and school (cf. Killus/Paseka, 2020, 12-29). This article adopts the term home-school relationship due to its widespread use in the English-speaking context and its capacity to denote the structural dimensions of the relationship between the two institutions.

in practice-oriented journals for early education and primary schools but it is largely presented uncritically and in a consistently positive light.⁵⁰ While it promotes cooperation between teachers, parents, and children, it simultaneously conveys a deficit view of parents, who are often labeled as ‘inadequate’ or ‘overwhelmed’. Scholars have criticized the fact that this contradiction—recognizing parents as partners while questioning their competence—is rarely examined. Despite the model’s promises, there is a lack of empirical evidence to support its effectiveness, and longitudinal studies show little to no measurable benefit for children’s educational outcomes.⁵¹

2 Classed and Gendered Interpellations of Parenthood in the School System

Educational disadvantage remains prevalent in Austria, with the country performing below the Organisation for Economic Cooperation and Development (OECD) average, especially in providing equal opportunities for socio-economically disadvantaged children and those with a migrant background.⁵² Children’s educational participation and success remain closely tied to their parents’ socioeconomic status, educational attainment, nationality, native language, permanent residence in either urban or rural areas, as well as their economic, cultural, social, and symbolic resources.⁵³ For instance, first-year students whose parents have a higher level of education are overrepresented at universities compared to the general domestic population.⁵⁴ An analysis of trends in educational qualifications and educational mobility in Austria from 1986 to 2016 reveals a consistently high level of intergenerational transmission of education among respondents whose parents have a medium level of education (such as an apprenticeship or vocational secondary school qualification). The analysis also shows a declining level of transmission among respondents whose parents have at most a compulsory graduation certificate, and an increasing level

50 | Cf. Betz/Bischoff/Eunicke/Kayser/Zink, 2017, 60-67.

51 | Cf. *ibid.*

52 | Cf. Gruber, 2019; cf. OECD, 2018.

53 | Cf. Statistik Austria, 2025, 34-35; cf. Schnell/Gruber, 2023; cf. Ernst, 2023, 99; cf. Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung (BMBWF) 2021, 321; cf. Gruber, 2019; cf. Statistik Austria 2018; cf. Moosbrugger/Bacher, 2018; cf. Herzog-Punzenberger, 2017; cf. Bruneforth, 2016, 120.

54 | Cf. Unger, 2020, 117.

among those from academic households.⁵⁵ Between 1986 and 2016, intergenerational mobility in Austria came to a standstill, resulting in the emergence of two clearly delineated educational classes: (a) a class with apprenticeship-level attainment and (b) a class with tertiary educational attainment.⁵⁶ The meritocratic principle, which serves as the legitimizing basis for inequality in education, is clearly being called into question. State schools⁵⁷ offer insufficient levels of educational equity and equal opportunities.

In Austria, the home-school relationship is governed by the School Education Act (SchUG). According to § 2 SchUG, this law regulates the internal organization of the school system to fulfill the mission of Austrian schools, serving as the foundation for the cooperation of teachers, students, and legal guardians as a school community. § 47 addresses the school's participation in the upbringing and education of pupils and § 61 addresses the rights and duties of parents or legal guardians to support the school's teaching and educational work.⁵⁸

Primary school (Volksschule)⁵⁹ in Austria is the first school for all children aged six to nine. In the 2022/23 school year, 95.1 percent of primary school pupils attended a state school.⁶⁰ Upon entering school, and at later stages, children may be assessed and categorized as 'not (yet) ready' for school. As a result, they may be placed in a pre-school program⁶¹ or a school for children with special educational needs⁶² or within integrative/inclusive classes in regular primary schools. For the latter model, parents are required to submit an application for the determination of special educational needs when their child starts school. Special education schools may cover grades one through twelve, and typically, children do not return to mainstream primary schools after being placed in such institutions. Pre-school may be conducted in separately run pre-school classes or integrated with Year 1 or Year 2

55 | Cf. Bacher/Moosbrugger, 2019, 144.

56 | Cf. Moosbrugger/Bacher, 2018, 298.

57 | In Austria, as in most OECD countries, the private school sector is relatively small. In the 2023-2024 school year, 89.6 percent of all pupils in compulsory education attended state schools, while only 10.4 percent attended private schools (cf. Statistik Austria, 2025, 149). The vast majority of pupils attend public schools in the secondary education sector, with even fewer opting for private schools in the compulsory education sector.

58 | SchUG, 2025.

59 | Cf. Österreichische Agentur für Bildung und Internationalisierung (OEAD), 2025a.

60 | Cf. Statistik Austria, 2025, 149.

61 | Cf. OEAD, 2025b. High pre-school attendance rates of up to 14 percent are recorded in Tyrol and Vienna (cf. Bruneforth, 2016, 74).

62 | Cf. OEAD, 2025c; cf. Bruneforth/Vogtenhuber/Lassnigg/Oberwimmer/Gumpoldsberger/Feyerer/Siegle/Toferer/Thaler/Peterbauer/Herzog-Punzenberger, 2016, 74.

class groups. After completing the pre-school year, the child will be admitted to Year 1 of primary school or to a special school.

Primary school is where the central foundation for a child's educational career is established.⁶³ In Austria, the transition to Secondary Level I occurs after completing the first four grades, when children are, on average, nine or ten years old. This early selection point has significant stratification effects, amplifying the social, economic, and regional disparities in educational outcomes.⁶⁴ Progressing to Secondary Level I is particularly important because this level in Austria is divided into three parallel school types: Compulsory Secondary School (*Mittelschule*, MS), Academic Secondary School Lower Cycle (*AHS Unterstufe*) and the Special Needs Education/Inclusion.⁶⁵ The schools provide graduation diplomas that vary significantly in value. Generally, the Lower Level of the Academic Secondary School progresses to the Upper Level (*AHS Oberstufe*), which paves the way for higher education qualifications. In a pan-European comparison, it is clear that children in countries where the first selection occurs later, at ages 15 or 16 (such as in France or Sweden), achieve greater success in terms of educational equity.⁶⁶

The issue of early selection at the end of primary school in Austria is further exacerbated by the fact that primary schools are typically organized as half-day schools. This structure significantly increases the reliance on the economic, cultural, and social resources of parents to support their children's academic success. Parents must either be available to care for and support their children with learning and homework in the afternoons or arrange for alternative care. However, the availability of after-school childcare for primary school varies significantly by the federal state and region⁶⁷ and usually requires a monthly fee, parental contributions, placing an additional financial burden on families.⁶⁸

As a result, less than one-third of primary school pupils receive afternoon care in full-day schools or after-school care centers (referred to as *Horte*), with only

63 | Cf. Wohlhart, 2015, 35.

64 | Cf. Statistik Austria, 2025, 96; cf. Bruneforth, 2016, 76; cf. Schnell/Gruber, 2023, 154.

65 | Cf. OEAD, 2025d.

66 | Cf. Gruber, 2019, 151-154; cf. Herzog-Punzenberger, 2017.

67 | There are significant differences in after-school childcare provision across all school types, depending on the specific type of school and the federal state. For example in the 2022-23 school year this includes 32.6 percent in primary schools, 18.2 percent in middle schools, 32.3 percent in special schools, and 41.2 percent in lower secondary academic schools (*AHS*). In Tyrol, only around 16 percent of pupils across all school types attended full-day school programs, while in Vienna, more than half of the pupils did. (BMBWF, 2023)

68 | Cf. Mitterer/Hochholdinger/Seisenbacher, 2022, 25.

a small number being cared for by childminders (referred to as *Tageseltern*).⁶⁹ There are significant differences between the federal states and municipalities, which are responsible for the operation of primary schools and after-school care centers⁷⁰, as well as notable disparities between urban areas, which have higher levels of after-school childcare, and rural areas, where such services are below average.⁷¹ As a result, primary schools in Austria do not offer equal opportunities for all children.

A 2012 study on the acceptance of full-day schools in Austria⁷² highlights a high level of acceptance among parents for full-day school programs, as many of those surveyed rate the quality of afternoon care for schoolchildren as unsatisfactory and therefore expect a high-quality expansion of the school system. However, on the part of the schools, the study reveals a distinctly ambivalent attitude towards full-day schooling among the teachers.

Austria has performed worse in international educational studies compared to countries with full-day school programs.⁷³ Therefore, the political representatives in the government also want to reduce the visible weaknesses, particularly the high social selectivity of the school system and the large proportion of students at risk. A government decision from 2011 includes the expansion of full-day school programs to address these issues.

Furthermore, the half-day school system increases the demand for privately paid tutoring, commonly known as *Nachhilfe*. For a third of all pupils, regular school lessons and learning at home are insufficient to meet their academic goals.⁷⁴ In 2020, 16 percent of primary school pupils utilized external tutoring services (7 percent received paid tutoring, 5 percent benefited from unpaid private tutoring, and 5 percent attended free school-based tutoring). At the secondary level, 30 percent of students in Secondary Level I and approximately 40 percent in Secondary Level II received external tutoring.⁷⁵ Up until now, it has predominantly been the parents who can least afford it, who have hired paid tutoring services.⁷⁶ In the 2022/2023 school year, parents in Austria spent a total of 121.6 million euros on private

69 | For example, in 2021, after-school childcare in full-day schools was provided to only 28 percent of children aged six to nine (Mitterer/Hochholdinginger/Seisenbacher, 2022, 31), with the highest rate in Vienna (42 percent) and the lowest in Tyrol (11 percent) (ibid., 32). Additionally, 15 percent of children were cared for in extracurricular after-school care centers, and 5 percent by childminders (ibid., 33).

70 | Cf. Mitterer/Hochholdinginger/Seisenbacher, 2022, 12.

71 | Cf. ibid., 45.

72 | Cf. Hörl/Dämon/Popp/Bacher/Lachmayr, 2012.

73 | Cf. ibid.

74 | Cf. Erdost/Larcher, 2023, 2.

75 | Institut für empirische Sozialforschung (IFES), 2022, 28.

76 | Cf. ibid., 29.

tutoring.⁷⁷ However, many parents cannot afford these costs, and 20 percent of pupils who did not receive paid tutoring expressed a desire to have it.⁷⁸

Around 75 percent of parents support their children's learning at least occasionally, with 58 percent supervising homework and study sessions at least once a week. Mothers are involved 69 percent of the time even if they work full-time, while fathers participate only 22 percent of the time. For a quarter of parents, it is challenging to assist with homework or to assess their child's knowledge, and twelve percent feel overwhelmed by certain school subjects.⁷⁹ As a result, the privatization and feminization of homework exacerbates educational inequalities in Austria.

In this context, it is noteworthy that studies investigating the ways in which families and schools in Austria complement each other have found that teachers often express concern about pupils' lack of social skills, which is sometimes attributed to perceived shortcomings in parental involvement in upbringing. Parents, on the other hand, frequently voice concerns about having to cover academic content at home, which they associate with perceived deficiencies in teachers' instructional effectiveness.⁸⁰

Teachers often present the traditional middle-class, two-parent family as a model for educational success and child welfare. To illustrate this issue, I refer to one of the few qualitative studies conducted in two federal states in Austria. This study examined the professional self-concept of teachers in all-day schools at the Secondary Level I, which serves pupils aged ten to fourteen, using guided individual interviews.⁸¹ The results of the study indicate that teachers are generally open to diverse family structures and the various marital statuses of parents. However, they also believe that after-school care outside the home in the afternoon cannot match the value of home care provided by mothers. Consequently, they view all-day schools as an inferior option compared to private family support.

According to the teachers interviewed in the study, if families function well—particularly when mothers or, in some cases, grandmothers are at home in the afternoon—there is no need for afternoon school sessions.⁸² In their professional judgment, they refer to the traditional family model as an idealized environment for raising children, glorifying the mother-myth and viewing mothers as idealized

77 | Cf. Erdost/Larcher, 2023, 3.

78 | Cf. *ibid.*

79 | Cf. IFES, 2022, 6.

80 | Cf. Kapella, 2017, 4.

81 | Cf. Popp, 2015.

82 | Cf. Popp, 2009, 99.

resource persons.⁸³ Guided by these normative expectations of gender roles within families and the traditional division of labor among parents, they diminish the value of their professional work in all-day schools, reducing it to a repair service for children from less stable families while judging parents as inadequate.

Their initial openness to diverse family forms and circumstances is overshadowed by a return to the mother-myth associated with the bourgeois-patriarchal family structure.⁸⁴ In this way, they dismiss the diversity of mothers and accept diverse families only when they fit within the privileged middle-class context, where there is minimal need for educational support from schools. Consequently, they reinforce the model of half-day schools, perpetuate stereotypes of a mother-centered childhood within a two-parent family with a male breadwinner⁸⁵, and uphold the classism and sexism inherent in the school system.

From a statistical perspective, it can be summarized that Austria's differentiated compulsory state school system, which predominantly operates as a half-day school, functions as an institutionalized form of classism and sexism. This is because the system not only perpetuates educational inequality but also reinforces class relations in primary schools and even more during the transition from primary school to Secondary Level I. However, the half-day school model contributes to social reproduction by reinforcing the traditional bourgeois-patriarchal gendered division of labor. Thus, parenthood is rendered as inherently gendered within the Austrian education system. As a result, an institutionalized form of sexism that supports the institutionalized form of classism becomes evident, as the half-day school system typically operates at the expense of mothers' economic and social security. This is clearly reflected in the employment statistics for 2022⁸⁶, which show that more than three-quarters of mothers of primary school students are available for their child(ren) in the afternoons for school-related support. Additionally, less

83 | Cf. *ibid.*, 104.

84 | Cf. Wolf, 2024, 217.

85 | Cf. Popp, 2009, 99; cf. Bauer/Wiezorek, 2017.

86 | In 2022, for example, the mother of only 15.4 percent of primary school pupils aged six to under ten was in full-time employment (more than 35 hours per week). For 57.2 percent, their mother was in part-time employment, 17.9 percent had a mother who was not employed (e.g., as a housewife), 4.4 percent had a mother who was unemployed, and 3.7 percent had a mother on maternity leave or maternity protection. Additionally, 1.5 percent of primary school children lived without a mother in a private household. (cf. Kaindl/Schipfer, 2023, 59).

than one-third of primary school pupils⁸⁷ participate in after-school care in full-day school programs or after-school care centers.

The availability of mothers usually depends on either a high income from the husband, the children's father, or on state support. This situation perpetuates both private and public patriarchal structures. In both scenarios, mothers find themselves economically dependent—either on the husband (private patriarchy) or the welfare state (public patriarchy). The various forms of part-time employment that these mothers typically engage in during the morning do not provide a living wage but rather serve as supplementary income. Coupled with the significantly higher income disparities between men and women in Austria compared to other European countries, this situation has led to a pronounced gender pension gap, the second highest among European Union member states.⁸⁸

The school system ultimately operates to the disadvantage of mothers. The structure of half-day schooling exploits mothers' time—both working hours and personal time—since their unpaid labor related to schoolwork precludes them from securing livelihoods both presently and in the future.⁸⁹ Furthermore, half-day schooling contributes to the isolation of mothers, as they must remain at home in the afternoons to oversee school-related tasks and manage conflicts, that arise for their children from school.⁹⁰ This situation exacerbates the focus on the mother-child relationship in a negative way and diminishes the recognition that children receive from their mothers beyond academic achievement.

Additionally, mothers must possess sufficient skills to help their children with homework. The unpaid support that well-educated mothers provide in assisting their children with learning and homework thus becomes a crucial element in the cultural class struggle they engage in within the traditional gender-specific division of labor.

This, in turn, motivates and legitimizes the adoption of intensive parenting practices by middle-class women who can afford to forgo their own income. Mothers who need to contribute financially to the family's upkeep and/or lack academic knowledge or proficiency in the language of education typically experience a sense of powerlessness when trying to support their children's educational success. This

87 | In the 2022/23 school year, 32.6 percent of primary school pupils in Austria attended full-day school programs or after-school care centers, with the highest rate in Vienna at 55.7 percent and the lowest in Tyrol at 16.6 percent.

88 | Cf. Mairhuber, 2012, 39ff; cf. Marin/Zólyomi, 2010.

89 | Cf. Enders-Dragässer, 1991.

90 | Cf. Beham-Rabanser/Weber/Bacher, 2010.

situation underscores the inherent classism in the Austrian school system, which is sustained, among other factors, by sexism.

3 Classed and Gendered Modes of Addressing Parents in Schools: A Case of a Working-Class Single Mother in a Rural Primary School Context

The analysis concludes by illustrating how social structures and the norms of the dominant social order are perpetuated not only through their continuous interpellation in public policy debates and in school structures, programs, rules, and routines, but also through the explicitly gendered ways parents are addressed within the school context. For this, an example drawn from a qualitative interview study that examined the experiences of working-class parents with their children's primary school in Tyrol is used.⁹¹ The case of Ms. A—a 24-year-old, divorced single mother of Austrian background, employed full-time as a semi-skilled worker—is particularly noteworthy. It illustrates the specific challenges faced by a single working-class mother in rural areas and highlights how class serves as a key entry point for interrogating the notion of the rural as a classless space. In doing so, it sheds light on the intersection of gender, class, family structure, and regional disparities in access to educational resources and support systems. It also was a specific objective of the research to move beyond a city-centered approach,⁹² acknowledging that in Austria, not only social but also regional origin significantly contributes to social reproduction, given that more than half of the population resides in rural areas.⁹³ Ms. A's experiences as a new resident in a rural community,

91 | The research project constituted a sub-project within a broader initiative funded by the European Social Fund (ESF) and the Austrian Federal Ministry for Education, Arts and Culture, implemented under the title *Parental Knowledge—Strong Together*. (Wolf/Bechter/Schlesinger, 2019a, 9). The overarching aim of the project was to empower parents from socio-economically disadvantaged backgrounds in enhancing their children's participation and success within the education system. The sub-project *Research* conducted a preliminary investigation based on a qualitative-empirical research design (ibid., 92-100). This investigation focused on understanding how the parents in question perceived their children's primary school experiences and what concerns they expressed. The study deliberately incorporated the heterogeneity of the target group—regarding gender, family structure, means of subsistence, parental division of labor, migration status, and place of residence—into the interviews selected for analysis. The research findings were subsequently utilized by project partners to identify concrete focal points for the development of training programs for parental advisors.

92 | Cf. Fuhs, 1997.

93 | According to the urban-rural typology, in 2015, 57.6% of the population lived in rural areas and 14.9% in suburban zones (cf. Statistics Austria, 2018, 7).

where she lives with her son, reveal how social class can come into conflict with the institutional expectations of primary schools—expectations that are often shaped by gendered norms of parenthood. The experiences she reported can be grouped into four structural and action-related problem areas: (1) challenges in balancing professional and family life; (2) vilification and benevolent paternalism faced as a full-time working single mother; (3) the use of an integrated preschool concept as a form of humiliating pedagogical practice; and (4) exonerating distance through a rigid separation between family and school.

The primary school in the rural community provided very limited afternoon childcare for primary school pupils. Ms. A points out that only a few mothers expressed their need for afternoon childcare, and consequently, did not enroll their children in it. As a new resident, single mother, with no family or relatives in the village and a full-time job, she felt like an outsider. “All women are married, have their husband at home. They don’t need to be employed and they are at home all day. I mean, that’s simply a dream. So they did not understand my situation. That’s just how it is. I don’t know how to explain that. Perhaps nobody believes it. I would bet that 80 or 75 percent are married couples”. She found herself in a situation where she received neither understanding nor solidarity from the other mothers. The school operated on the assumption of a traditional nuclear family with a male breadwinner, and the mothers there adhered to long-established patriarchal cultural norms. As a result, Ms. A struggled to meet her work obligations. While her employer was initially accommodating during the first few weeks of school, he eventually issued an ultimatum: “Either I’ll find a solution for afternoon childcare or I have to leave the company”. For that reason she decided to enroll her son in a primary school in the nearby city where she worked and where an after-school childcare center was attached to the school. However, primary school pupils in Austria are generally required to attend the local school in their neighborhood or place of residence. For that reason, Ms. A turned to the town mayor requesting a special exemption permit. Her request was denied, with the explanation that the municipality would have to cover the costs if her son attended a school outside their local parish. Ms. A then appealed to a higher authority, asking the school inspector of the federal state of Tyrol for a special permit, but he also refused. In order to keep her job, Ms. A was ultimately forced to relocate to the city, where she was able to secure a place for her son in an after-school childcare center (Hort). The move to the city also has negative consequences. On one hand, it was due to the housing prices: “We now have a much smaller apartment, of course. [...].

Unfortunately, but we have to make do.” On the other hand, it also meant saying goodbye for her son, who found it very difficult to say goodbye: “He didn’t want to leave; he didn’t understand why he couldn’t go to his school anymore. [...] But I simply had no choice. Well, I did have a choice, namely by saying I would quit my job, okay.”

Ms. A perceived the discussions surrounding this matter as vilification and benevolent paternalism, as she constantly had to justify her situation and explain why she works full-time, especially to the head of the primary school. She repeatedly confronted Ms. A with her skepticism toward fully-employed mothers. As a result, Ms. A felt patronized and devalued by her. The head teacher questioned her choice to work, criticizing her by asking why she was working: “How can this poor kid only be put in daycare all the time”. She noted: “You have the possibility to stay at home. We live in Tyrol, so you will get social welfare benefit”. They suggested to Ms. A that she should give up her job in the best interest of her son and to ensure his scholarly success. However, Ms. A reported: “I mean, well, it sounds a little mean, but I was unwilling to give up my job for the sake of this rural school and to live off social welfare benefits”. So the head teacher asked Ms. A “If it would be possible, that the mother of her son’s father might support her in looking after their son in the afternoon”. Ms. A reacted angrily and replied, “that is really none of your concern”. She considered this question as an offensive intrusion into her private life.

Beyond that, Ms. A reported that the saleswoman at the bakery had informed her that the head of the primary school had spoken about Ms. A because of her appearance in a derogatory and condescending manner. Unwilling to tolerate this malicious gossip, Ms. A decided to confront her. “I told her at that time that it was pure prejudice to assume she was a bad mother because of her appearance [...]. That was the first time I spoke to her. [...] But she pigeonholed me, which was not fair”. The practice of praise and blame in gossip functions as a mechanism of social control and discipline, targeting social deviants and free riders by serving as a warning to others.⁹⁴

But it wasn’t just Ms. A, her son also faced difficulties at school. Ms. A reports on this by describing the integrated preschool as a humiliating pedagogic action. Her son passed an aptitude test and started primary school as a first grader. After two months, his classroom teacher and the head of the primary school informed her that it would be better for her son to continue school as a preschooler: “He got into

94 | Cf. Waterstradt, in this Volume.

first grade, and then, after two months, they decided to put him into preschool into an integrated preschool program". The school justified this measure by referencing her son's restlessness in class and problems with concentration. Ms. A agreed with the measure but criticized the experience her son had at this integrated preschool during the interview. Because of this "reassignment" he was given a special status in the classroom community. He was branded as a preschooler, behind the first graders, who were being taught by the same teacher in the same classroom. Ms. A illustrates this by pointing to the "voluntary" homework assigned. After her son was singled out and demoted to a preschooler, he emphatically refused to do any homework from school at home. Ms. A interpreted this as a protest reaction on his part. She assumed that her son felt excluded and ashamed. This pedagogic action discouraged him. In addition, he wasn't given any assignments that were suitable for a preschooler. Ms. A argued: "The problem was that in the village primary school, he didn't get any preschool homework, but first-grade homework. They said he didn't have to do it if he was not able to. Of course, he picked up on this: I don't have to do it, I can say, I don't know how to do it, and so I don't do it." This homework strike of her son disappeared after changing schools.

Finally, after changing schools, even Ms. A experienced a sense of relief due to a clear separation between family and school. In the new primary school in the city, Ms. A felt unburdened. The anonymity of urban life, in particular, allowed for a more distanced relationship between private life and school. "That's why I am highly impressed by this school. Because there is a distance between parents and teaching staff, and between private life and school. I'm simply saying, that's important and right. And I am one of many working parents and single moms there. And that's quite normal." Communication between teachers and parents takes place via a personal notebook (the so-called *Mitteilungsheft*), unless face-to-face interaction is necessary. She mentioned that the teachers only want to talk to the parents in case of extremely important matters. Ms. A felt greatly relieved by this written form of communication, as it provided a kind of protection against intrusions into private life and enabled objective detachment in her view. "I have to say that it should be this way. Even more so, it must be this way. When I talk to the teacher, then it's just about school and just about my son, but not about private things."

The experiences that Ms. A reported can be theoretically interpreted as follows. The central aspect from Ms. A's perception that caused her bad positioning in the field of school education is the fact that she is a new residential, full-time working, single mom in a rural community. She attempted to defend herself by

stating, “I said, I did not choose that”. This statement reflects her recognition of the social structures inherent to her unique social situation. These overarching structures must be understood within the context of theoretical interpretation. Her attitude towards the school is shaped by her social position within the social space, influencing how she interacts with the school system and the practices she adopts in relation to it. The half-day school system and the near absence of afternoon childcare infrastructure in rural communities present a significant risk, particularly for full-time working single mothers without local family support. This risk is striking, as it may push them towards unemployment and dependence on social welfare. Her fear that the half-day school system threatens her independence and may force her into social assistance is so deeply ingrained that, during the interview, she repeatedly returns to the most critical issues for her—namely, how to maintain her employment—and finds it difficult to discuss other topics.

Ms. A romanticized the idea of raising her son in the countryside, envisioning it as the perfect environment for him to grow up surrounded by nature and in a manageable, serene living space. However, the deeply ingrained social structures of the rural area clashed with her dream of providing her son with an uncomplicated childhood. As a single mother with a full-time job, she found herself at odds with the traditional rural social order that favored a male breadwinner model. Additionally, her aspiration for choosing the right school for her son was thwarted by restrictive educational laws, leaving her with limited options.

In this case, the immense power of the state over space becomes evident, through which it promotes the formation of socially homogeneous groups. It illustrates that the allocation to school districts that depends on the residential address leads to an increasing segregation of public schools based on how segregated the residential population is.⁹⁵ In rural areas, the half-day school system contributes to the social segregation of primary school pupils, as this type of education demands specific family structures. This system is a key element of the inadequate social infrastructure, which, alongside the limited availability of specialized employment, drives young women away from rural regions and perpetuates the unequal distribution of care work between men and women.⁹⁶ In Austria, the half-day primary school system is upheld at the expense of mothers’ social security, as I previously mentioned.

95 | Cf. Biedermann/Weber/Herzog-Punzenberger/Nagel, 2016.

96 | Cf. Maurer/Fischer, 2014.

Ms. A finds that her parenting practices are judged by the structures of the school system and the actions of the head of the primary school, who, by upholding the standards of a male breadwinner household, represents the interests of the school, since the half-day school system relies on the mother's presence and involvement in school-related activities within the private home. By emphasizing the child's well-being, she underscores the values and benefits of the two-parent middle-class family, implicitly criticizing single-parent families as disorganized. As a result, Ms. A is made to feel that her son is a child at risk, and that for his well-being, she should remain at home. Ms. A learns that mothers in particular are interpellated as suppliers—expected to function as a “support system” and as unpaid, permanent assistants to the school—through organizational structures, programs, rules, and routines, and are also addressed as such by educational professionals.⁹⁷ She is angry at being addressed as such a supplier—an expectation legitimized by the head of the school through the underlying norm that only under such conditions can she be considered a ‘good’ mother.

She rejects the classist and sexist claim that only stay-at-home mothers can be considered ‘good’ mothers.

Ms. A experiences the homogenization of social space within the rural community, shaped by school structures and exclusionary practices, with the school serving as a pivotal point in the figuration of established-outsider relations, a concept theoretically articulated by Norbert Elias and John L. Scotson.⁹⁸ The long-term residents' social affiliation allows other mothers to partake in their dominance, which also reinforces the gender norms of the traditional nuclear family. Each mother, in turn, must conform by adjusting her gendered behaviors and daily practices to fit specific patterns of emotional control. As a new resident, Ms. A is seen as an outsider, not only by the long-established residents but also by other newcomers. The established residents view her as disoriented and disorganized,

97 | Dagmar Killus and Angelika Paseka have identified different forms of how parents are addressed and positioned within school contexts. For example, parents may be addressed as *opponents*—who are expected to enter the school building only on specific occasions; as *clients*—who need support in helping their children learn and navigating the school system; as *suppliers*—who function as a ‘support system’ for the school, with mothers in particular expected to act as constant assistants and monitors of their children; as *experts*—whose knowledge about their child is considered valuable for schooling and learning; as *actors*—who, in line with broader societal processes of democratization, are expected to participate in school life, for instance through parent representation; as *partners*—who share responsibility for the education and upbringing of children and adolescents with teachers; or as *customers*—who are courted in the context of increasing school competition, especially where parents can freely choose their children's schools (cf. Killus/Paseka, 2020, 59-69).

98 | Cf. Elias/Scotson, 1990, 7-56.

and they distance themselves from her to preserve their sense of exclusivity and superiority.

Established members who socialize with a newcomer risk losing their reputation within the group. Often, those who are already established use distinct terms for newcomers, speaking with a condescending tone that only holds meaning in the local context. This behavior serves to humiliate the newcomers, marking them as outsiders who fail to meet the prevailing standards. Elias and Scotson argued that the reinforcement of these standards gratifies the established members by boosting their collective self-esteem.⁹⁹ Individuals are always part of a figuration—a network of mutual dependency—and are never socially independent. From this perspective, it becomes clear why the established mothers kept their distance and were unable to assist Ms. A in her time of need regarding the care of her son. It also explains why the head of the primary school, during a conversation with the saleswoman in the bakery, reinforced her allegiance to the moral standards of the established by speaking disparagingly about Ms. A.

Ms. A experiences herself as an outsider due to the traditional use of the school by the mothers of the established group, as well as through the activities of the school principal, who makes it clear to her how she should orient and organize herself. In this context, the school emerges as the quintessential social institution, one that judges the social affiliations of residents, reinforces the naturalization and gender roles of the nuclear family, and upholds the existing social structures within rural communities.

The criticism expressed by the head of the primary school regarding the mother's practices—such as, “how can this poor child be placed in daycare all the time”—is indicative of the entrenched outsider relationship that Ms. A experiences. There are no professional grounds provided to justify why or how her son would be considered a ‘poor child’ for attending an after-school care center.¹⁰⁰ This criticism can therefore be seen more as a moral judgment, reinforcing the standards of the established group, rather than a professional evaluation. In turn, this notion can also be used to show how social canons¹⁰¹ of ‘good’ parenting are gendered in a class-typifying manner in the interest of the school. Consequently, the school can function as a public authority that promotes logical and moral conformism to the

99 | Cf. *ibid.*, 18ff.

100 | Cf. Röhr-Sendlmeier, 2012, 288.

101 | Cf. Elias, 2022.

normal family model, using all physical, structural, and symbolic means for its own interests, as Bourdieu argues.¹⁰²

From the school's perspective, parents are judged based on the family structures they live in. In summary, Ms. A's school-related experiences can be seen as an illustration of the state's perspective on families in Austria. The structural and everyday practices that reinforce nationalized views on families within primary schools serve as a prerequisite "for the very functioning of the family [...], the so-called private reality of public origin".¹⁰³ Ms. A has come to understand the extent to which "the private is a public matter".¹⁰⁴

References

- Althusser, Louis (1977): *Ideologie und ideologische Staatsapparate*. Hamburg, Berlin: VSA.
- Bacher, Johann/Moosbrugger, Robert (2019): Bildungsabschlüsse, Bildungsmobilität und Bildungsrenditen. In: Bacher, Johann/Haller, Max/Höllinger, Franz/Prandner, Dimitri/Verwiebe, Roland (eds.): *Sozialstruktur und Wertewandel in Österreich. Trends Von 1986-2016*. Wiesbaden: VS Verlag. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21081-6_7.
- Bauer, Petra/Wiezorek, Christine (eds.) (2017): *Familienbilder zwischen Kontinuität und Wandel: Analysen zur (sozial-)pädagogischen Bezugnahme auf Familie*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Beham-Rabanser, Martina/Weber, Christoph/Bacher, Johann (2010): Familie und Schule als Kooperationspartner. In: Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (eds.): *5. Österreichischer Familienbericht 1999-2009, Die Familie an der Wende zum 21. Jahrhundert*. Wien: BMWFJ, 570-614.
- Betz, Tanja/Bischoff, Stefanie/Eunicke, Nicoletta/Kayser, Laura B./Zink, Katharina (eds.) (2017): *Partner auf Augenhöhe? Forschungsbefunde zur Zusammenarbeit von Familien, Kitas und Schulen mit Blick auf Bildungschancen*. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Biedermann, Horst/Weber, Christoph/Herzog-Punzenberger, Barbara/Nagel, Arvid (2016): Auf die Mitschüler/innen kommt es an? Schulische Segregation – Effekte der Schul- und Klassenzusammensetzung in der Primarstufe und der Sekundarstufe I. In: Bruneforth, Michael/Eder, Ferdinand/Krainer, Konrad/Schreiner, Claudia/Seel, Andrea/Spiel, Christiane (eds.): *Nationaler Bildungsbericht Österreich 2015, Band 2: Fokussierte Analysen bildungspolitischer Schwerpunktthemen*. Graz: Leykam, 133-174. Retrieved from <https://www.fachportal-paedagogik.de/literatur/vollanzeige.html?FID=3306329>. Accessed on 14.4.2025.

102 | Cf. Bourdieu, 1998, 126-140.

103 | Bourdieu 1998, 135.

104 | Ibid., 136.

- BMBWF (Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung) (2023): Erledigung parlamentarische Anfrage Nr. 14971/J-NR/2023. Wien. Retrieved from https://www.parlament.gv.at/dokument/XXVII/AB/14482/imfname_1572156.pdf. Accessed on 14.4.2025.
- BMBWF (2021) (ed.): Nationaler Bildungsbericht Österreich 2021. Wien: BMBWF. Retrieved from: <https://www.bmbwf.gv.at/dam/jcr:09d0d609-e889-447f-a9f0-47334cd67d89/nbb2021.pdf>. Accessed on 14.4.2025.
- Bourdieu, Pierre (2017 [2012]): *Über den Staat. Vorlesungen am Collège de France 1989–1992*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (2001a [1966]): Die konservative Schule. Die soziale Chancenungleichheit gegenüber Schule und Kultur. In: Bourdieu, Pierre (eds.): *Wie die Kultur zum Bauern kommt. Über Bildung, Schule und Politik. Schriften zu Politik & Kultur 4*. Hamburg: VSA. 23–52.
- Bourdieu, Pierre (2001b): Symbolische Gewalt und politische Kämpfe. In: Ders.: *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 210–245.
- Bourdieu, Pierre (1998 [1994]): Familiensinn. In: Bourdieu, Pierre (eds.): *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 126–136.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant Loïc J. D. (1996a): Die Ziele der reflexiven Soziologie. In: Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J. D.: *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 95–249.
- Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude (1973): *Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt. Kulturelle Reproduktion und soziale Reproduktion*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude (1971): *Die Illusion der Chancengleichheit*. Stuttgart: Klett.
- Brown, Phillip (1990): The “Third Wave”: Education and the Ideology of Parentocracy. In: *British Journal of Sociology of Education* 11 (1), Taylor & Francis, 65–85. Retrieved from: <http://www.jstor.org/stable/1392913>. Accessed on 14.4.2025.
- Bruneforth, Michael/Vogtenhuber, Stefan/Lassnigg, Lorenz/Oberwimmer, Konrad/Gumpoldsberger, Harald/Feyerer, Ewald/Siegle, Thilo/Toferer, Bettina/Thaler, Bianca/Peterbauer, Jakob/Herzog-Punzenberger Barbara (2016): Indikatoren C: Prozessfaktoren. In: Bruneforth, Michael/ Lassnigg, Lorenz/Vogtenhuber, Stefan/Schreiner, Claudia/Breit, Simone (eds.): *Nationaler Bildungsbericht Österreich 2015, Band 1*. Graz: Leykam, 371–128. <http://dx.doi.org/10.17888/nbb2015-1.4>
- Bühler-Niederberger, Doris (2010): Organisierte Sorge für Kinder, Eigenarten und Fallstricke – eine generationale Perspektive. In: Doris Bühler-Niederberger/Johanna, Mierendorff/Andreas Lange (eds.): *Kindheit zwischen fürsorglichem Zugriff und gesellschaftlicher Teilhabe*. Wiesbaden: VS, 17–38.
- Casale, Rita (2012): Verstaatlichung der Erziehung und Entstaatlichung der Bildung. Anmerkungen zur Krise der Komplementarität von Staat und Familie. In: Aubry, Carla/Geiss, Michael/Magyar-Haas, Veronika/Miller, Damian (eds.): *Positionierungen. Zum Verhältnis von Wissenschaft, Pädagogik und Politik*. Weinheim u.a.: BeltzJuventa. 128–139.

- Crozier, Gill/Reay, Diane/James, David (2011): Making it work for their children: white middle-class parents and working-class schools. In: *International Studies in Sociology of Education* 21 (3), 199-216. <https://doi.org/10.1080/09620214.2011.616343>
- Crozier, Gill (2000): *Parents and Schools. Partners or Protagonists*. Stoke on Trent: Trentham Books.
- Donzelot, Jacques (1980): *Die Ordnung der Familie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, Norbert (2022): *Sozialer Kanon, soziale Existenz und das Problem der Sinngebung*. Ein soziologischer Essay. Herausgegeben von Christoph Egen. Wiesbaden: Springer VS.
- Elias, Norbert/Scotson, John L. (1990): *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Enders-Dragässer, Uta (1991): Child Care: Love, Work and Exploitation. In: *Women's Studies International Forum* 14 (6), 551-556.
- Erdost, Ilkim/Larcher, Elke (2023): *AK Nachhilfebarometer: Teuerung treibt Kosten massiv nach Oben*. Retrieved from https://www.arbeiterkammer.at/interessenvertretung/arbeitsundsoziales/bildung/PK-Unterlage_AK-Nachhilfebarometer_2023.pdf. Accessed on 14.4.2025.
- Ernst, Dominik/Ning, Christine/Reif, Manuel/Paškvan, Matea/Radinger, Regina (2023): *Faktoren für einen erfolgreichen Abschluss der Sekundarstufe II in Österreich*. Wien: Statistik Austria.
- Florian, Michael (2008): *Ökonomische Institutionen als soziale Praxis: der Beitrag von Pierre Bourdieu zur neuen Wirtschaftssoziologie*. In: Karl-Siegbert Rehberg (ed.): *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*. Frankfurt am Main: Campus, 4292-4301.
- Fuhs, Burkhard (1997): Von der pädagogischen Provinz zur erziehungswissenschaftlichen Peripherie. Zum Wandel ländlicher Bildungs-Räume. In: Ecarius, Jutta/Löw, Martina (eds.): *Raubildung und Bildungsräume. Über die Verräumlichung sozialer Prozesse*. Wiesbaden: VS Verlag, 167-197.
- Goffman, Erving (2001): *Das Arrangement der Geschlechter*. In: *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt am Main: Campus, 105-159.
- Gruber, Oliver (2019): Ungleichheit und ethnisch-sprachliche Diversität im österreichischen Schulsystem. In: Mathias Czaika/Lydia Rossl/Friedrich Altenburg (eds.): *Dialog zwischen Politik, Wissenschaft und Praxis*. Krems: Edition Donau-Universität Krems, 147-164. Retrieved from <https://door.donau-uni.ac.at/view/o:428>. Accessed on 14.4.2025.
- Großkopf, Steffen (2020): *Pädagogische Begriffsproduktion und Ideologie: Das Beispiel Erziehungs- und Bildungspartnerschaften*. In: Großkopf, Steffen/Winkle, Michael (ed.): *Reform als Produktion. Ideologiekritische Blicke auf die Pädagogik*. Baden-Baden: Ergon, 93-116. <https://doi.org/10.5771/9783956506697-93>
- Herzog-Punzenberger, Barbara (2017): *Selektion in der Bildungslaufbahn*. Policy Brief. 6. Wien: Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien. Retrieved from: https://www.arbeiterkammer.at/infopool/wien/PB06_Selektion.pdf. Accessed on 14.4.2025
- Hörl, Gabriele/Dämon, Konrad/Popp Ulrike/Bacher Johann/ Lachmayr, Norbert (2012): *Ganztägige Schulformen – Nationale und internationale Erfahrungen, Lehren für die Zukunft*. In: Herzog-Punzenberger, Barbara (eds.): *Nationaler Bildungsbericht Österreich*

- 2012, Band 2. Graz: Leykam, 269-312. Retrieved from: https://www.parlament.gv.at/dokument/XXIV/III/382/imfname_284255.pdf. Accessed on 14.4.2025.
- IFES (Institut für empirische Sozialforschung) (2022): *AK-Studie: Nachhilfe in Österreich 2022. Studienbericht*. Wien. Retrieved from https://www.arbeiterkammer.at/interessenvertretung/arbeitsundsoziales/bildung/Nachhilfe_Monitoring_2022_Oesterreich.pdf. Accessed on 14.4.2025.
- Jergus, Kerstin (2018): *Bildungskindheit und generationale Verhältnisse. Zur Adressierung von Eltern im Namen der Bildung des Kindes*. In: Jergus, Kerstin/Krüger, Jens-Oliver/Roch, Anna (ed.): *Elternschaft zwischen Projekt und Projektion: Aktuelle Perspektiven der Elternforschung*. Wiesbaden: Springer VS, 121-140.
- Kaindl, Markus/Schipfer, Rudolf Karl (2023): *Familien in Zahlen 2023: Statistische Informationen zu Familien in Österreich*. Wien: OIF. <https://doi.org/10.25365/phaidra.445>
- Kapella, Olaf/Buchebner-Ferstl, Sabine/Baierl, Andreas/Rauscher, Erwin (eds.) (2017): *Bildung und Erziehung. Welche Lern- und Entwicklungschancen bieten Familie und Schule in den Bereichen Bildung und Erziehung?* Opladen, Berlin, Toronto: Budrich UniPress.
- Killus, Dagmar/Paseka, Angelika (2020): *Zusammenarbeit zwischen Eltern und Schule. Eine kritische Einführung in Theorie und Praxis*. Weinheim & Basel: Beltz.
- Knoll, Michael (2020): *Erziehungs- und Bildungspartnerschaft – die Gleichzeitigkeit von Unterschiedlichem. Eine systemtheoretische Kritik*. In: Großkopf, Steffen/Winkle, Michael (eds.): *Reform als Produktion. Ideologiekritische Blicke auf die Pädagogik*. Baden-Baden: Ergon, 47-76.
- Mairhuber, Ingrid (2012): *Geschlechtergerechtigkeit in der österreichischen Pensionsversicherung. Aktuelle Situation und notwendige Veränderungen*. In: *kurswechsel 4/2012*, 39-49. Retrieved from <http://www.beigewum.at/kurswechsel/jahresprogramm-2012/heft-42012-alter-das-alte-neue-risiko/>. Accessed on 14.4.2025.
- Marin, Bernd/Zólyomi, Esther (2010): *Women's Work and Pensions: What is Good, What is Best? Designing Gender-Sensitive Arrangements*. New York: Routledge.
- Maurer, Gerlinde/Fischer, Tatjana (2014): *Mobility, Diversity, Identity: Challenges of Young Women in Rural Areas in Austria*. In: Bonifacio, Glenda Tibe (eds.): *Gender and Rural Migration: Realities, Conflict and Change*. Routledge Research in Gender and Society. New York: Routledge, 61-82.
- Mitterer, Karoline/Hochholdinger, Nikola/Seisenbacher, Marion (2022): *Ausbaupotenziale in der schulischen und außerschulischen Tagesbetreuung. Status Quo und Voraussetzungen für einen weiteren Ausbau*. Endbericht 27. September 2022. Retrieved from <https://www.kdz.eu/de/wissen/studien/ausbaupotenziale-der-schulischen-und-ausserschulischen-tagesbetreuung>. Accessed on 14.4.2025.
- Moosbrugger, Robert/Bacher, Josef (2018): *The end of educational mobility: Toward a two-class structure in Austria's educational system?* In: *International Journal of Sociology* 48 (3), 274-293. <https://doi.org/10.1080/00207659.2018.1483052>.

- OEAD (Österreichische Agentur für Bildung und Internationalisierung) (2025a): Overview ISCED 1 – Primary level. Retrieved from: <https://www.bildungssystem.at/en/primary-school/primary-school>. Accessed on 14.4.2025.
- OEAD (2025b): Overview ISCED 1—Primary level, Pre-school. Retrieved from: <https://bildungssystem.oead.at/en/primary-school/preschool>. Accessed on 20.2.2025.
- OEAD (2025c): Overview ISCED 0/1/2—Special needs Education. Retrieved from: <https://www.bildungssystem.at/en/primary-school/special-needs-education>. Accessed on 20.2.2025.
- OEAD (2025d): Overview ISCED 2—Secondary level I. Retrieved from: <https://bildungssystem.oead.at/en/school-lower-secondary>. Accessed on 20.2.2025.
- OECD (Organisation for Economic Co-operation and Development) (2018): *Equity in Education. Breaking down barriers to social mobility*. Paris: OECD Publishing. Retrieved from: https://www.oecd.org/en/publications/equity-in-education_9789264073234-en.html. Accessed on 22.4.2025.
- Popp, Ulrike (2015): *Lehrende und Lernende an ganztägigen Schulen. Professionelles Selbstverständnis, Bildungsansprüche und Sozialisationseffekte in schulischen Ganztagsangeboten Österreichs*. München, Wien: Profil.
- Popp, Ulrike (2009): Das hegemoniale Familienbild zwischen anachronistisch-restaurativen Tendenzen und gegenwärtigen Familienrealitäten. In: Villa, Paula-Irene/Thiessen, Barbara (eds.): *Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 90-107.
- Reay, Diane (2017): *Miseducation. Inequality, Education and the Working Class*. University of Bristol: Policy Press.
- Reay, Diane (2006): Doing the dirty work of social class? Mothers' work in support of their children's schooling. In: *Sociological Review* 53 (2), 104-116. <https://doi.org/10.1111/j.1467-954X.2005.005>
- Reay, Diane (2003): *Class Work. Mothers' Involvement in their Children's Primary Schooling. Women and social class*. London: Routledge Falmer.
- Reay, Diane (1998): Engendering Social Reproduction: mothers in the educational marketplace. In: *British Journal of Sociology of Education* 19 (2), 195-209. <https://doi.org/10.1080/0142569980190203>
- Rose, Nadine/Ricken, Norbert (2018): Interaktionsanalyse als Adressierungsanalyse – eine Perspektive der Subjektivationsforschung. In: Heinrich, Martin/Wernet Andreas (eds.): *Rekonstruktive Bildungsforschung: Zugänge und Methoden*. Wiesbaden: Springer VS, 159-175.
- Röhr-Sendlmeier, Una M./Bergold, Sebastian/Jöris, Andreas/Cummings, Ana Verena/Heim, Karin/Johannen, Eva (2012): Berufstätige Mütter und sozial-emotionale Kompetenzen ihrer Kinder. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 24 (3), 269-294. Retrieved from: <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/38479>. Accessed on 6.2.2025
- Schnell, Philipp/Gruber, Oliver (2023): Soziale Bildungsungleichheit in Österreichs Schulen: Kontinuitäten und Wandel zwischen 2012 und 2022. In: Buxbaum, Adi/Filipič, Ursula/Pirklbauer, Sybille/Soukup, Nikolai/Wagner, Norman (eds.): *Soziale Lage und Sozialpolitik*

- in Österreich 2023: Entwicklungen und Perspektiven. Wien: ÖGB-Verlag, 137-149. Retrieved from: <https://nbnresolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-86877-0>. Accessed on 22.4.2025.
- SchUG (2025): Bundesgesetz über die Ordnung von Unterricht und Erziehung in den im Schulorganisationsgesetz geregelten Schulen (Schulunterrichtsgesetz – SchUG). Retrieved from: <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10009600&FassungVom=2025-05-05>. Accessed on 22.4.2025.
- Stange, Waldemar (2012): Erziehungs- und Bildungspatenschaften – Grundlagen, Strukturen, Begründungen. In: Stange, Waldemar/Krüger, Rolf/Henschel, Angelika/Schmitt, Christoff (eds.): Erziehungs- und Bildungspartnerschaften. Grundlagen und Strukturen von Elternarbeit. Wiesbaden: Springer VS, 12-39.
- Statistik Austria (2025): Bildung in Zahlen. Schlüsselindikatoren und Analysen. Retrieved from: <https://www.statistik.at/fileadmin/publications/BiZ-2023-24.pdf>. Accessed on 1.5.2025.
- Statistik Austria (2023): Schulische Nachmittagsbetreuung der Schüler:innen 2022/23 in der Primarstufe und in der Sekundarstufe I nach Schultypen. Wien. Retrieved from: https://www.statistik.at/fileadmin/pages/443/7_-_Schueler22_schulische_NM-Betreuung.ods. Accessed on 22.4.2025.
- Statistik Austria (2018): Statistics Brief: Vererbung von Bildungschancen. Dezember 2018. Retrieved from: https://www.statistik.at/fileadmin/pages/1865/statistics_brief_-_vererbung_von_bildung.pdf. Accessed on 22.4.2025.
- Thompson, Christiane (2015): Eltern als 'Bildungsunternehmer'. Zur Auswertung und Radikalisierung optimiert-optimierender Bildung. In: *psychosozial* 38 (3), 13-25.
- Unger, Martin/Binder, David/Dibiasi, Anna/Engleder, Judith/Schubert, Nina/Terzieva, Berta/Thaler, Bianca/Zaussinger, Sarah/Zucha, Vlasta (2020) (eds.): Studierenden-Sozialerhebung 2019 Kernbericht. Wien. Retrieved from: <https://irihs.ihs.ac.at/id/eprint/6110/1/unger-et-al-2021-studierenden-sozialerhebung-2019-auf-einen-blick.pdf>. Accessed on 22.4.2025.
- Vincent, Carol (2017): "The children have only got one education and you have to make sure it's a good one": parenting and parent-school relations in a neoliberal age. In: *Gender and Education* 29 (5), 541-557. <https://doi.org/10.1080/09540253.2016.1274387>
- Vincent, Carol/Ball Stephen J./Braun, Annette (2010): Between the estate and the state: struggling to be a 'good' mother. In: *British Journal of Sociology of Education* 31 (2), 123-138. <https://doi.org/10.1080/01425690903538976>
- Wacquant, Loïc J. D. (1996): Auf dem Weg zu einer Sozialpraxeologie. Struktur und Logik der Soziologie Pierre Bourdieus. In: Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J. D. (eds.): *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 17-94.
- Waterstradt Désirée (2016): Prozesstheorie der Elternschaft. Grundlage zur Reflexion und Offenlegung von Elternschaftskonzepten in Forschung und Berufspraxis. In: *Journal für Psychologie* 24 (1), 11-37.
- Waterstradt Désirée (2015): Prozess-Soziologie der Elternschaft. Nationsbildung, Figurationsideale und generative Machtarchitektur in Deutschland. Münster: Monsenstein und Vannerdat-Wissenschaft.

- Wohlhart, David/Böhm, Jan/Grillitsch, Maria/Oberwimmer, Konrad/Soukup-Altrichter Katharina/ Stanzel-Tischler, Elisabeth (2015): Die österreichische Volksschule. In: Bruneforth, Michael/Eder, Ferdinand/Krainer, Konrad/Schreiner, Claudia/Seel, Andrea/ Spiel, Christiane (eds.): *Nationaler Bildungsbericht Österreich 2015, Band 2: Fokussierte Analysen bildungspolitischer Schwerpunktthemen*. Graz: Leykam. Retrieved from: <https://www.google.com/url?sa=t&source=web&rct=j&opi=89978449&url=https://www.iqs.gv.at/downloads/bildungsberichterstattung/nationaler-bildungsbericht-2015>. Accessed on 6.2.2025.
- Wolf, Maria A. (2024): (De-)Institutionalisierung von Elternschaft im Feld der Bildung. In: Casale, Rita/Kessler, Fabian/Pfaff, Nicole/Richter, Martina/Teervooren, Anja (eds.): *(De) Institutionalisierung von Bildung und Erziehung*. Frankfurt am Main: Campus, 209-229. <https://dx.doi.org/10.12907/978-3-593-45774-1>
- Wolf Maria A./Bechter, Anneliese/Schlesinger, Claudia (eds.) (2019a): *Heimnachteil. (De) Platzierungen von Eltern im schulischen Feld. Ein Beitrag zur Elternforschung*. Wien, Berlin: Mandelbaum.
- Wolf, Maria A. (2019b): Privilegierte und Abgedrängte. (De)Platzierungen von Eltern im schulischen Feld durch Elternmitwirkungsinitiativen an Schulen. Ergebnisse nationaler und international-vergleichender Studien. In: Wolf, Maria A./Bechter, Anneliese/Schlesinger, Claudia (eds.): *Heimnachteil – (De)Platzierungen von Eltern im schulischen Feld. Ein Beitrag zur Elternforschung*. Wien: Mandelbaum Verlag, 54-80.
- Young, Iris M. (1989): Polity and Group Difference: a critique of the idea of universal citizenship. In: *Ethics* 99 (2), 250-274. Retrieved from <https://www.jstor.org/stable/2381434>. Accessed on 6.6.2025.

„Für ihn bin ich Mama, Therapeutin und Sozialarbeiterin in einem.“ Pflegeelternschaft für geflüchtete Jungen und die Ambivalenzen vergeschlechtlichter Sorge

The most anti-capitalist protest is to care for another and to care for yourself. To take on the historically feminized and therefore invisible practice of nursing, nurturing, caring. To take seriously each other's vulnerability and fragility and precarity, and to support it, honor it, empower it. To protect each other, to enact and practice community. A radical kinship, an interdependent sociality, a politics of care.¹

1 Einleitung

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit der Vergeschlechtlichung von Elternschaft in Pflegefamilien mit geflüchteten Jungen in Österreich. Die Analyse fokussiert damit auf eine familiäre Konstellation, die in mehrerlei Hinsicht speziell ist. Als Wahlfamilien weichen Pflegefamilien von der Norm der biologisch begründeten Verwandtschaft in Familien ab. Die Aufnahme eines jungen Geflüchteten in eine Pflegefamilie macht diese noch ungewöhnlicher. In Österreich ist das System der Pflegefamilie als Form der Fremdunterbringung zwar etabliert, aber erst mit der Ankunft vieler Geflüchteter im Jahr 2015 und den darauffolgenden Krisen in ihrer Versorgung begann man hierzulande, Pflegefamilien auch für sogenannte ‚unbegleitete minderjährige Flüchtlinge‘ (UMF) zu öffnen.²

Auf Basis von Interviews mit Erwachsenen, die in so einer Konstellation Pflegeeltern wurden, sowie mit geflüchteten Jungen, die in solche Pflegefamilien aufgenommen wurden, analysiert der vorliegende Beitrag, welche Rolle

1 | Hedva, 2020, 8.

2 | Vgl. Glawischnig, 2022a, 30.

vergeschlechtlichtes elterliches Handeln hier spielt. Den theoretischen Zugang der Analyse bilden feministische und machtkritische Debatten über die Vielschichtigkeit von Sorgebeziehungen. Wie diese Debatten zeigen, sind Sorgebeziehungen einerseits eng verzahnt mit Geschlechterungleichheiten und haben das Potential, Machtungleichgewichte zu reproduzieren. Sie können aber andererseits auch ein Ort der Verbundenheit und Ermächtigung sein.

Die empirische Analyse verdeutlicht, wie sich diese Vielschichtigkeit in Pflegefamilien mit geflüchteten Jungen darstellt. So folgt die elterliche Praxis in den untersuchten Pflegefamilien vielfach gängigen Geschlechterstereotypen. Andererseits zeigt sich, dass dadurch eine besonders intensive Verbundenheit zwischen den Pflegemüttern und den jungen Männern entstehen konnte, die die Basis für widerständige Praxis im Lichte exkludierender Erfahrungen darstellte. Schließlich zeigt sich aber, dass auch Pflegefamilien kein machtfreier Raum sind und sich auch in diesem Sorgeverhältnis Ungleichheiten reproduzieren können. Der Text möchte damit einen Beitrag leisten, den ambivalenten Charakter von Sorge vor dem Hintergrund vielfältiger Ungleichheitsverhältnisse zu ergründen.

2 Sorge als ambivalente Praxis

Wie in anderen westlichen Ländern gilt auch in Österreich: Wer sich wie und wieviel in Familie und Haushalt betätigt, ist vor allem vom Geschlecht abhängig. Zwar lassen sich Veränderungen erkennen, die „als zugleich von Persistenz überkommener Ungleichheitsverhältnisse“ und „Wandel hin zu mehr Egalität“³ beschrieben werden können. Doch empirische Forschung verdeutlicht Jahr für Jahr, dass Frauen mehr Zeit und Energie in die Betreuung von Kindern und das Verrichten von Haushaltstätigkeiten investieren als Männer. So zeigte zuletzt eine österreichweit durchgeführte Zeitverwendungsstudie auf, dass Frauen täglich fast zwei Stunden mehr unbezahlte Hausarbeit als Männer leisten und mehr als doppelt so viel Zeit mit ihren Kindern verbringen.⁴ Nicht nur das Ausmaß, sondern auch die Art der Tätigkeiten unterscheiden sich dabei nach Geschlecht. Eine rezente österreichische Studie von Andreas Baierl, Sabine Buchebner-Ferstl und Sonja Dörfler-Bolt dokumentiert etwa, dass Väter, wenn sie sich mit ihren

3 | Helfferich, 2022, 163.

4 | Vgl. Statistik Austria, 2023.

Kindern beschäftigen, besonders häufig „Wissen im Alltag vermitteln“, „gemeinsam Sport betreiben“ oder mit ihnen „spielen“.⁵ Beziehungsorientierte und emotional fordernde Tätigkeiten überlassen Väter in heterosexuellen Beziehungen hingegen meist ihren Partnerinnen: So geben sie an, dass sie besonders selten ihr „Kind durch Krisen begleiten“ und mit Abstand die geringste Beteiligung zeigen sie bei „mit dem Kind über Gefühle sprechen“⁶. Seit einiger Zeit geben jüngere Männer in Umfragen an, im späteren Familienleben aktive Vaterschaft leben zu wollen und dies auch durch eine Begrenzung ihres beruflichen Engagements ermöglichen zu wollen.⁷ Während sich anscheinend also Wunschvorstellungen von Männern verändern, zeigen die empirischen Daten, dass tatsächliche Praktiken sich kaum ändern.

Die Auseinandersetzung mit der ungleichen Verteilung von Sorge und den Zusammenhängen mit der Reproduktion ungleicher Geschlechterverhältnisse gehört zu den zentralen Themen feministischer Politik und Forschung. In diesen feministischen Debatten wurde herausgearbeitet, dass die Frage, wer für wen unter welchen Bedingungen Sorge leistet, keineswegs ‚privat‘ ist und die empirisch vorzufindende Ungleichverteilung von familiärer Sorgearbeit ein Ausdruck tiefgreifender gesellschaftlicher Verwerfungen darstellt. Diese Verzahnung von Sorgetätigkeit und Geschlechterungleichheiten wird im Folgenden kurz dargestellt. Wie sich anschließend jedoch zeigt, erfasst so eine Perspektive nur einen Teil der Thematik. Sorge, so wird in den knapp dargestellten Debatten ersichtlich, birgt einerseits emanzipatorisches Potential, kann selbst aber auch Ort der Reproduktion von Ungleichheiten sein. Die spätere empirische Analyse zeigt, dass so ein differenzierter Blick notwendig ist, um Sorgepraktiken in Pflegefamilien mit geflüchteten Jungen in ihrer Ambivalenz zu begreifen.

2.1 Hausarbeit: Unterwerfung und Vergeschlechtlichung

Bereits in Debatten der sogenannten ‚Zweiten Frauenbewegung‘ wurde sichtbar gemacht, wie die ungleiche Verteilung häuslicher Tätigkeiten mit der Reproduktion von Geschlechterungleichheiten verzahnt ist und welche Rolle dabei Geschlechternormen zukommt. So haben feministische Historikerinnen⁸ nachgezeichnet, wie

5 | Baierl/Buchebner - Ferstl/Dörfler - Bolt , 2023 .

6 | Ebd. , 7 .

7 | Vgl. Scholz , 2025 , 214 .

8 | z. B. Frevert 1986 .

sich das moderne Geschlechterverhältnis im 18. Jahrhundert mit der Herausbildung einer öffentlichen, der Produktion gewidmeten, und einer familiär-privaten Sphäre der Reproduktion etablierte. Diese Sphären wurden „moralisch aufgeladen“⁹ und damit einher ging die Zuschreibung polarisierter „Geschlechtercharaktere“¹⁰. Männern wurden dabei die für die Teilnahme an einer maskulinisierten Öffentlichkeit notwendigen Eigenschaften wie Rationalität und Härte zugeschrieben.¹¹ Ihre zunehmende Orientierung an dieser öffentlichen Sphäre ging einher mit einer Freisetzung von Sorgetätigkeiten und einer Distanzierung aus dem Binnenraum der Familie.¹² Frauen hingegen wurden zum Geschlecht der Emotion und Empathie. Vor dem Hintergrund des sich damals etablierenden Ideals der ‚Mutterliebe‘ konnten Frauen als prädestiniert für die Verrichtung häuslicher Arbeit und familiärer Sorgetätigkeiten dargestellt werden.¹³

Dass diese Sphären im Kapitalismus keineswegs so getrennt sind, wie sie erscheinen, wurde von materialistischen Feministinnen aufgezeigt.¹⁴ Sie verdeutlichen, dass die produktive öffentliche Sphäre für ihr Funktionieren unweigerlich auf die Reproduktionsarbeit angewiesen ist, die im Privaten verrichtet wird. Durch die Propagierung der Idee der Geschlechtscharaktere konnte die Verantwortung für die so wichtige Reproduktionsarbeit an Frauen delegiert und der gesellschaftliche Wert dieser Tätigkeit gleichzeitig verschleiert werden, da dieser ja ‚aus Liebe‘ geschehe. Dass Frauen oder Mütter eine besondere Veranlagung zu Sorgetätigkeiten hätten, ist demnach ein Stereotyp, das funktional für die Aufrechterhaltung einer Geschlechterordnung im Kapitalismus ist, die Frauen von Männern in spezifischer Weise abhängig macht.¹⁵

Die Bedingungen, unter denen heute Familie, Lohnarbeit und Carework stattfindet, haben sich seit der Zeit, der hier knapp dargestellten feministischen Analysen maßgeblich verändert.¹⁶ Was bleibt, ist die Erkenntnis, dass die „traditionale geschlechtsspezifische Arbeitsteilung“ in Familien „als ein Hauptmerkmal der sozialen Ungleichheit der Geschlechter gesehen werden“ kann.¹⁷ Darüber hinaus zeigt dieser Zugang, dass die Delegation von Sorgeverantwortung an Frauen

9 | Gildemeister/Hericks, 2012, 12, kursiv i. Orig.

10 | Hausen, 1976.

11 | Vgl. Kimmel, 2012.

12 | Vgl. Meuser, 2012, 66.

13 | Vgl. Badinter, 1992, Vgl. auch Krüger-Kirn in diesem Band.

14 | Vgl. Dalla Costa, 1978; Vgl. Mies, 1983.

15 | Vgl. Cox/Federici, 1975.

16 | Vgl. Atzmüller/Décieux/Ferschli, 2023.

17 | Peuckert, 2019, 449.

einen vergeschlechtlichten Effekt hat: Wie etwa Hilary Graham argumentiert, legt diese gesellschaftliche Zuweisung Frauen nahe, Fürsorglichkeit als zentrales Merkmal ihrer Identität zu verstehen, während sie Männern nahelegt, sich als das nicht-sorgende Geschlecht zu verstehen und zu verhalten.¹⁸ Die eingangs erwähnten aktuellen empirischen Erkenntnisse über die ungleiche Verteilung von Sorgetätigkeiten in Österreich zeigen schließlich, dass die Analysen nicht überholt sind. Allen Veränderungswünschen zum Trotz reproduzieren sich im familiären Sorgehandeln auch heute noch geschlechterstereotype Bilder von der affektiv zugewandten, liebenden Mutter und einer distanzierten Vaterschaft.¹⁹

So produktiv – und für die vorliegende Studie relevant – dieser Blick auf Sorge auch ist, so ist er dennoch von Auslassungen geprägt, wie Schwarze und post-koloniale Theoretikerinnen aufzeigten. In ihrer Kritik zeigt sich, dass die Perspektive auf Sorge als integraler Bestandteil ungleicher Geschlechterverhältnisse vor allem die Realitäten weißer Frauen im Globalen Norden erfasst. So argumentiert etwa bell hooks mit Blick auf die Situation Schwarzer Frauen in den USA, dass für sie der familiäre Privatraum nicht vornehmlich ein Ort der vergeschlechtlichten Unterdrückung, sondern der Solidarität und des Schutzes gegen Rassismus sei.²⁰ Die afrikanische Feministin Oyeronke Oyewumi kritisiert, dass in vielen Ländern des Globalen Südens das Modell der Kleinfamilie nicht existiert und Sorgearbeit darum nicht in der oben beschriebenen Form individualisiert, vergeschlechtlicht und abgewertet wird.²¹ Schließlich wird in diesen Debatten auch betont, dass ein großer Teil der notwendigen Sorgearbeit im Globalen Norden von rassifizierten Frauen unter prekären Bedingungen geleistet wird.²² Die Kritik „provinzialisiert“²³ die oben beschriebene Perspektive, indem sie verdeutlicht, dass die kritisierten Dynamiken nicht universell sind, sondern für spezifische Kontexte und spezifische Lebensrealitäten gelten. Wie sich zeigen wird, ist die Perspektive dennoch erhellend für die Analyse vergeschlechtlichter Sorgebeziehungen in Pflegefamilien mit geflüchteten Jungen.

18 | Vgl. Graham, 1983, 18.

19 | Vgl. Tunç, 2020.

20 | Vgl. hooks, 1984.

21 | Vgl. Oyewumi, 2002.

22 | Vgl. Beier/Çağlar/Graf, 2023.

23 | Chakrabarty, 2008.

2.2 Politics of care: das ermächtigende Potential von Sorge

Feministische Debatten zeigen auch auf, dass Sorgetätigkeit Facetten hat, die über die Frage ihrer Verzahnung mit Ausbeutung und Ungleichheiten hinausweisen. In diesem Verständnis wird Sorge „nicht allein als zu verteilende und organisierende Arbeit betrachtet, sondern in einem umfassenderen Sinne die mit ihr verbundene Angewiesenheit“²⁴ in den Blick genommen. Dass sich das Feld der Sorgetätigkeit aus feministischer Perspektive zutiefst ambivalent darstellt, wurde bereits in frühen Debatten herausgearbeitet. So argumentiert Frigga Haug etwa, dass es schon in Debatten der Zweiten Frauenbewegung „wesentlich um die Frage ging, wie in der Hausarbeit Frauenhochschätzung und Erniedrigung zusammenkamen, wie ein Bereich innerhalb des Kapitalismus existieren konnte, der nicht den Gesetzen der mehrwertschaffenden Warenproduktion unterlag, der also Perspektivisches barg, obwohl er zugleich wie eine Art Gefängnis fungierte“²⁵. Während also die Zuweisung von Sorgeverantwortung und die Zuschreibung vermeintlich naturgebener weiblicher Fürsorglichkeit eine Art Gefängnis für Frauen darstellt, lässt sich in den Eigenheiten von Sorgehandeln auch Perspektivisches erkennen, das im Widerspruch zu Ausbeutung und Unterwerfung steht. Denn Sorgearbeit „ist notwendig ganzheitliche Arbeit, die ihrer eigenen Logik folgt und ihr eigenes Maß nimmt“²⁶, wie auch in aktuellen feministischen Debatten um Care-Krisen im Kontext neoliberaler Rationalisierungsbestrebungen betont wird.²⁷

Diese Perspektive verweist auf das politische, widerständige und emanzipatorische Potential von Sorge, wie aktuelle Debatten zu *politics of care* verdeutlichen.²⁸ Diese Debatten bauen dabei zumeist auf frühe feministische Auseinandersetzungen mit Fragen zu einer spezifischen Ethik der Sorge auf. Forscherinnen wie Carol Gilligan, Nel Noddings oder Sara Ruddick argumentierten, dass sich aus der Erfahrung von Verbundenheit eine spezifisch feministische Ethik entwickeln kann.²⁹ Diese speise sich demnach aus Werten wie Empathie, Einfühlungsvermögen und Gegenseitigkeit. Insbesondere die Erfahrung mütterlicher Sorge wurde von den Theoretikerinnen dabei als Quelle dieser spezifischen Ethik gesehen. Eine Verschiebung der Debatte brachten später die Arbeiten von Joan C. Tronto zu einer

24 | Hartmann/Windheuser, 2024, 14.

25 | Haug, 2011, 352.

26 | Aulenbacher/Dammayr, 2014, 70.

27 | Vgl. Winker, 2015.

28 | Vgl. Woodly/Brown/Marin/Threadcraft/Harris/Syedullah/Ticktin, 2021.

29 | Vgl. Gilligan, 1977; Vgl. Noddings, 1984; Vgl. Ruddick, 1989.

ethic of care³⁰, die den politischen Charakter von Sorge in den Blick rückt. Unter „Fürsorgen“ versteht sie dabei „eine Gattungstätigkeit, die alles umfaßt [sic!], was wir tun, um unsere ‚Welt‘ so zu erhalten, fort dauern zu lassen und wiederherzustellen, daß [sic!] wir so gut wie möglich in ihr leben können“³¹. Tronto argumentiert für die Notwendigkeit von gesellschaftlich verankerten *caring institutions*, die insbesondere in spät kapitalistischen westlichen Gesellschaften fehlten. Die Tatsache der menschlichen Angewiesenheit und Verletzlichkeit müsste hingegen ins Zentrum sozialer Strukturen rücken, um eine tatsächlich demokratische Gesellschaft zu ermöglichen.³²

Die Tatsache, dass menschliche Leiblichkeit zu Angewiesenheit und Verletzlichkeit führt, steht im Zentrum Judith Butlers erhellender Überlegungen zu Vulnerabilität.³³ Sie weist darauf hin, dass es dabei verkürzt wäre, Vulnerabilität lediglich als Verletzungspotential zu sehen. Vulnerabilität stellt demnach eine Voraussetzung für Sozialität dar, da sie Menschen offen für Wechselbeziehungen mit anderen macht. Sorgebeziehungen einzugehen bedeutet also nicht nur Arbeit zu leisten, sondern dabei auch in Beziehung mit einem Gegenüber zu treten, dessen Vulnerabilität darin Anerkennung finden kann. Während Angewiesenheit alle Menschen auszeichnet, führen gesellschaftliche Bedingungen dazu, dass die Sorge-Bedürfnisse unterschiedlicher Menschen unterschiedliche Beachtung finden. Soziale Exklusion und Entrechtung, ungleiche Verteilung von Macht und Ressourcen führen dazu, dass manche Personen vulnerabler sind als andere.³⁴

Ein politisches Potential von Sorge wird in so einer Perspektive sichtbar: Sich um Menschen zu sorgen, die durch Exklusion besonders vulnerabel gemacht werden und deren Angewiesenheit strukturell unberücksichtigt bleibt, kann eine Infragestellung herrschender gesellschaftlicher Ordnungen darstellen und Teil der Arbeit an einer gerechteren Gesellschaft sein. Wie die am Kapitelanfang zitierte Passage der Künstlerin und Aktivistin Johanna Hedva eindringlich vermittelt,³⁵ kann die Übernahme der historisch feminisierten Praxis der Sorge ermächtigend wirken. Sorge kann im Angesicht von Vulnerabilität und Fragilität eine schützende Sozialität erzeugen, die Hedva als „radikale Verwandtschaft“ benennt.

30 | Tronto, 1993.

31 | Tronto, 1993, 103, Übersetzung in Tronto, 2000, 26.

32 | Vgl. Tronto, 2000.

33 | Vgl. Butler, 2009, 33.

34 | Vgl. Butler, 2004, 29.

35 | Vgl. Hedva, 2020.

Dass solche Formen des Schutzes im Widerstand gegen Rassismus eine lange Geschichte haben, zeigt Denise Bergold-Caldwell in ihren Überlegungen zu einem postkolonial informierten Sorgebegriff.³⁶ Sie erkennt etwa Sorgepraktiken in den vielfältigen historischen Formen des Widerstands gegen Sklaverei, die sich nicht nur gegen Gewalt und Ausbeutung, sondern auch gegen die rassistische Aberkennung eines Subjektstatus richteten und Ausdruck eines Begehrens für eine andere Zukunft darstellten.³⁷ Ein aktuelles Beispiel zeigt Darlène Dubuisson in ihrer ethnographischen Studie zu Schwarzen Migrant:innen in Mexiko.³⁸ Sie beschreibt *kin work*, also das bewusste Engagement für biologische oder selbst kreierte Verwandtschaft als eine Sorgepraktik, die für diese Migrant:innen einen wichtigen Schutz gegen rassistische und gewaltvolle staatliche Migrationspolitiken darstellen. Um das subversive Potential dieser Sorgepraktiken zu benennen, nutzt sie den Begriff der *rebellious kinship*. Solche rebellischen Verwandtschaftspraktiken sieht Dubuisson etwa dort, wo Migrant:innen heiraten oder nicht-existente Verwandtschaftsbeziehungen behaupten, um sich und andere vor restriktiven Migrationsgesetzen zu schützen.

Diese Arbeiten zeigen das emanzipatorische Potential von Sorge im Kontext von Migration und Rassismus. Die Tatsache, dass die Pflegeeltern der vorliegenden Studie durchwegs der weißen österreichischen Mehrheitsbevölkerung entstammten, unterscheidet die hier analysierten Fälle in gewichtiger Weise von den zuvor genannten Kontexten. Dennoch kann die Perspektive helfen, Pflegeelternschaft für geflüchtete Jungen als potentieller Ort der rebellischen Verwandtschaftspraktiken zu erkennen und entsprechende Dynamiken sichtbar zu machen. Nicht zuletzt aufgrund der unterschiedlichen Positionierung der Pflegeeltern und der geflüchteten Jungen ist es dabei jedoch notwendig, auch Machtverhältnisse und Verwerfungen innerhalb von Sorgebeziehungen in den Blick zu nehmen.

36 | Vgl. Bergold-Caldwell, 2024.

37 | Vgl. Ebd., 138.

38 | Vgl. Dubuisson, 2025.

2.3 Nicht jenseits der Macht: Ungleichheiten in und durch Sorgeverhältnisse

Sorgearbeit ist ein Kristallisationspunkt für vielfältige Prozesse und Beziehungen: Sie kann als zentraler Angelpunkt für die Reproduktion ungleicher Geschlechterverhältnisse erkannt werden. In ihr kann sich aber gerade auch Widerstand gegen Vereinzelung und Unterwerfung ausdrücken und Beziehungen der Ermächtigung und des Schutzes gegen Verletzlichkeiten gelebt werden. Wie sich im Folgenden zeigen wird, kann schließlich eine weitere Perspektive auf Sorge eingenommen werden, die die Frage der Verzahnung von Sorge und Ungleichheit nochmals verkompliziert. Es handelt sich dabei um Arbeiten, die auf negative Aspekte von Sorgebeziehungen eingehen und klarmachen, dass diese Beziehungen nicht jenseits gesellschaftlicher Verwerfungen stehen, sondern von ihnen geprägt sind beziehungsweise diese reproduzieren können.

Ungleichheiten in Sorgebeziehungen führen dazu, dass Sorge jenen schaden kann, die sie empfangen. Dies wird in Fällen physischer Gewalt deutlich sichtbar, etwa in Fällen elterlicher Gewalt gegen ihre Kinder oder institutionalisierter Gewalt, wie sie jahrzehntelang in verschiedenen Kontexten der Heimerziehung herrschte.³⁹ Ungleichheitsverhältnisse können sich aber auch auf subtilere Weise in und durch Sorgebeziehungen ausdrücken, wie etwa Aktivismus und Forschung zu Erfahrungen von Menschen mit Behinderungen zeigten. Forschungsarbeiten der Disability Studies verschieben dabei vielfach den Fokus von jenen, die Sorge leisten, zur Situation jener, die Sorge empfangen. Sie rücken damit Dynamiken in den Fokus, die über die zuvor umrissenen feministischen Perspektiven auf Sorge hinausgehen.⁴⁰ So zeigt etwa Rose Galvin, wie Menschen mit Behinderung unter der „Last der Dankbarkeit“ leiden, die sie als „endlose Verpflichtung“ jenen Menschen entgegenbringen müssen, die sich um sie sorgen.⁴¹ Die von Galvin analysierten Daten zeigen dabei deutlich, dass diese Last insbesondere in privaten Sorgeverhältnissen virulent ist, wo diese Sorge nicht als bezahlte, professionelle Dienstleistung erbracht wird, sondern auf Basis persönlicher Motivation und Aufopferung der Sorgenden.

39 | Vgl. Guerrini, 2020.

40 | Vgl. Thelen, 2015, 502.

41 | Galvin, 2004.

Diese Erkenntnisse stellen Zugänge in Frage, die Sorge rein affirmativ beschreiben und theoretisieren. Wie aber Adriana Jesenková herausarbeitet, wurde bereits in Debatten um *care ethics* diskutiert, dass Sorgeverhältnisse nicht nur das Potential haben, gesellschaftlichen Verwerfungen entgegenzuwirken, sondern selbst auch Ort der Reproduktion von Ungleichheiten sein können.⁴² Die Ungleichheit der involvierten Personen in Sorgebeziehungen ist, so macht diese kritische Auseinandersetzung klar, nicht Ausdruck von fehlerhaften Handlungen oder Einstellungen. Viel eher ist sie der Sorgebeziehung stets eingeschrieben. Sorgehandeln, so führt etwa Tronto aus,⁴³ findet nicht zwischen gleichgestellten, autonomen Personen (oder Gruppen oder Dingen) statt: Während die eine Akteur:in Bedürfnisse hat, verfügt die andere über die Mittel und Kompetenzen, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Das Verhältnis zwischen sorgender Person und Sorge empfangender Person ist demnach ein strukturell asymmetrisches Verhältnis. Und so sieht Tronto in Sorge zwar einerseits den Schlüssel für die Demokratisierung gesellschaftlicher Verhältnisse, andererseits warnt sie, dass es stets die Möglichkeit für undemokratische Sorgebeziehungen gibt, wenn den strukturellen Ungleichheiten von Sorgebeziehungen nicht entgegengewirkt wird.⁴⁴

Die negativen Erfahrungen mit Sorge, die von Menschen mit Behinderung thematisiert werden, berühren unter anderem eine Dynamik, die Tronto als *paternalistische* (beziehungswise *maternalistische*) Sorge bezeichnet und als eine der großen Gefahren des undemokratischen Sorgens sieht.⁴⁵ Diese entstehe, wenn Sorge leistende Personen oder Institutionen aus ihrer Fähigkeit zur Sorge auch die Entscheidungsmacht über die Bedürfnisse von umsorgten Personen ableiten. In so einer paternalistischen Sorge werden Sorge-Empfänger:innen infantilisiert und sieengt Handlungsspielräume ein statt diese zu erweitern. Dies geht oft auch mit einem *boundary making* einher, wie Ildikó Zakariás und Margit Feischmidt argumentieren, bei dem den Sorgenden Potenziale und Ressourcen zugeschrieben werden, während die Umsorgten vor allem durch ihr Leid und ihre Bedürfnisse bestimmt erscheinen.⁴⁶ Wenn etwa bestimmte Personengruppen als umfassend vulnerabel und entsprechend umfassend sorgebedürftig gelten, führe dies laut Jesenková oftmals zu einer übermäßig schützenden Form der Sorge, die

42 | Vgl. Jesenková, 2025.

43 | Vgl. Tronto, 1993, 145.

44 | Vgl. Ebd., 171.

45 | Vgl. Ebd., 170.

46 | Vgl. Zakariás/Feischmidt, 2020, 1017.

schlussendlich Stigmatisierungen verschärfe und Handlungsspielräume verringern könne.⁴⁷

Studien über Widersprüche der Migrations- und Flüchtlingshilfe zeigen, dass eine Aufmerksamkeit für negative Konsequenzen von Sorge auch für den Themenbereich des vorliegenden Artikels relevant ist. So besprechen etwa María do Mar Castro Varela und Alisha Heinemann die ambivalente Rolle von Mitleid im Kontext von Fluchthilfe.⁴⁸ Es kann ein machtvoller Motivator sein, sich mit dem Leiden der Anderen⁴⁹ auseinanderzusetzen und Formen der Sorge zu entwickeln, die Geflüchtete ermächtigt. Von Mitleid getragene Hilfe für Geflüchtete kann aber auch in „romantisierende Solidarität“ und „Paternalismus“ münden, so die Autorinnen.⁵⁰ In solchen Formen der ‚Hilfe für die Anderen‘ zeigen sich Dynamiken, die als *white savior complex* beschrieben wurden.⁵¹ Aus rassismuskritischer und postkolonialer Perspektive kritisiert dieses Konzept das vielfach zu beobachtende Phänomen, dass privilegierte Weiße Personen aus dem globalen Norden es sich zur Aufgabe machen, leidende Personen oder Gemeinschaften aus dem Globalen Süden zu „retten“. Wie Finnegan argumentiert, dient dieser *white savior complex* vor allem zur emotionalen Erhöhung der Helfenden, während den Geholfenen eine passive Rolle zugeschrieben wird.⁵² Jene Ungleichheitsverhältnisse, die Privilegien auf der einen und Leid auf der anderen Seite produzieren, bleiben hingegen ausgeblendet und so stabilisiert der *white savior complex* schlussendlich herrschende Ungleichheiten: „Ultimately, it upholds a status quo of grave symbolic and material inequality, which benefits the white savior at the expense of others.”⁵³

Für die vorliegende Studie stellt sich die Frage, wie sich Ungleichheitsverhältnisse in Sorgepraktiken von Pflegeeltern für geflüchtete Jungen manifestieren und welche vergeschlechtlichten Dynamiken dabei zutage treten. Welche Rolle spielen hier Mitleid und Paternalismus und wo finden Momente der Solidarität und der Ermächtigung der Jungen statt? Bevor diese Fragen am empirischen Material beantwortet werden, soll abschließend der spezifische Kontext von Pflegeelternschaft bezüglich vergeschlechtlichter Sorgeverhältnisse in den Blick genommen werden.

47 | Vgl. Jesenková, 2025, 318.

48 | Vgl. Castro Varela/Heinemann, 2016.

49 | Sontag, 2022.

50 | Vgl. Castro Varela/Heinemann, 2016, 51.

51 | Finnegan, 2022.

52 | Vgl. Ebd., 617.

53 | Ebd., 618.

3 Pflegeelternschaft als Raum der vergeschlechtlichten Sorge

Pflegefamilien sind „unkonventionelle Familien“⁵⁴, die spezifische Eigenheiten aufweisen. Es sind Familien, „bei der in der Regel Erwachsene ein oder mehrere, mit ihnen verwandtschaftlich nicht verbundene und damit zunächst fremde Kinder für längere Zeit ihrer Kindheits- und Jugendphase im Auftrag des Jugendamtes aufnehmen und mit ihnen zusammenleben“⁵⁵. Die Idee der Pflegefamilie orientiert sich dabei an dem Anspruch, „eine möglichst normale bzw. normalisierende Erziehung in familienähnlichen Strukturen zu ermöglichen“⁵⁶. Verschiedene Probleme in den Herkunftsfamilien (chronische Krankheit, elterlicher Drogenkonsum, häusliche Gewalt, etc.) können dazu führen, dass Kinder Pflegefamilien zugewiesen werden. Die soziale Lage der Herkunftsfamilien und Pflegefamilien unterscheiden sich dabei meistens gravierend: Während Herkunftsfamilien oft armuts- und diskriminierungsgefährdet leben, gehören Pflegeeltern vielfach der bürgerlichen Mittelschicht an.⁵⁷ Studien zeigen, dass Pflegefamilien mit spezifischen Herausforderungen konfrontiert sind: die Kinder, die zu ihnen kommen, sind kein „unbeschriebenes Blatt“⁵⁸, sondern haben vielfach belastende Erfahrungen gemacht, die in der Pflegefamilie bearbeitet werden müssen. Anders als in Adoptivfamilien müssen Pflegeeltern meist den Kontakt mit der Herkunftsfamilie der Kinder aufrechterhalten, außerdem endet die Beziehung zum Kind rein formal mit der Volljährigkeit. Eine weitere Herausforderung stellt die Tatsache dar, dass Pflegefamilien diversen rechtlichen Regelungen unterliegen und mehreren Institutionen rechenschaftspflichtig sind.⁵⁹ Und schließlich stellt die Herstellung einer familiären Identität eine Herausforderung für die Mitglieder von Pflegefamilien dar. Das Fehlen einer gemeinsam geteilten Familiengeschichte sowie die Tatsache, dass sie keine ‚Schicksalsfamilien‘ sondern ‚Wahlfamilien‘ darstellen, macht es für Mitglieder von Pflegefamilien notwendig, Familialität im Alltag aktiv herzustellen.⁶⁰ Dabei geht die Forschung mittlerweile davon aus, dass jede Verwandtschaftsbeziehung aktiv hergestellt werden muss, um

54 | Gehres/Sauer, 2022, 702.

55 | Köhler/Kröper/Gehres, 2017, 59.

56 | Bütow/Holztrattner 2022, 19, kursiv i. Orig.

57 | Vgl. Gehres/Sauer 2022, 706.

58 | Köhler/Kröper/Gehres, 2017, 62.

59 | Vgl. Gehres/Sauer, 2022, 705.

60 | Vgl. Helming, 2014, 74.

sozial relevant zu sein – biologische Realitäten alleine reichen dafür nicht aus.⁶¹ Konzepte wie *doing kinship*⁶² oder *doing family*⁶³ verweisen auf diesen prozesshaften Charakter von Verwandtschaft und Familie. Doch die alltäglich gelebte Herstellungsleistung kann in ‚konventionellen‘ Familien aufgrund gesellschaftlicher Normen leichter unsichtbar bleiben, als das *doing family* in Familien, die von diesen Normen abweichen.

Geschlechteraspekte bei Pflegeeltern werden in der Forschung selten zum Thema gemacht.⁶⁴ Die vorhandenen Daten weisen jedoch auf eine Dominanz geschlechterstereotyper Selbstbilder und familiärer Praktiken hin. So herrscht etwa unter Pflegefamilien in Deutschland das Modell des männlichen Haupternehmers und weiblicher Zuverdienerin oder Hausfrau vor.⁶⁵ In ihrer Studie über Pflegefamilien in der Schweiz zeigen Daniela Reimer und Noëmi van Oordt, dass Sozialarbeiter:innen von Pflegemüttern größtmögliche Aufopferung erwarten und von der Norm des *intensive mothering* ausgehen.⁶⁶ Die Studie zeigt aber auch, dass Pflegemütter diesen Zuschreibungen nicht einfach ausgeliefert sind, sondern sich diese Rollenerwartung vielfach aneignen. Aus der genderspezifischen Verantwortungsübernahme für den Großteil der familiären Sorgearbeit beziehen diese Pflegemütter Anerkennung und Wertschätzung, während sie sich dadurch gleichzeitig in Situationen der Überschreitung persönlicher Überlastungsgrenzen manövrieren.⁶⁷ Solche Dynamiken dokumentieren sich auch in internationalen Studien, die zeigen, dass Pflegemütter in heterosexuellen Beziehungen mehr Zeit mit den Pflegekindern verbringen und sie diese Sorgearbeit auch als emotional sowie körperlich belastender beschreiben, als dies ihre männlichen Partner tun.⁶⁸ Pflegeväter folgen laut Philip Heslop meist konservativen Geschlechternormen und sehen sich als „secondary carers who support a female partner“⁶⁹. Entsprechend sind es meist Frauen, die Pflegeelternschaft initiieren⁷⁰ und später im Familienalltag den überwiegenden Teil der anfallenden Sorgearbeit leisten.⁷¹ In Studien über Pflegeväter zeigen sich vereinzelt aber auch gegenläufige Tendenzen, etwa Männer, die

61 | Vgl. Braun, 2018, 432.

62 | Bergmann, 2014.

63 | Jurczyk, 2020.

64 | Vgl. Reimer/van Oordt, 2024, 221.

65 | Vgl. Gehres/Sauer, 2022, 706.

66 | Vgl. Reimer/van Oordt, 2024, 222.

67 | Vgl. Ebd., 231.

68 | Vgl. Lohaus/Chodura/Möller/Symanzik/Ehrenberg/Job/Reindl/Konrad/Heinrichs, 2017.

69 | Heslop, 2016, 40.

70 | Vgl. Wilson/Fyson/Newstone, 2007, 24.

71 | Vgl. Ebd., 29.

sich durch Engagement in der Sorge explizit gegen klassische Männlichkeitsbilder positionieren oder jene, für die Erfahrungen als Pflegevater der Anlass waren, eigene Geschlechterbilder in Frage zu stellen.⁷²

4 Sample und Methode

Die vorliegende Analyse ist Teil einer Studie über die Konstruktion von Männlichkeit und Flucht in pädagogischen Beziehungen, für die der Autor unter anderem Mitglieder von Pflegefamilien für geflüchtete Jungen in Österreich interviewt hat.

In Österreich ist Pflegeelternschaft ein etabliertes System, um familienähnliche Betreuungsarrangements für Kinder bereitzustellen, deren Eltern (dauerhaft oder für einen begrenzten Zeitraum) nicht in der Lage sind, dies selbst zu tun. Während die Kinder- und Jugendhilfe die gesetzliche Vertretung dieser Kinder ist, überträgt die Behörde den Pflegeeltern bestimmte Sorgerechte und Pflichten, bis das Kind 18 Jahre alt und damit volljährig wird. Insbesondere im Kontext der Fluchtbewegungen des Jahres 2015 wurde Pflegeelternschaft vermehrt auch für UMF geöffnet, da junge Geflüchtete besonders unter den Zuständen der chronisch überfüllten Asyleinrichtungen litten. Während ‚reguläre‘ Pflegeeltern in Österreich einen mehrstufigen Prozess mit Informationsgesprächen, Vorbereitungskursen und Eignungsüberprüfung durchlaufen, bevor es zur Vermittlung eines Kindes kommt, waren die Erfahrungen in vielen der für diese Studie interviewten Pflegefamilien mit männlichen UMF drastisch anders. Oftmals gab es bereits intensive Kontakte zwischen den österreichischen Helfer:innen und den geflüchteten Jungen und mitunter lebten sie bereits bei den Helfer:innen zuhause, bevor es zu einer offiziellen Regelung des Betreuungsverhältnis kam. Ein eigenes Schulungsangebot, das auch auf die spezifische Situation von UMF einging, erhielten dabei nur wenige Pflegeeltern.⁷³

Für diese Studie wurden 31 Mitglieder solcher Pflegefamilien mit geflüchteten Jungen interviewt. Sowohl die Erfahrungen von Pflegeeltern als auch von geflüchteten Jungen, die nach Österreich kamen, wurden dabei erhoben. Von den 17 interviewten Pflegeeltern waren elf weiblich und sechs männlich. Außer einer Pflegemutter, die aus Deutschland nach Österreich migrierte, hatten die Pflegeeltern

72 | Vgl. Ebd. , 30.

73 | Vgl. Scheibelhofer, 2025.

selbst keine Migrationserfahrung. Die Pflegeeltern waren ökonomisch abgesichert und zwischen 32 und 65 Jahre alt. Die 14 männlichen Geflüchteten kamen aus Afghanistan, Syrien und dem Iran nach Österreich. Zum Zeitpunkt des Interviews waren sie zwischen 16 und 20 Jahren alt und lebten bei ihren Pflegeeltern oder waren kürzlich dort ausgezogen. Nicht alle analysierten Sorgebeziehungen entsprachen dabei den institutionellen Vorgaben von Pflegeelternschaft in Österreich und einige Interviewte bezeichneten ihre Beziehung auch anders (etwa „Paterneltern“). Doch auch jene abweichenden Fälle zeigten große Ähnlichkeiten zu den offiziell als Pflegefamilie titulierten Sorgebeziehungen mit jungen Geflüchteten. In der vorliegenden Analyse werden alle diese Fälle darum als Pflegefamilien bezeichnet.

Die qualitativen, teilstrukturierten Interviews wurden in zwei Wellen durchgeführt (Frühling 2017 und Herbst 2021) und fanden in österreichischen Städten und Dörfern statt. Die Interviews dauerten zwischen einer und zwei Stunden. Allen Interviewten wurde komplette Anonymität zugesichert, was sich in Anbetracht des teilweise sensiblen Materials als wichtig herausstellte. Die Interviews wurden transkribiert und mithilfe des Programms MAXQDA kodiert.

Die Auswertung folgte der Methodologie der *grounded theory* (GT) in der sozialkonstruktivistischen Weiterentwicklung von Kathy Charmaz.⁷⁴ Dem Zugang der GT folgend, wird dabei ein mehrstufiges Kodierverfahren angewendet. Ziel ist es, soziale Phänomene analytisch zu erfassen und durch Theorien, die in Daten ‚grounded‘ (grounded) sind, zu beschreiben. Die Perspektive von Charmaz legt dabei besonderen Wert auf die Rekonstruktion von Sinngebungsprozessen der Interviewten und die Anerkennung der Involviertheit der Forschenden in den Analyseprozess und dessen Ergebnisse.

5 Ergebnisse

Die Interviews mit Pflegeeltern und geflüchteten Jungen, die Teil einer Pflegefamilie waren, zeigten vielschichtige Dynamiken der Vergeschlechtlichung von Elternschaft. Zentrale Facetten dieser Dynamiken werden im Folgenden dargestellt.

74 | Vgl. Charmaz, 2014.

5.1 Vergeschlechtlichte Wege in die Pflegeelternschaft

Die Analyse verdeutlicht: Pflegeelternschaft für Geflüchtete ist in mehrerlei Hinsicht „weiblich“. In den Jahren nach dem krisenhaften Sommer 2015 zeigte sich, dass sich Männer in ihrem Engagement in der freiwilligen Flüchtlingshilfe tendenziell auf konkrete Krisenhilfe (Erstverpflegung an Bahnhöfen etc.) oder Buddy- und Lernprojekte fokussierten. In der Pflegeelternschaft für Geflüchtete traten sie hingegen in den Hintergrund. Männer waren hier in der Unterzahl, da sich neben heterosexuellen Paaren vor allem alleinstehende Frauen engagierten, während alleinstehende Männer eine große Ausnahme darstellten.⁷⁵

Die Interviews zeigten, dass Geschlechterunterschiede bereits bei der Frage relevant wurden, ob man eine so intensive Sorgebeziehung mit einem geflüchteten Jungen eingeht. In jenen analysierten Fällen, in denen ein heterosexuelles Paar eine Pflegeelternschaft für einen männlichen UMF einging,⁷⁶ war es überwiegend die Frau, die den Start einer Pflegeelternschaft vorantrieb. Anders als reguläre Pflegefamilien entstanden die meisten der hier untersuchten Familien dabei nicht auf Basis bewusster Planung, sondern waren Ergebnis einer graduell intensivierenden Beziehung. Erste Kontakte zwischen den späteren Pflegeeltern und den geflüchteten Jungen fanden oft in Hilfekontexten statt, wie selbstorganisierte Deutschkurse, Essensausgaben vor überfüllten Asylinrichtungen oder das Verteilen von Spenden. Bei diesen Begegnungen wurden viele der Interviewten von der Intensität des Leids der Geflüchteten beeindruckt. In diesen Kontexten lernten sie oftmals die Jungen kennen, die später ihre Pflegesöhne wurden. Meist erschienen ihnen diese Jungen als besonders hilfsbedürftig (wegen psychischer oder physischer Leiden, wegen dem Fehlen elterlicher Unterstützung etc.) und sie beschlossen, diesem Jungen in besonderem Maße zu helfen. Das weiter oben angesprochene, ambivalente Gefühl des ‚Mitleids‘ war also auch hier vielfach ein wichtiger Motivator, eine schlussendlich überaus intensive Sorgebeziehung zu diesen ‚fremden‘ Jungen einzugehen.

Auch wenn einige der interviewten Männer von diesen Begegnungen emotional berührt waren, berichteten die späteren Pflegemütter von intensiverer

75 | Vgl. Glawischnig, 2022b, 37.

76 | Der Großteil der Pflegeeltern in dieser Studie bestand aus einem heterosexuellen Paar, darüber hinaus gab es mehrere alleinstehende Personen, die eine Pflegefamilie mit einem geflüchteten Jungen eingingen. Nicht-heterosexuelle, queere Paare sind im Sample der vorliegenden Studie nicht enthalten. Zukünftige Studien würden von einer entsprechenden Ausweitung des Samples ohne Zweifel profitieren.

Betroffenheit und dem Gefühl, mehr unternehmen zu müssen, um das wahrgenommene Leid zu mindern:

Früher habe ich das gar nicht so gesehen, obwohl da so ein Lager in der Nähe von unserem Dorf ist. Also nicht wirklich wahrgenommen. Aber wie es dann mehr wurde, wie so viele Leute gekommen sind, da bin ich dann mit meiner Tochter zu dem Lager hin. Da bin ich dann zum ersten Mal damit konfrontiert worden. Vielen Leuten, die ich da gesehen habe, ist es wirklich sehr schlecht gegangen. Und nach einiger Zeit hab ich mir gedacht, okay, wir können nicht allen helfen. Dann helfen wir zumindest diesem Einen da, aber dafür richtig. (PM4⁷⁷)

Während für manche der Interviewten dabei wie im zitierten Beispiel das individuelle Leid der Geflüchteten im Zentrum stand, verbanden andere ihre Motivation zur Sorge mit ethischen und politischen Ansprüchen, die über diesen individualistischen Rahmen hinausgingen. Vielfach waren diese Interviewpartnerinnen zuvor schon in Unterstützungsgruppen für Geflüchtete oder im Menschenrechtsbereich aktiv gewesen. Wie solche Zugänge aussahen, die über die Sorge um individuelles Leid hinausgehen, zeigt sich in folgenden zwei Beispielen von interviewten Frauen:

Wie es denen teilweise ging, das hat mich zum Weinen gebracht. Aber ich war dann auch oft zornig auf die Situation, ja? Dass ich immer denke, das gibt es ja nicht, dass man einen Menschen so behandeln kann in einem Staat mit Demokratie. (PM1)

Eine andere Pflegemutter verortete ihr Engagement vor dem Hintergrund einer transnationalen Solidarität für die Sorge um Kinder:

Wenn ich darüber nachdenke, da könnte ich schon wieder weinen. Ja, vielleicht, weil ich selber Kinder habe, ja? Und wenn ich mir vorstelle, dass meine Kinder irgendwo hinmüssen, dann will ich das Vertrauen haben, dass dort Menschen sind, die sich um sie kümmern, ja? Und, ich

77 | PV steht für „Pflegevater“, PM für „Pflegemutter“, PS für „Pflegesohn“. Die Interviewten wurden mit fortlaufenden Nummern versehen. Diese Nummer wird jeweils nach der Abkürzung angegeben.

glaube, ich kann dieses Vertrauen nur haben, wenn ich selbst so handle, ja? Das hat eine hochentwickelte Gesellschaft zu leisten. Da werde ich ganz zornig. Es gibt diese Menschenrechte, es gibt Kinderrechte. Ja? Ich will, dass die eingehalten werden. Und ich will halt meinen Beitrag dazu leisten. (PM5)

Diese starke Betroffenheit führte die Interviewten schließlich zu dem Punkt, dass sie ihr bisheriges Engagement als nicht ausreichend empfanden und eine intensivere Form der Sorgebeziehung zu ihren späteren Pflegeöchnen anstrebten. Nicht selten mussten Frauen in heterosexuellen Beziehungen dabei Widerständen ihrer Partner entgegenwirken. Pflegeväter berichteten, dass „die grundsätzliche Erstinitiative ja mal definitiv von meiner Frau aus ging“ (PV3) und sie „sicherlich nicht von alleine auf die Idee gekommen“ (PV4) wären, bis hin zu „Widerständen“ (PV1), die sie zu Beginn bei dem Gedanken, einen geflüchteten Jungen bei sich zuhause aufzunehmen, verspürten.

In den Interviews zeigte sich, dass diese Widerstände von Partnern teilweise durch Sorgen bestärkt wurden, die sich aus negativen medialen Darstellungen über Geflüchtete speisten. Wie in anderen Ländern gerieten auch in Österreich männliche Geflüchtete in jüngerer Zeit in den Fokus rassialisierender Fremdkonstruktionen.⁷⁸ Im Fall von Jungen und Männern aus muslimischen Herkunftskontexten verbinden sich dabei negative Darstellungen über Geflüchtete als kriminell und betrügerisch mit Imaginationen archaisch-muslimischer Männlichkeit. Diese Imaginationen verdichten sich in der Figur des jungen, allein reisenden muslimischen Mannes, von dem ein besonderes Gefahrenpotential ausgehe.⁷⁹ Mit solchen vergeschlechtlichten Fremdkonstruktionen wird einerseits (restriktive, exkludierende) Politik gemacht.⁸⁰ Diese negativen Darstellungen, so zeigte sich in der vorliegenden Studie, können aber auch andererseits auf unmittelbare Weise wirken und persönliche Einstellungen, Erwartungen und Ängste gegen geflüchtete Jungen prägen. Diese können sich auch in einem Widerstand gegen die besonders intime Form der Sorge, die eine Pflegeelternschaft darstellt, ausdrücken.

In jenen Fällen dieser Studie, in denen die späteren Pflegeväter zuerst Bedenken hatten, gelang es den Partnerinnen aber, diese zu zerstreuen, sodass sie dann gemeinsam eine Pflegeelternschaft mit einem geflüchteten Jungen eingingen.

78 | Vgl. Scheibelhofer, 2017.

79 | Vgl. Zablotzky, 2020.

80 | Vgl. Wodak, 2020.

Und die Interviews verdeutlichten auch, dass einige der Pflegeväter sich schließlich intensiv auf die neue familiäre Situation einließen und auch viel Energie und Zeit in die Pflegeelternschaft der jungen Geflüchteten investierten. Dennoch zeigte sich, dass die Männer nicht nur zu Beginn zögerlicher waren, sondern in praktisch allen untersuchten Fällen im späteren familiären Alltag mit den jungen Männern weniger involviert waren.

5.2 Geschlechternormative Elternschaftspraktiken

In den täglichen Praktiken der Pflegefamilien waren die Pflegemütter – da, wo sie dieses Projekt gemeinsam mit einem männlichen Partner eingingen – präsenter und stärker involviert als die Pflegeväter. Und so fanden sich geschlechtsspezifische Unterschiede, die auch aus der oben diskutierten Pflegefamilien-Forschung bekannt sind.

Die Interviews verdeutlichten, dass die Pflegemütter durch die Anwesenheit der jungen Geflüchteten zuhause vermehrt Hausarbeit leisteten, vielfältige Aktivitäten mit den Jungen planten und erlebten, Zeit und Energie in die Lösung verschiedenster rechtlicher und administrativer Probleme investierten und schlussendlich auch hauptverantwortlich für die Pflege und Sorge der Jungen waren, wenn sie krank wurden oder psychische Krisen hatten. In der oben bereits zitierten Studie von Reimer und van Oordt nutzen sie den pointierten Begriff der „eierlegenden Wollmilchsau“, um die hohen Ansprüche an Pflegemütter zu beschreiben.⁸¹ Aussagen wie: „Für ihn bin ich Mama, Therapeutin und Sozialarbeiterin in einem“ (PM7) zeigen, dass es auch in den hier analysierten Pflegefamilien für junge Geflüchtete zu ähnlich (über-)fordernden Zuweisungen von Sorgeverantwortlichkeiten kam.

Auch für die Partner dieser Frauen ging die Übernahme einer Pflegevaterschaft für einen jungen Geflüchteten mit neuen Aufgaben einher, doch zeigte sich hier eine große Spannweite in Ausmaß und Intensität der Tätigkeiten. So gab es Männer, deren Engagement sich auf Erledigungen oder Unternehmungen mit den Jungen beschränkte, um die sie ihre Partnerinnen baten beziehungsweise die sie ihnen auftrugen. Ähnlich wie die von Heslop⁸² interviewten Pflegeväter sahen sich auch diese Männer also als „secondary carers“ beziehungsweise folgten

81 | Reimer/Oordt, 2024, 221.

82 | Vgl. Heslop, 2016.

sie einem Muster, das Michael Meuser in seinen Studien zu den Ambivalenzen moderner Vaterschaft mit der Konstellation „manager-helper“ beschrieb.⁸³ Diese Väter beschränken sich auf das „Assistieren“ ihrer Partnerinnen und überlassen dabei ihnen die Hauptlast der zu erledigenden Sorgearbeit sowie des damit einhergehenden *mental load*. Im Großteil der untersuchten heterosexuellen Paare ging das Engagement der beteiligten Männer jedoch über das reine Assistieren hinaus: Diese Männer unternahmen eigenständig Tätigkeiten mit den jungen Geflüchteten und kümmerten sich um anfallende Aufgaben, die mit der Pflegschaft für einen jungen Geflüchteten entstanden. Doch auch hier zeigten sich Muster geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. Neben Freizeitunternehmungen wie Fußballspielen oder Schwimmengehen engagierten sich die Pflegeväter oft in Bildungsbelangen der Jungen, indem sie etwa mit ihnen Deutsch lernten oder ihnen bei Schulaufgaben halfen. Ein weiterer Bereich, auf den sich die Männer konzentrierten, war das Lösen der vielen kleineren bis großen Probleme der Jungen. Inwiefern diese Sorgepraktiken durch Geschlechternormen geprägt sind, lassen folgende Interviewpassagen erkennen. In der ersten Passage berichtet ein junger Geflüchteter über das Lernen mit seinem Pflegevater:

Mit dem Gastvater⁸⁴ lerne ich viel. Also, wenn ich Schwierigkeiten in der Schule hab, dann gehe ich zu ihm. Weil der ist ziemlich gut und dann lerne ich mit ihm. Und mit der Gastmutter kann ich gut reden, wenn ich persönliche Probleme hab. (PS4)

Seinen eigenen Fokus auf das Lösen von Problemen reflektierte ein interviewter Pflegevater so:

Zum Beispiel Dinge reparieren, etwas Gependetes abholen. Schwupp, schwupp, ja? Fünf Mal mit dem Anhänger hin und herfahren, kein Problem. Oder wenn wieder ein Behördenweg von Hasan⁸⁵ ansteht. Formulare, Termine das ist so meins. Aber so im Alltag Zeit verbringen,

83 | Meuser, 2012, 71.

84 | Die Begriffe, mit denen sich die Beteiligten in den untersuchten Pflegefamilien bezeichneten, unterschieden sich (Gast-, Pflege-, Pateneltern, etc.). In den Interviews wurde die Bezeichnung übernommen, die die Interviewpartner:innen verwendeten. Für die Analyse in diesem Artikel werden jedoch der Überbegriff der „Pflegefamilie“ und davon abgeleitete Verwandtschaftsbezeichnungen verwendet.

85 | Alle Namen, die in den Interviews genannt wurden, wurden zur Anonymisierung geändert.

wenn, blöd gesagt, keine Not ist, das sind dann eher die Momente von der Sabine. (PV1)

Was diese zwei exemplarisch angeführten Zitate vermitteln, zeigte sich wiederholt im analysierten Material: Die Tätigkeiten, auf die sich die meisten Pflegeväter konzentrierten, waren unterhaltsam, bildungs- oder lösungsorientiert. Wie die in beiden Zitaten gegebenen kurzen Hinweise auf die Tätigkeitsbereiche der jeweiligen Pflegemütter unterstreichen, sind die Tätigkeiten der Pflegeväter überwiegend geprägt von geringer emotionaler Involviertheit, während die Sorgepraktiken ihrer Partnerinnen auch emotional-affektive Aspekte einbezogen.

Die Sorgepraktiken der Pflegeeltern entsprachen also weitgehend der geschlechterstereotypen Arbeitsteilung, wie sie auch in den eingangs erwähnten empirischen Studien zum österreichischen Familienalltag sichtbar werden. Entsprechend etablierter Normvorstellungen wurde affektiv-emotionale Sorgearbeit dabei vor allem durch die Mütter geleistet. Wie sich in der weiteren Analyse zeigen wird, wirkten sich die Unterschiede im Sorgehandeln der Pflegeväter und Pflegemütter entscheidend auf die Beziehungen aus, die sie zu den Jungen etablierten.

Hinweise auf Aushandlungsprozesse oder gar Auseinandersetzungen über die geschlechtsspezifische Verteilung der Sorgetätigkeiten fanden sich in den Interviews nicht. Offensichtlich wurde diese von den Beteiligten relativ selbstverständlich übernommen. Essentialistische Mutterschaftsbilder trugen dabei zur Normalisierung dieses Sorge-Arrangements bei. So argumentierte eine Interviewte, dass es „glaube ich der Mutterinstinkt“ (PM9) sei, wieso sie sich dermaßen intensiv um den jungen Geflüchteten bei ihnen zuhause kümmere und eine andere Pflegemutter folgerte, es sei wohl „der Urinstinkt der Frau, dass sie sich mehr um die Familie kümmert“ (PM2).

Die Pflegesöhne, so zeigte sich in den Interviews mit den jungen Geflüchteten, bemerkten die geschlechtsspezifische Sorge-Arbeitsteilung in den Familien und nahmen sie an.

Die Claudia ist sehr emotional. Sie fragt mich zum Beispiel immer, wie ich mich fühle, ob es mir gut geht, ob ich meine Eltern vermisse und so weiter. Der Peter hat eher die männlichen Gewohnheiten, wie zum Beispiel: Hast du geschaut wegen dem Ausweis? Hast du das gemacht? Und so weiter. Also die Frauen konzentrieren sich wie immer auf die

emotionalen Sachen und die Männer konzentrieren sich auf das Wesentliche [lachend]. (PS10)

Die unterschiedlichen Formen der sorgenden Zuwendung entsprachen weitgehend den Erfahrungen und Erwartungen der Jungen. Sich in dieses Arrangement einzupassen, fiel ihnen darum nicht schwer und sie wählten ihrerseits nach geschlechtsspezifischen Aspekten, mit welchen Anliegen sie sich an wen richteten: „Wenn ich reden möchte, gehe ich zu Maria. Wenn ich nicht reden möchte, gehe ich zu Jürgen“ (PS7). Gemeinsam mit den Pflegeeltern beteiligten sich die jungen Männer also an der Herstellung der scheinbar selbstverständlich geschlechterdifferenten Sorgebeziehungen in den Pflegefamilien.

5.3 Nähe und Distanz

Die unterschiedlichen Sorge-Praktiken führten zu unterschiedlichen Beziehungsqualitäten mit weitreichenden Konsequenzen. Zwischen vielen Pflegemüttern und den geflüchteten Jungen entwickelten sich mit fortschreitender Zeit tiefgehende Beziehungen. Die Frauen wurden wichtige Anker und Vertrauenspersonen für die Geflüchteten. Sie waren oftmals die ersten oder überhaupt die einzigen, denen sie sensible Themen anvertrauten. Ein Junge wählte etwa seine Pflegemutter als erste Person, mit der er über seine Vermutung sprach, homosexuell zu sein, was er auch Jahre danach noch vor seiner leiblichen Familie, die nicht nach Österreich nachziehen konnte, verheimlichte. Emotionale oder körperliche Krisen der Jungen schufen oft die Basis für Nähe zwischen Pflegemüttern und den Geflüchteten: So führten Erkrankungen der Jungen und die Pflege der Frauen in mehreren Fällen zu einer vorher nicht dagewesenen Vertrautheit. Oftmals waren es aber auch psychische Krisen der Jungen, die ihre Beziehung zu den Pflegemüttern vertieften, wie sich in den Darstellungen eines jungen Geflüchteten und einer Pflegemutter zeigt:

Flüchtlinge haben viele Probleme. Am Anfang habe ich auch viele Probleme in meinem Kopf und nicht gewusst, wie es weitergeht. Ich war sehr nervös immer. Aber ich habe dann viel geredet mit der Judith und sie hat sich viel angehört von mir. Langsam ist es besser geworden. (PS13)

Er hat mir erzählt von seiner kranken Mutter. Und dann hat er mir von seiner Flucht erzählt. Die war der blanke Horror. Und da habe ich gemerkt, ich muss ihn wirklich unterstützen, damit er das schafft. (PM6)

Berichte wie diese finden sich in mehreren Interviews der geflüchteten Jungen sowie der Pflegemütter. Im Zentrum dieser Berichte stehen nicht so sehr konkrete Hilfsmaßnahmen, als die Wirkung von Gesprächen, und das Gefühl, sich mitteilen zu können und gehört zu werden. Was sich darin spiegelt, kann mit Castro Varela und Bahar Oghalai als „sorgendes Zuhören“ verstanden werden.⁸⁶ Ein Zuhören, das „Zeit und Geduld“ benötige und das die Autorinnen einem „hegemonialen Zuhören“ gegenüberstellen, das lediglich das „eigene hegemoniale Denksystem“ bestätige.⁸⁷ Der Wert so eines sorgenden Zuhörens zeigt sich dabei nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Überlegungen der postkolonialen Theoretikerin Gayatri Chakravorty Spivak, wonach sich die Marginalisierung von Subalternen auch über das hegemoniale Nicht-gehört-werden reproduziert.⁸⁸ In mehreren Interviews mit den Geflüchteten Jungen schilderten sie die positiven Wirkungen von Erfahrungen des „Gehört-Werdens“ eindrücklich.

Dass die Begleitung durch Krisen und die gemeinsamen Gespräche die Beziehung zwischen vielen der jungen Geflüchteten und ihren Pflegemüttern stärkte, wurde auch von den interviewten Partnern der Pflegemütter wahrgenommen, wie etwa in diesem Statement: „Ich glaube, dass die Beziehung zwischen Katharina und ihm sicher besser ist als zwischen ihm und mir. Also besser möchte ich gar nicht sagen, aber viel intensiver.“ (PV2) Die meisten Pflegeväter in den untersuchten Familien entwickelten eine Nähe und Vertrautheit mit den geflüchteten Jungen. Doch die emotional distanzierte Sorgepraxis der Väter spiegelte sich in einer distanzierteren Beziehung zu den Jungen wider. Es wurde etwa berichtet, dass sich Pflegeväter kaum auf stark emotionale Themen mit den Geflüchteten einließen und stattdessen Nähe über Humor oder Gespräche über Fußball herstellten. Pflegeväter teilten außerdem mit, dass sie mehr als ihre Partnerinnen auf Disziplin bei den jungen Geflüchteten achteten oder „so der lästige, der drauf drängt, dass bestimmte Dinge eingehalten werden“ (PV4) seien. Neben der locker-freundschaftlichen Ebene nahmen diese Pflegeväter also auch die Position familiärer Autorität ein.

86 | Castro Varela/Oghalai, 2023.

87 | Ebd., 44.

88 | Vgl. Spivak, 1994.

5.4 Dünne Haut: *Caring Masculinity* von Pflegevätern

So klar sich bei den meisten Pflegevätern Muster von wenig emotional involviertem männlichen Sorgehandeln zeigten,⁸⁹ fanden sich in den Daten vereinzelt auch andere Realitäten und Hinweise, die auf Ambivalenzen, Komplexitäten und Veränderungsprozesse hinwiesen.

In manchen Interviews mit Pflegevätern zeigte sich, dass die Sorgebeziehung mit den Jungen Veränderungsprozesse bei ihnen anstieß. So verwendete ein Pflegevater das Bild der „dünner werdenden Haut“, um zu beschreiben, wie die intensive Sorgebeziehung mit einem Jungen, der Fluchtrealitäten am eigenen Leib erlebte, sein eigenes Erleben verändert: „Es ist ja lustig. Meine Haut ist dünner geworden und nicht dicker. Weil du die Dinge viel intensiver wahrnimmst.“ (PV3) Zu seiner Verwunderung führte diese Beziehung nicht zu einer abgeklärten Sicht der Dinge.

Die untenstehende Selbstreflexion eines Pflegevaters dokumentiert Prozesse der Auseinandersetzung mit der eigenen Sorgepraxis und der Rolle, die Affekte darin einnehmen. Wie der Ausschnitt deutlich macht, können hinter dem oftmals anzutreffenden lösungsorientierten Sorgehandeln der Pflegeväter durchaus intensive affektive Prozesse stattfinden, auch wenn diese Emotionalität sich in konkreten Praktiken kaum explizit ausdrückt:

Am Anfang war ich oft frustriert. Wenn wieder was schiefgelaufen ist oder er schlechte Nachrichten von zuhause bekommen hat oder so. Da sind wir danach oft aneinandergeraten. Aber ich hab irgendwann verstanden, dass der eigentlich zuerst einmal tröstende Anteilnahme gebraucht hätte und ich gleich versucht habe, zur Lösung zu springen. Und da habe ich gemerkt, da bin ich ein bisschen schwach auf der Brust, beim Trösten, ja? Ich weiß nicht, ob das jetzt was typisch Männliches ist, aber bei mir war das auf jeden Fall so. Und wie ich das begriffen habe, habe ich versucht, das ein bisschen zu lernen. Aber, das ist ja dann nicht leicht, ja? (PV6)

Wie auch in der vorangegangenen Interviewpassage dokumentieren sich in dieser Erzählung Veränderungsprozesse oder zumindest der schwierige Versuch mancher Pflegeväter, das eigene Sorgehandeln zu verändern und dabei die Rolle emotionaler

89 | Vgl. Lehner, 2015.

Verbundenheit als Teil von Sorge zu stärken. Explizit auf solche Veränderungsprozesse ging einer der beiden für diese Studie interviewten alleinlebenden Pflegeväter ein. Ähnlich wie bei einigen Pflegemüttern war diese Veränderung der Intensität der Beziehung dabei durch die Wahrnehmung von intensivem Leid des jungen Geflüchteten angestoßen:

Zweimal hat er so Dinge gehabt, wo er wirklich bitterlich geweint hat, fast einen Heulkampf. Einmal, wo er an die Familie denken musste, zu der er noch keinen Kontakt hatte und offenbar sich ganz allein gefühlt hat. Und das zweite Mal dann wie er vom Tod seines Vaters erfahren hat. Und da musste ich dann also, da habe ich dann gesehen, da komme ich nicht mehr weiter. Weil, der hat richtig Depressionen entwickelt und Selbstmordgedanken gehabt. Und dann musste ich halt professionelle Hilfe suchen für ihn. Aber auch ich habe mir Hilfe geholt, hab sogar Bücher gekauft, über Trauma und so. Ich habe dann ganz bewusst drauf geachtet, dass das Emotionale in den Mittelpunkt rückt und ich viel mit ihm rede. Und man hat auch gemerkt, wie gut ihm das tut. (PV5)

Die krisenhafte Erfahrung führt nicht nur zur Suche nach neuen Wegen der Hilfe für den geflüchteten Jungen, sondern zeigt auch dem Pflegevater Grenzen seiner bisherigen Handlungsweisen auf. Darauf folgende Veränderungsprozesse weisen in Richtung der Entwicklung einer *caring masculinity*, in der sich laut Karla Elliott fürsorgliche Haltung mit fürsorglicher Praxis verbindet.⁹⁰ Um die Entwicklung solcher Veränderungsprozesse umfassend einschätzen zu können, dokumentierten sich solche Erfahrungen unter den Pflegevätern dieser Studie zu selten und auch die Frage, ob es hier lediglich zu einer Hybridisierung von sorgenden und hegemonialen Facetten von Männlichkeit kommt,⁹¹ kann auf Basis der vorliegenden Daten nicht eingeschätzt werden. Aber die angeführten Beispiele zeigen auf, dass die Sorgepraktiken der Pflegeväter vielschichtiger waren, als es auf den ersten Blick erscheinen mag, und dass diese Beziehungen Entwicklungen anstoßen können, die über geschlechternormative männliche Sorgepraktiken hinausweisen können.

90 | Vgl. Elliott, 2016.

91 | Vgl. Scholz, 2025, 78.

5.5 Mit-leiden oder cool bleiben

Mit dem Engagement als Pflegeeltern eines geflüchteten Jungen gingen verschiedenste positive und negative Erfahrungen mit der Außenwelt einher. Die intensivsten negativen Erfahrungen machten die Pflegeeltern im Kontakt mit Behörden und deren Umgang mit den Jungen. Hier zeigte sich besonders deutlich, wie die geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Sorgepraktiken zu unterschiedlichen Wahrnehmungen und Konsequenzen führten. Wie sich für die Pflegeeltern sehr früh herausstellte, gehen mit der Sorge um einen jungen Geflüchteten auch regelmäßige und zumeist negative Kontakte mit Behörden einher. Die Jungen gerieten etwa wiederholt in Kontrollen von Polizei, Wachdiensten und anderen Ordnungsorganen und wurden dabei auf Stationen mitgenommen, mit Verwarnungen belegt oder erhielten Anzeigen. Diese Erfahrungen waren für die Interviewten neu, eine Pflegemutter drückte dies halb im Scherz aus mit: „also mit meinen eigenen Kindern habe ich mit den Behörden nicht so viel kämpfen müssen!“ (PM9). Und wie sich in Kommentaren wie „mir war vorher nicht bewusst, wie auch ein Rechtsstaat wie Österreich agieren kann“ (PM1) ausdrückt, konnten sich diese negativen Erfahrungen nachhaltig auf die Weltsicht der Pflegeeltern auswirken.

Die prägendsten Erlebnisse entstanden dabei im Kontext des Asylverfahrens der Jungen. Vorladungen zu Asylbehörden wechselten sich mit langen Phasen der Unsicherheit und des Wartens auf rechtliche Entscheidungen ab. Fast alle Pflegeeltern berichteten von den Belastungen, die durch die häufigen Termine, das Besorgen verschiedenster Unterlagen, das Beachten von Fristen etc. entstanden, doch in der emotionalen Reaktion auf diese Zumutungen fanden sich markante Unterschiede. Sowohl Pflegemütter als auch Pflegeväter berichteten davon, dass die Pflegeväter kaum affektiv betroffen reagierten von den oftmals frustrierenden und negativen Entwicklungen in den Verfahren. Sie reagierten, mit den Worten einer Pflegemutter, „viel weniger emotional“ (PM6) auf solche Entwicklungen und fokussierten oftmals schnell auf nächste mögliche Schritte, weil „was bringt es denn, wenn ich jetzt jedes Mal verzweifle?“ (PV3), wie es ein Pflegevater ausdrückte. Diese Pflegeväter wendeten den Zugang der Lösungsorientierung auch auf das Asylverfahren der jungen Männer an, suchten besonnen nach Lösungen und entwickelten neue Pläne. Manche Pflegemütter schätzten diesen emotional distanzierten Zugang, da er ihnen half, nach aufwühlenden Entwicklungen „wieder auf eine bewusste Ebene“ (PM3) zu kommen oder „cool“ (PM2) zu bleiben. Die emotionale Distanziertheit, die die Pflegeväter zu den jungen Männern durch ihre

Sorgetätigkeit etablierten, ermöglichte ihnen auch eine emotionale Distanziertheit im Umgang mit den wiederkehrenden Rückschlägen, die die Asylverfahren der Jungen auszeichneten.

Viele der Pflegemütter erlebten diese Rückschläge gänzlich anders. Sie berichteten von „schlaflosen Nächten“ (PM11) vor Behördenterminen, von einer „Angst, die mich fast wahnsinnig macht“ (PM7), wenn sie einen negativen Entscheid erwarteten oder „eigentlich permanenter Sorge, dass sie ihn irgendwann abholen“ (PM1). Die Pflegemütter berichteten davon, dass sie mit den Jungen zu „furchtbaren Terminen“ (PM4) bei den Behörden gingen und sie bei der Bewältigung ihrer Ängste und Frustrationen, die durch die Verfahren ausgelöst wurden, begleiteten. Mehrere der Interviewten nahmen wahr, wie ihre eigene Erfahrung dieser Asylverfahren mit der emotionalen Reaktion der Jungen in Verbindung stand.

Diese Beziehung, die da aufgebaut wird, die hat schon was Intensives. Und das hat sie auch, weil man versucht, sie zu beschützen. Ich versuche, ihn ja zu beschützen, ja? Aber ich merke in solchen Momenten, oder ich bekomme dann manchmal das Gefühl, dass ich ihn nicht beschützen kann. Eine andere Pflegemama hat das mal so perfekt auf den Punkt gebracht. Sie hat gesagt, die traumatisieren nicht nur diese jungen Geflüchteten, sondern sie traumatisieren uns gleich mit. Das trifft genau. (PM11)

Faktisch ist es wohl falsch, für diese Erfahrungen der Pflegemütter den Begriff der Traumatisierung zu verwenden. Als Metapher verdeutlicht es aber die tiefe emotionale Betroffenheit, die das Mit-Erleben des Leids der jungen Männer bei manchen Pflegemüttern auslöste. Wie in weiterer Folge gezeigt wird, war es eben diese tiefe Betroffenheit, die unter den Pflegemüttern eine Entschlossenheit für politisches Sorgehandeln erzeugte, die sich bei den Pflegevätern nicht fand.

5.6 Zwischen *rebellious kinship* und *white saviorism*

Die tiefe Betroffenheit über negative Erfahrungen der Jungen mit Behörden, die sich in Interviews mit den Pflegemüttern findet, führte in mehreren Fällen zu weitreichendem Engagement. Insbesondere drohende Abschiebungen aufgrund eines abgelehnten Asylantrags waren dabei ein Quell von bedrückenden Gefühlen: „Ja also

darüber darf ich gar nicht nachdenken. Das wäre also für mich und uns als Familie echt ein Desaster.“ (PM10) Angst und Sorge waren aber nicht die einzigen Gefühle, die diese Erfahrungen auslösten. Vielfach erzeugten die als unnachvollziehbar und ungerecht wahrgenommenen Begegnungen mit Behörden auch Wut und Zorn. Diese Affekte motivierten die Pflegemütter zu verschiedenen widerständigen Praktiken.

Eine Pflegemutter berichtete etwa von wiederholten Beschwerden bei Polizeistationen nach Kontrollen ihres Pflegesohnes, die sie als schikanierendes *racial profiling* wahrnahm. „Wir Pflege-Mamas sind eine wirkliche Qual für die Polizei“, so diese Pflegemutter, „weil, wir stellen Fragen“ (PM2). Insbesondere jene Pflegemütter, die bereits vorher in gesellschaftspolitischen Zusammenhängen aktiv waren, motivierten die negativen Erfahrungen der Jungen zu intensiverem politischen Engagement:

Ich gehe mittlerweile fast auf jede Demo zu Asyl und auch gegen diesen Rechtsruck. Es gibt auch viele Tränen und es gibt Wut, natürlich. Und manchmal auch irrsinnige Ohnmacht. Aber mir gibt das Kraft, dieses Rausgehen und sich zusammentun. (PM1)

In jenen Pflegefamilien, wo ein negatives Asylverfahren möglich erschien, zeigte sich die Intensität der emotionalen Involviertheit der Pflegemütter auch in der Radikalität ihrer Vorstellungen, was sie gegen eine Abschiebung bereit wären zu tun. In mehreren Interviews sprachen Pflegemütter von wiederkehrenden Gedanken daran, die jungen Männer als letzten Ausweg gegen eine Abschiebung zu verstecken und so dem Zugriff von Behörden zu entziehen. Eine Pflegemutter sinnierte darüber, ob sie eine Abschiebung ihres Pflegesohnes durch eine Blockade verhindern würde, „lege ich mich dann vor das Flugzeug?“ (PM11). Auch wenn solche Gedanken über zivilen Ungehorsam wohl kaum in die Tat umgesetzt wurden,⁹² verdeutlichen sie das transgressive Potential der Sorgebeziehung zu den Jungen. Was als Hilfe zur Überwindung von Leid begann, entwickelte sich mitunter zu intensiven Formen der Verbundenheit und Solidarität, die Pflegemütter zu ungeahnten Schritten motivieren konnten. Eine Pflegemutter sprach etwa davon, dass diese Beziehung „dich radikalisiert“ (PM1), eine andere argumentierte, dass sie mittlerweile „auf alles vorbereitet“ sei und gewillt „bis zum Äußersten zu gehen“ (PM4), um den Jungen zu

92 | Jedenfalls fand ich keine Fälle, in denen so radikale Schritte tatsächlich gegangen wurden.

schützen. Realitätsnäher zeigte sich diese transgressive Facette der Sorgebeziehung dort, wo Überlegungen angestellt wurden, die jungen Männer zu adoptieren, um sie vor einer möglichen Abschiebung zu bewahren. Mehrere Pflegemütter hatten sich bereits über die Möglichkeiten (und die Hürden) einer Adoption informiert, in zwei Fällen gab es diesbezüglich bereits erste Umsetzungsschritte. Und wiederum waren es in den untersuchten Fällen die Pflegemütter, die diese weitere Intensivierung der Beziehung einbrachten, während ihre Partner reserviert reagierten.

Wie Dubuisson argumentierte, kann *rebellious kinship* einen Weg des Widerstands gegen gewalttätige und rassistische Migrationspolitiken darstellen.⁹³ Es zeigte sich, dass auch die Sorgepraktiken in Pflegefamilien für geflüchtete Jungen solche Formen der rebellischen Verwandtschaft annehmen können. Und wie sich zeigte, entwickelte sich dieses widerständige Potential insbesondere im Kontext der intensiven Sorgebeziehungen der Pflegemütter. Was Dubuisson ebenfalls deutlich macht, ist, dass sich die Schutzfunktion des *kin work* bei Migrant:innen nicht lediglich in der möglichst positiven Einwirkung auf migrationsgesetzliche Entscheidungen erschöpft. Auf einer grundsätzlicheren Ebene gehe es dabei – ähnlich wie bei den von Bergold-Caldwell⁹⁴ beschriebenen Sorgepraktiken im Kontext Sklaverei – um Praktiken des *future makings*: der Ermöglichung von Zukunft in einem Kontext, der auf Unterbindung ebendieser Zukunft ausgerichtet ist. Dass die hier untersuchten Pflegefamilien für junge Geflüchtete auch diesen Aspekt verwirklichen können, zeigte sich an den vielen Schritten, die von den Pflegeeltern und den Jungen gesetzt wurden, die auf eine Zukunft der Jungen vor Ort ausgerichtet waren: vom Einbinden der Jungen in Familie und Freundesnetzwerke über die Sicherung von Bildungs- und Ausbildungsplätzen für die Jungen bis hin zum vehementen Einsatz gegen Asylentscheide, die ihren Verbleib vor Ort beenden würden. Dass dieses *future making* sich auch in der Beziehung zwischen den jungen Geflüchteten und den Pflegeeltern ausdrückte, zeigte sich an vielen Stellen, an denen die Interviewten von der Zukunft sprachen. Obwohl Pflegeelternschaft in Österreich regulär mit dem 18. Geburtstag des Kindes endet, übernahmen viele Interviewte diesen begrenzten Zeithorizont nicht, wie sich etwa in den Aussagen einer Pflegemutter und eines jungen Geflüchteten zeigt:

93 | Vgl. Dubuisson, 2025.

94 | Vgl. Bergold-Caldwell, 2024.

Also ich hoffe, dass wir uns auf Lebenszeit begleiten werden. Hoffentlich, wenn er hierbleiben darf. Aber mittlerweile fühle ich diesbezüglich wie für meine eigenen Kinder, da mach ich keinen Unterschied. Also ich sehe da kein Ende von unserer Beziehung. (PM3)

Das wird immer so bleiben. Wir werden unsere Beziehung nie ändern. Wir werden wie eine Familie sein. Wir werden uns lieben, wir werden zusammenhalten. Das wird sich sicher nicht ändern. Ich werde für sie immer da sein. Und wir werden so wie eine Familie bleiben. (PS2)

Wie sich zeigt, erlebten in diesen Fällen die Mitglieder der Pflegefamilien die Beziehungen als so intensiv, dass sie ihren temporären Charakter verloren.

Doch nicht in allen untersuchten Pflegefamilien entstand so eine intensive Beziehung. Ein Junge ging aufgrund wiederkehrender Konflikte mit den Pflegeeltern vorzeitig zurück in eine Gemeinschaftsunterkunft, in einem anderen konfliktreichen Fall wartete der Junge lediglich auf seinen 18. Geburtstag, bis er von den Pflegeeltern ausziehen konnte. Und auch in jenen Pflegefamilien, in denen das Verhältnis von allen Beteiligten als sehr positiv beschrieben wurde, zeigten sich Prozesse, die den ambivalenten Charakter dieser Sorgebeziehung verdeutlichen. So wurde in den Interviews deutlich, dass die Pflegeeltern ihre Bereitschaft zur Sorge mit verschiedensten Erwartungen verknüpften. So wurde von den Jungen erwartet, pünktlich zu sein, sich im öffentlichen Raum möglichst unauffällig zu verhalten, im Umgang mit Frauen respektvoll zu sein etc. Wie sich solche Erwartungen in den Sorgebeziehungen ausdrückten, lässt sich anhand des Themas Schule und Ausbildung zeigen. Praktisch allen Pflegeeltern war es wichtig, dass die geflüchteten Jungen sich anstrebten, schnell Deutsch zu lernen, ein strebsamer Schüler zu sein und eine Ausbildung zu absolvieren. Eine Pflegemutter beschrieb etwa, dass sie ihren nunmehrigen Pflegesohn auch deshalb aufnahm, weil er so „bildungsaffin“ (PM7) erschien, was sich zu ihrer Freude später bewahrheitete. In den Interviews mit den Pflegeeltern fanden sich viele Bemerkungen wie „er ist total gescheit“ oder „hat sich Deutsch fast alleine beigebracht“, die zwar für sich genommen nebensächlich erscheinen, in der Zusammenschau jedoch den großen Wert verdeutlichen, die sie der „Bildungsaffinität“ der Jungen beimaßen. Die Interviews mit den geflüchteten Jungen zeigten wiederum, dass die allermeisten von ihnen viel Arbeit investierten, um dieser Bildungserwartung gerecht zu werden. So sprachen die Jungen davon, wie sehr ihnen die Pflegeeltern beim Lernen halfen, dass sie

durch die Pflegeeltern den Wert von Bildung erkannt hatten, wie wichtig ihnen gute Schulabschlüsse und Ausbildung waren etc. Dass solche Erwartungen ein Ausdruck von Machtungleichgewichten innerhalb von Sorgebeziehungen darstellen, kam hingegen seltener zu Tage. Eine Pflegemutter berichtete von der schwierigen ersten Phase mit dem geflüchteten Jungen, als sie diesen in ihre Familie aufnahm. Er war damals oft nervös und schlief schlecht aufgrund von Angstzuständen, die Schule besuchte er nur selten und Lernen fiel ihm schwer.

Das klingt jetzt vielleicht hart, aber ich hab ihm dann gesagt, dass er nur bei uns bleiben kann, wenn er die Schule besucht und auf abschließt. Ich habe ihm explizit gesagt, ich werde dir sicher nicht zuschauen, wie du ein Problemfall wirst! (PM9)

Dominante Diskurse über männliche Geflüchtete bieten viel Stoff, um das Bild des „Problemfalls“ aufzufüllen. Diesem Bild nicht zu entsprechen, war eine wichtige Aufgabe, die die Jungen zu erfüllen hatten, um in den Genuss der Sorgebeziehung zu kommen. Die Pflegeeltern befanden sich in diesem Verhältnis hingegen in einer Position des „Rosinen Pickens“, wie ein Pflegevater selbstkritisch analysierte:

Ich habe mir dann gedacht, was ist das für ein überheblicher, elitärer Gedankengang, jetzt nur jemandem helfen zu wollen, der halt gescheit ist, gut in der Schule ist und so. Das ist ja eigentlich ein Rosinen Picken. Die Angenehmen, sozusagen, nimmt man sich. (PV5)

Schließlich zeigen sich Machtungleichgewichte in Sorgebeziehungen, wie Galvin im Zusammenhang mit Menschen mit Behinderung herausarbeitete,⁹⁵ auch in der „Last der Dankbarkeit“, die den Sorge-Leistenden entgegengebracht werden müsse. Diese Dankbarkeitslast prägt auch Pflegefamilien mit geflüchteten Jungen. Vereinzelt wurde das auch von Pflegeeltern selbst wahrgenommen und kritisch reflektiert, wie etwa von einer Pflegemutter, die ihre diesbezüglichen Beobachtungen aus anderen UMF-Pflegefamilien pointiert beschrieb mit: „Solange sie Opfer sind und hilflos und dankbar und auf den Knien rutschen, solange werden sie respektiert und werden gepflegt wie kleine Hündchen“ (PM4). Interessanterweise fanden sich in den Interviews mit den geflüchteten Jungen praktisch keine kritischen Kommentare

95 | Vgl. Galvin, 2004.

dazu. Doch die Tatsache, dass diese Interviews übersät waren mit Dankbarkeitsbekundungen für die Pflegeeltern, deren Kinder, Verwandte und Freund:innen kann als klares Zeichen für die Wirkmacht dieser Dankbarkeitslast erkannt werden..

Dass das große Engagement, das insbesondere Pflegemütter in die Sorge investierten, nicht einfach als aufopferungsvoll ertragene Belastung verstanden werden sollte, ließ sich schließlich in jenen Momenten erkennen, in denen die „Erträge“ dieser Arbeit sichtbar wurden. Ältere Interviewte erzählten etwa davon, wie sie durch die Pflegemutterschaft wieder Sinn verspürten und dem langatmigen Pensionistinnen-Dasein entkommen konnten. Manche der Pflegemütter engagierten sich neben der Sorgetätigkeit zuhause auch in Vernetzungstätigkeiten mit anderen UMF-Pflegeeltern oder anderen Hilfsprojekten für Geflüchtete. Aus den Berichten ließ sich schließen, dass diese Frauen aufgrund ihrer besonderen Expertise aus der Pflegeelternschaft in diesen Kontexten oftmals gewichtige Rollen einnahmen. Wie eine Interviewpartnerin schließlich selbstkritisch anmerkte, ließ sich aus dem Engagement für einen geflüchteten Jungen in den richtigen Kreisen auch Anerkennung beziehen:

Manchmal frage ich mich schon, wie sehr mache ich das eigentlich für mich, also für das Lob von anderen. Weil es halt schon gut kommt, wenn man sagen kann, ich habe so einen bei mir daheim! So in Richtung, schau her, ich mache viel mehr als ihr. (PM5)

Die zuletzt dargestellten Beobachtungen zeigen, wie sich die Ambivalenzen von Sorgebeziehungen in Pflegeelternschaft für geflüchtete Jungen darstellen können. Die Möglichkeit, das eigene Sorgehandeln an die Erfüllung von Erwartungen zu koppeln, in der Position zu sein, Dankbarkeit von dem Umsorgten zu erhalten und verschiedene Formen des persönlichen und sozialen „Gewinns“ aus der Sorge zu beziehen, zeigen, wie Ungleichheitsverhältnisse diese Sorgebeziehung prägen. Es zeigt auch, dass Pflegeelternschaft nicht nur *rebellious kinship* ist, sondern auch Dynamiken des *white saviorism* reproduzieren kann.

6 Fazit

Die Analyse der Elternschaftsnormen und -praktiken in Pflegefamilien für geflüchtete Jungen zeigt, wie sich der ambivalente Charakter von Sorge im Kontext vielschichtiger Ungleichheitsverhältnisse darstellt. Die untersuchten Pflegefamilien reproduzieren jene geschlechternormativen Praktiken, die sich in der Forschung zu konventionellen Familien wie auch ‚konventionellen Pflegefamilien‘ (in denen Kinder ohne Fluchterfahrungen betreut und begleitet werden) finden. Bei heterosexuellen Paaren, die eine Pflegeelternschaft für einen jungen Geflüchteten eingingen, herrschte offensichtlich Einigkeit darüber, dass sich die Pflegemütter intensiver engagieren als ihre Partner. Dieses größere Engagement prägte bereits den Start der Beziehung, wo es vor allem die Frauen waren, die die Idee der Pflegeelternschaft für einen jungen Geflüchteten vorantrieben. Diese Frauen waren offensichtlich eher bereit, Grenzen zwischen Vertrautem und Fremdem zu überwinden und einen bis vor Kurzem unbekanntem Jungen in die Sphäre der Privatheit eintreten zu lassen. Anders als in Formen der Hilfe auf Distanz initiierten sie damit eine Sorgebeziehung, die auf den Aufbau von Intimität und Familialität ausgerichtet ist. Diese familienähnliche Form der Hilfe für junge Geflüchtete schafft dabei auch eine Vielzahl an familienähnlichen Aufgaben und Sorgeverantwortlichkeiten, die von den meisten untersuchten Pflegeeltern entlang traditioneller Geschlechternormen geleistet wurden. Für die Pflegemütter bedeutete das Eingehen einer Pflegeelternschaft für einen jungen Geflüchteten damit in der Regel größere zeitliche aber auch emotionale Belastungen als für ihre Partner. Dass sich die Sorgepraxis der Pflegeväter mitunter komplexer und vielschichtiger darstellt, als sie auf den ersten Blick erscheinen mag, zeigte der genauere Blick auf einzelne Erfahrungen interviewter Männer, die auf Entwicklungen in Richtung einer *caring masculinity* verweisen.

Die weitgehend geschlechternorme Arbeitsteilung, so zeigt die Analyse, führte dazu, dass die Pflegemütter in ihrer Sorgetätigkeit eine besondere Verbundenheit zu den Jungen aufbauten. Und diese starke Verbundenheit kann, so zeigt die Analyse, die Basis für widerständige Praxis darstellen. Für das Verständnis dieses politischen Potentials scheint dabei ein kontextualisierter Blick nötig. Wie bereits Berenice Fisher und Tronto in ihren Überlegungen zu einer *feminist theory of care* argumentierten, wäre es falsch, Sorgebeziehungen als rein individuelles Geschehen zu fassen.⁹⁶ Diese Beziehungen finden unter konkreten sozialen Bedingungen

96 | Vgl. Fisher/Tronto, 1990.

statt und werden durch institutionelle Rahmungen, dominante Diskurse und gesellschaftliche Ungleichheiten geprägt. Intersektionale Ungleichheiten werden in der Sorgebeziehung sichtbar und „prägen wesentlich die Art und Weise, in der Care organisiert, gedeutet, bewertet und konkret praktiziert wird“⁹⁷.

Wie die Analyse zeigt, konfrontierte die Sorge für einen geflüchteten Jungen die Pflegeeltern mit den intersektionellen Ungleichheiten, von denen diese Jungen betroffen sind. Die Pflegeeltern erlebten dabei zuvor nicht in der Form gekannte Auswirkungen institutioneller Praktiken (wie dem *racial profiling* der Polizei) und gesetzlicher Regelungen (wie der restriktiven österreichischen Asylpolitik) auf das Leben junger männlicher Geflüchteter. Es scheint relevant, diese Begegnungen mit gesellschaftlicher Ungleichheit zu berücksichtigen, um zu verstehen, wie eine Sorgetätigkeit wie jene der Pflegeelternschaft ein widerständiges Potential entfaltet. Die hier analysierten Pflegeelternschaften waren nicht von Beginn an als *rebellious kinship* geplant, aber sie entwickelten sich in manchen Fällen in diese Richtung durch die Konfrontation mit als unrecht wahrgenommenen Erfahrungen. Die Tatsache, dass Pflegemütter durch die geschlechternorme Arbeitsteilung in den Familien mehr Zeit und Energie für die Jungen aufwandten, führte dazu, dass es vor allem sie waren, die dieses widerständige Potential aktivierten. Offensichtlich führte hier die Intensität der Sorgebeziehung zu einer besonders intensiven Wahrnehmung der Vulnerabilitäten der Jungen. Diese Wahrnehmung berührte manche der Pflegemütter tiefgreifend und motivierte sie dazu, „bis zum Äußersten“ zu gehen. Auch wenn die Beispiele rar waren, wo Pflegeväter die Jungen und ihre Verletzlichkeit so intensiv wahrnahmen, zeigen diese Fälle, dass es sich bei den hier beschriebenen Dynamiken nicht um etwaige weibliche oder ‚mütterliche‘ Wesenseigenschaften handelt. Ausschlaggebend ist die Form und Intensität der Sorgebeziehung. Widersprüchlicherweise führte gerade die geschlechternormative Elternschaftspraxis in den Pflegefamilien dazu, dass sich vor allem bei den Pflegemüttern eine *politics of care* artikuliert.

Dass Pflegeelternschaften für geflüchtete Jungen dennoch ambivalente Formen der Sorge darstellen, zeigte sich schließlich in verschiedenen Dynamiken, die den Machtungleichgewichten innerhalb dieser Beziehungen geschuldet sind. Auch noch so intensive Sorgebeziehungen, so dokumentierte sich, haben das Potential, solche Ungleichheiten zu reproduzieren. Wie Galvin⁹⁸ verdeutlicht, kann

97 | Thiessen, 2024, 90.

98 | Vgl. Galvin, 2004.

sich dieses Potential insbesondere in privaten, nicht-institutionell organisierten Sorgebeziehungen, wie es auch die hier analysierten Pflegefamilien sind, entfalten. Und so können Pflegefamilien für geflüchtete Jungen nicht nur Formen von *rebellious kinship* entwickeln, sondern können auch in die Fallstricke des *white saviorism* geraten.

Literatur

- Atzmüller, Roland/Décieux, Fabienne/Ferschli, Benjamin (Hg.) (2023): *Ambivalenzen in der Transformation von Sozialpolitik und Wohlfahrtsstaat*. Weinheim: Juventa.
- Aulenbacher, Brigitte/Dammayr, Maria (2014): Krisen des Sorgens. Zur herrschaftsförmigen und widerständigen Rationalisierung und Neuverteilung von Sorgearbeit. In: Aulenbacher, Brigitte/Dammayr, Maria (Hg.): *Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft*. Weinheim, Basel: Beltz, 65-76.
- Badinter, Elisabeth (1992): *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*. München: Piper.
- Baierl, Andreas/Buchebner-Ferstl, Sabine/Dörfler-Bolt, Sonja (2023): *Vatersein in Österreich. Eine empirische Untersuchung im multi-methoden Design*. Forschungsbericht des Öst. Institut für Familienforschung, Wien.
- Beier, Friederike/Çağlar, Gülay/Graf, Patricia (2023): Feministische und dekoloniale Perspektiven auf Corona und Care – Einleitung. In: *Femina Politica* 32 (1), 9-24.
- Bergmann, Sven (2014): *Ausweichrouten der Reproduktion*. Wiesbaden: Springer.
- Bergold-Caldwell, Denise (2024): Schwarzer Feminismus der Sorge: Versuch eines postkolonial informierten Sorgebegriffs. In: Hartmann, Anna/Windheuser, Jeannette (Hg.): *Jahrbuch Erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung: Pädagogik als Sorge?* Opladen: Verlag Barbara Budrich, 131-143.
- Braun, Christina von (2018): *Blutsbande. Verwandtschaft als Kulturgeschichte*. Berlin: Aufbau Verlag.
- Butler, Judith (2009): *Frames of War. When Is Life Grievable?* London/New York: Verso.
- Butler, Judith (2004): *Precarious Life. The Powers of Mourning and violence*. London/New York: Verso.
- Bütow, Birgit/Holztrattner, Melanie (2022): *Familienähnliche Fremdunterbringung in Österreich. Geschichte – Institutionen – Biographische Erfahrungen*. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.
- Castro Varela, María do Mar/Oghalai, Bahar (2023): *Freund*innenschaft. Dreiklang einer politischen Praxis*. Münster: Unrast.
- Castro Varela, María do Mar/Heinemann, Alisha (2016): Mitleid, Paternalismus, Solidarität. Zur Rolle von Affekten in der politisch-kulturellen Arbeit. In: Ziese, Maren/Gritschke, Caroline (Hg.): *Geflüchtete und Kulturelle Bildung. Formate und Konzepte für ein neues Praxisfeld*. Bielefeld: transcript, 51-66.

- Chakrabarty, Dipesh (2008): *Provincializing Europe. Postcolonial thought and historical difference*. Reissue. Princeton: Princeton University Press.
- Charmaz, Kathy (2014): *Constructing grounded theory*. 2. Aufl. London: SAGE.
- Cox, Nicole/Federici, Silvia (1975): *Counter Planning from the Kitchen. Wages for Housework. A Perspective on Capital and the Left*. Bristol: Falling Wall Press.
- Dalla Costa, Mariarosa (1978): Die Frau und der Umsturz der Gesellschaft. In: Dalla Costa, Mariarosa/James, Selma (Hg.): *Die Macht der Frau und der Umsturz der Gesellschaft*. Berlin: Merve, 27-67.
- Dubuisson, Darlène (2025): Kin-Work among Black Transit Migrants in Tapachula, Mexico. In: *Current Anthropology* 66 (1), 135-140.
- Elliott, Karla (2016): Caring Masculinities. In: *Men and Masculinities* 19 (3), 240–259.
- Finnegan, Amy C. (2022): Growing Up White Saviors. In: *Journal of Applied Social Science* 16 (3), 617-636.
- Fisher, Berenice/Tronto, Joan (1990): Toward a Feminist Theory of Caring. In: Abel, Emily K./Nelson, Margaret K. (Hg.): *Circles of care. Work and identity in women's lives*. Albany: SUNY Press, 35-62.
- Frevert, Ute (1986): *Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Galvin, Rose (2004): Challenging the Need for Gratitude. In: *Journal of Sociology* 40 (2), 137-155.
- Gehres, Walter/Sauer, Stefanie (2022): Adoptiv- und Pflegefamilien. In: Schierbaum, Anja/Ecarius, Jutta (Hg.): *Handbuch Familie. Band II: Erziehung, Bildung und pädagogische Arbeitsfelder*. Wiesbaden: Springer, 701-720.
- Gildemeister, Regine/Hericks, Katja (2012): *Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen*. Berlin: Oldenbourg Verlag.
- Gilligan, Carol (1977): *In a Different Voice. Psychological Theory and Women's Development*. Harvard: Harvard University Press.
- Glawischnig, Katharina (2022a): Entwicklungen im Bereich der Aufnahme von UMF in Österreich. In: Glawischnig, Katharina (Hg.): *Für einen mehr ist auch noch Platz. Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Pflegefamilien*. Wien: Mandelbaum Verlag, 29-32.
- Glawischnig, Katharina (2022b): Aufnahme eines Kindes und weiterführende Betreuung und Begleitung. In: Glawischnig, Katharina (Hg.): *Für einen mehr ist auch noch Platz. Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Pflegefamilien*. Wien: Mandelbaum Verlag, 33-105.
- Graham, Hilary (1983): Caring: A labour of love. In: Finch, Janet/Groves, Dulcie (Hg.): *A Labour of Love. Women, Work and Caring*. London: Routledge, 13-30.
- Guerrini, Flavia (2020): Disziplinierung und Spuren des Widerstandes. Subjektivierungstheoretische Perspektiven auf Heimerziehung für Mädchen. In: Sperk, Verena/Altenberger, Sandra/Lux, Katharina/Vogler, Tanja (Hg.): *Geschlecht und Geschlechterverhältnisse bewegen. Queer/Feminismen zwischen Widerstand, Subversion und Solidarität*. Bielefeld: transcript, 45-71.

- Hartmann, Anna/Windheuser, Jeannette (2024): Pädagogik als Sorge? Zur anhaltenden Konjunktur einer Herausforderung erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung. In: Hartmann, Anna/Windheuser, Jeannette (Hg.): *Jahrbuch Erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung: Pädagogik als Sorge?* Opladen: Verlag Barbara Budrich, 11-24.
- Haug, Frigga (2011): Das Care-Syndrom. Ohne Geschichte hat die Frauenbewegung keine Perspektive. In: *Das Argument* 292, 345-364.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, 363-393.
- Hedva, Johanna (2020): *Sick Woman Theory*. Hildesheim: Kunstverein Hildesheim.
- Helfferrich, Cornelia (2022): Familie und Geschlecht. In: Schierbaum, Anja/Ecarius, Jutta (Hg.): *Handbuch Familie. Band II: Erziehung, Bildung und pädagogische Arbeitsfelder*. Wiesbaden: Springer, 159-176.
- Helming, Elisabeth (2014): Alltagspraxis in Pflegefamilien: Vulkane, Eisberge und der sanfte Sog der Beiläufigkeit. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (Hg.): *Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*. Weinheim: Beltz, 71-94.
- Heslop, Philip (2016): How I care: foster fathers recount their experiences of caring for children. In: *Adoption & Fostering* 40 (1), 36-48.
- hooks, bell (1984): *Feminist theory from margin to center*. Boston: South End Press.
- Jeseková, Adriana (2025): The Relationship of Care and Power in the Context of Feminist Care Ethics. In: *filozofia* 80 (3), 314-327.
- Jurczyk, Karin (Hg.) (2020): *Doing und undoing family. Konzeptionelle und empirische Entwicklungen*. Weinheim: Beltz.
- Kimmel, Michael (2012): *Manhood in America. A cultural history*. New York: Oxford Univ. Press.
- Köhler, Annemaria/Kröper, Evelyn/Gehres, Walter (2017): Die Gestaltung geteilter Elternschaft in Pflegefamilien, deren fachliche Begleitung und die Rückkehr von Pflegekindern. In: Bergold, Pia/Buschner, Andrea/Mayer-Lewis, Birgit/Mühling, Tanja (Hg.): *Familien mit multipler Elternschaft. Entstehungszusammenhänge, Herausforderungen und Potentiale*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, 57-83.
- Lehner, Erich (2015): Männlichkeit und Sorge - spannungsreich und widersprüchlich. In: Mahs, Claudia/Rendtorf, Barbara/Warmuth, Anne-Dorothee (Hg.): *Betonen – Ignorieren – Gegensteuern? Zum pädagogischen Umgang mit Geschlechtstypiken*. Weinheim: Beltz, 75-89.
- Lohaus, Arnold/Chodura, Sabrina/Möller, Christine/Symanzik, Tabea/Ehrenberg, Daniela/Job, Ann-Katrin/Reindl, Vanessa/Konrad, Kerstin/Heinrichs, Nina (2017): Children's mental health problems and their relation to parental stress in foster mothers and fathers. In: *Child and adolescent psychiatry and mental health* 11 (43), 1-9.
- Meuser, Michael (2012): Vaterschaft im Wandel. Herausforderungen, Optionen, Ambivalenzen. In: Böllert, Karin/Peter, Corinna (Hg.): *Mutter + Vater = Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und Soziale Arbeit*. Wiesbaden: Springer, 63-80.

- Mies, Maria (1983): Subsistenzproduktion, Hausfrauisierung, Kolonisierung. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 6, 115-124.
- Noddings, Nel (1984): *Caring. A feminine approach to ethics & moral education*. Berkeley: Univ. of California Press.
- Oyewumi, Oyeronke (2002): Conceptualizing Gender: Eurocentric Foundations of Feminist Concepts and the Challenge of African Epistemologies. In: *Jenda: A Journal of Culture and African Women Studies* 2 (1), 1-9.
- Peuckert, Rüdiger (2019): Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern: Geringe Beteiligung der Männer an Haus- und Familienarbeit. In: Peuckert, Rüdiger (Hg.): *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: Springer, 421-450.
- Reimer, Daniela/van Oordt, Noëmi (2024): Die „eierlegende Wollmilchsau“ – Pflegemütter als Sorgende. In: Hartmann, Anna/Windheuser, Jeannette (Hg.): *Jahrbuch Erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung: Pädagogik als Sorge?* Opladen: Verlag Barbara Budrich, 221-234.
- Ruddick, Sara (1989): *Maternal thinking: Towards a politics of peace*. Boston: Beacon Press.
- Scheibelhofer, Paul (2025): Becoming an 'almost normal family': fostering young male refugees as a space of doing, normalizing and transgressing family. In: *Journal of Family Studies*, 1-21.
- Scheibelhofer, Paul (2017): 'It won't work without ugly pictures': images of othered masculinities and the legitimisation of restrictive refugee-politics in Austria. In: *NORMA* 12 (2), 96-111.
- Scholz, Sylka (2025): *Männlichkeitsforschung*. Bielefeld: utb.
- Sontag, Susan (2022): *Das Leiden anderer betrachten*. 6. Auflage. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1994): Can the subaltern speak? In: Williams, Patrick/Chrisman, Laura (Hg.): *Colonial discourse and post-colonial theory*. New York: Columbia Univ. Press, 90-105.
- Statistik Austria (2023): *Zeitverwendung 2021/22. Ergebnisse der Zeitverwendungserhebung*. Wien.
- Thelen, Tatjana (2015): Care as social organization: Creating, maintaining and dissolving significant relations. In: *Anthropological Theory* 15 (4), 497-515.
- Thiessen, Barbara (2024): Umgang mit Angewiesenheit und Asymmetrien: Beratung care-theoretisch weitergedacht. In: Hartmann, Anna/Windheuser, Jeannette (Hg.): *Jahrbuch Erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung: Pädagogik als Sorge?* Opladen: Verlag Barbara Budrich, 87-99.
- Tronto, Joan (2000): Demokratie als fürsorgliche Praxis. In: *Feministische Studien* 18, 25-42.
- Tronto, Joan C. (1993): *Moral Boundaries. A Political Argument for an Ethic of Care*. London: Routledge.
- Tunç, Michael (2020): Väterlichkeiten und Caring Masculinities in der Migrationsgesellschaft. Normalisierungs- und rassismuskritische Perspektiven. In: Schondelmayer,

- Anne-Christin/Riegel, Christine/Fitz-Klausner, Sebastian (Hg.): *Familie und Normalität*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, 245-262.
- Wilson, Kate/Fyson, Rachel/Newstone, Simon (2007): Foster fathers: their experiences and contributions to fostering. In: *Child & Family Social Work* 12 (1), 22-31.
- Winker, Gabriele (2015): *Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Wodak, Ruth (2020): *Politik mit der Angst. Die schamlose Normalisierung rechtspopulistischer und rechtsextremer Diskurse*. 2. Auflage. Wien: Edition Konturen.
- Woodly, Deva/Brown, Rachel H./Marin, Mara/Threadcraft, Shatema/Harris, Christopher Paul/Syedullah, Jasmine/Ticktin, Miriam (2021): The politics of care. In: *Contemporary Political Theory* 20 (4), 890-925.
- Zablotsky, Veronika (2020): Unsanctioned Agency. Risk Profiling, Racialized Masculinity, and the Making of Europe's "Refugee Crisis". In: Lynes, Krista/Morgenstern, Tyler/Paul, Ian (Hg.): *Moving images. Mediating migration as crisis*. Bielefeld: transcript, 189-210.
- Zakariás, Ildikó/Feischmidt, Margit (2020): Producing the nation through philanthropy: Legitimising coethnic and prorefugee civic action in Hungary. In: *Nations and Nationalism* 26 (4), 1015-1032.

Challenging the Binary: The Politics of Parenting and the Power of Fiction

The question of why parenthood needs a gender touches on deep-rooted political, societal, biological, and cultural hegemonic assumptions about family and kinship structures that shape our understanding of caregiving roles and chains of care. In cisheteropatriarchal societies like the United States (US) and Austria, parenthood is consistently framed through a binarily gendered lens, with women and men assigned distinct caretaking roles. Over the past few decades, Motherhood Studies has paid particular attention to the conceptualization of motherhood, aiming to deconstruct rigidly gendered scripts and conceptualize mothering, parenting and caregiving as practices. Shifts in societal norms, advancements in assisted reproductive technologies (ARTs), and the increasing recognition of diverse families as well as parenting and caregiving constellations, challenge the notion that parenthood, and motherhood specifically, is inherently tied to the gender assigned at birth. Works of contemporary fiction also contribute to critical thinking about and dislodge further rigid family and parenting structures, allowing some readers to engage with gender-diverse forms of parenting and caregiving while reflecting on the lived experiences of others.

At the same time, traditional societal parenting norms and the associated binarily gendered parenthood scripts, continue to influence politics, society, and challenge cultural and literary representations of gender diversity in the US and Western Europe. In this article, I suggest that conservative and right-wing political parties in the US, Austria, Hungary, Italy, and Slovakia are forcefully resisting evolving gender and parenting roles. In an effort to re-traditionalize our understanding of family, parenthood, and motherhood, fictional representations of gender diversity and gender-diverse parenting have also come under scrutiny. I propose that asking whether parenthood needs a gender is just as important as questioning why institutions of power maintain a vested interest in insisting that it does. Accordingly, I will argue that the current discriminatory policies regarding gender identities and efforts to deny the existence of gender-diverse families and parenting practices—particularly in the second Trump administration—make fictional representations of diverse characters who parent even more crucial.

1 The (De-)Gendering of Parenting and Childcare

Western capitalist and neoliberal societies continue to rely on structural conditions rooted in white supremacy and cisheteropatriarchy. These conditions propagate pronatalist ideals, conflate womanhood with motherhood, and reinforce the notion that reproduction and caregiving are inherently gendered activities. Judith Butler's "forcible citation of a norm"¹ aptly describes this phenomenon, wherein the association of parenthood, specifically motherhood, with gender is not a naturalized premise but an institutionally enforced expectation that dictates who a parent or mother 'should' be. Scholars in Motherhood Studies crucially contribute to dismantling ideas of women's 'natural' predisposition for the domestic realm and role as mothers with 'innate' maternal instincts. Adrienne Rich points out that motherhood as a patriarchal institution "aims at ensuring that [...] all women [...] shall remain under male control."² Tatjana Takševa appends that there is political utility in 'naturalized' gender and parenting norms because it helps to uphold a cisheteropatriarchal social order.³ The essentialist yet pervasive notion, that maternity and caretaking are biologically predetermined, obfuscates that gender roles are socially constructed. It also points to the persistence of what Nancy Felipe Russo calls "the motherhood mandate"⁴, which encapsulates the societal assumption that becoming and being a mother "is a woman's *raison d'être*"⁵.

Contemporary works of literary (non-)fiction also grapple with the notion that becoming a mother is a woman's destiny. In *Mothers: An Essay on Love and Cruelty* (2018), Jacqueline Rose, seemingly expanding on Rich's idea that "all human life on the planet is born of woman,"⁶ recognizes that "by refusing to be mothers, women have the power to bring the world to its end."⁷ She argues that political efforts to infringe on bodily autonomy should be understood as deliberate attempts to maintain cisheteropatriarchal control by enforcing motherhood. In her 2018 autofictional novel *Motherhood*, Sheila Heti expands on the potential for resistance in remaining voluntarily childfree, albeit from a white, middle-class perspective:

1 | Butler, 2014, 232.

2 | Rich, 1995, 13.

3 | Cf. Takševa, 2019, 27-44.

4 | Russo, 1976, 144.

5 | *Ibid.*

6 | Rich, 1995, 11.

7 | Rose, 2018, 48.

When I think of all the people who want to forbid abortions, it seems it can only mean one thing—not that they want this new person in the world, but that they want that woman to be doing the work of childrearing [...] There is something threatening about a woman who is not occupied with children. There is something at-loose-ends feeling about such a woman. What is she going to do instead? What sort of trouble will she make?⁸

Of course, in Congressman John Robert Lewis' sense, women and individuals capable of childbirth can create “good trouble, necessary trouble”^{9,10} whether they have children or not. Black and Indigenous women and Women of Color have been at the forefront of making “necessary trouble” by promoting more intersectional and critical understandings of reproductive issues and caregiving practices. A key example of such efforts is the founding of the Reproductive Justice movement in 1994, when a group of Black women, including Loretta J. Ross, developed a framework that conceptualized reproductive rights as human rights, inextricably linked to other intersecting structures of oppression. Their approach stands in contrast to the more narrowly defined, predominantly white women-oriented “pro-choice” movement and “is based on three interconnected sets of human rights: (1) the right to have a child under the conditions of one’s choosing; (2) the right not to have a child using birth control, abortion, or abstinence; and (3) the right to parent children in safe and healthy environments free from violence by individuals or the state.”¹¹ The reproductive justice framework further acknowledges that “systemic inequality has always shaped people’s decision-making around childbearing and parenting”¹² and that the essentialist and binary gendering of parenting and childcare is a specific form of reproductive oppression.¹³

8 | Heti, 2019, 47-48.

9 | Hayden, 2020, n. p.

10 | Lewis, Carla Hayden writes, was a prominent civil rights activist and politician who died in 2020. During the opening of the Library of Congress exhibition “Rosa Parks: In Her Own Words” in December 2019, he famously said “Rosa Parks inspired us to get in trouble [...] She inspired us to find a way, to get in the way, to get in what I call good trouble, necessary trouble.”

11 | Ross, 2017, 290.

12 | Ibid. 291.

13 | Cf. Ibid. 291.

1.1 Gender Diversity and Parenting

Restricting access to reproductive health care services and efforts to deny the existence of gender-diverse identities obstruct social and reproductive justice and negatively impact the mental and physical health of women, individuals capable of childbirth, and gender-diverse families, particularly those from underserved and marginalized communities. The current right-wing-leaning political climate in the US and Europe and legislative changes pertinently affect mothering and parenting experiences. The overturning of *Roe v. Wade* in 2022, abortion bans, clinic closures, and the creation of reproductive healthcare deserts that followed are frightening examples of the effects a conservative crackdown on reproductive rights can have. It is crucial to understand that curtailing these rights and criminalizing abortion has harmful impacts on health, economic stability, workforce participation, social and political equity, families, and democracy. Patricia Hill Collins and Shameka Thomas also show that a cisheteropatriarchal society (de)values individuals' reproduction, parenting, and mothering based on their social identities and concomitant positioning.¹⁴

Promoting very narrow ideals of mothering and parenting limits societal perceptions of who can be a mother or a parent. Black and Indigenous women and Women of Color frequently face vastly different and contradictory pronatalist and antinatalist societal pressures, maternal expectations, and forms of detrimental governmental and institutional control. At the same time, nonbinary, trans, poor, neurodivergent, and differently abled individuals, who may also encounter similar challenges, are frequently excluded from discussions about parenting. Writing for *Xtra Magazine* in 2019, andrea bennett (they/she) asserts that there “still isn’t space”¹⁵ for them as a nonbinary parent. bennett describes how parenting with their partner is “remarkably banal” and that “the experience of being a non-binary parent is worlds apart from their interactions as a parent.”¹⁶ These interactions include filling out forms that require the fields for “mother” and “father” to be completed, or bennett receiving wishes for a happy Mother’s Day from family and friends. Remaining a “label-less”¹⁷ parent, bennett explains, is not an issue at home but becomes more complicated when strangers refer to them as “Mom,” a label they do

14 | Cf. Collins, 2007, 171. Cf. Thomas, 2022, 18-20.

15 | Bennett, 2019, n. p.

16 | Ibid.

17 | Ibid.

not identify with.¹⁸ The masculine-presenting bennet concludes that becoming a parent brought with it the reinscription of “a womanhood that doesn’t suit [them], as well as the corresponding binary ideas we hold about parenting,”¹⁹ caregiving, and domestic labor.

Bennett is not alone in addressing ingrained gendered essentialisms surrounding pregnancy and parenting. In *The Natural Mother of the Child* (2021), Krys Malcolm Belc, a transmasculine person, discusses how rigidly institutionalized ideas of parenthood—especially motherhood—exclude nonbinary and trans experiences of reproduction, birthing, and parenting. The author recalls that his transition after giving birth required him to adopt his son, which led people to question their family relationship. The fact that official forms always wanted to ascertain who “the natural mother of the child”²⁰ was, also shows how institutionalized gender and parenting norms do not reflect the lived reality of gender-diverse families. Similarly, Braiden Schirtzinger, who identifies as nonbinary, also felt pressure from societal expectations of motherhood during their pregnancy in 2019.²¹ Talking to Samantha Schmidt (*The Washington Post*), Schirtzinger describes how their masculine presentation leads others to question their motherhood and challenge their identification with the term “mother.”²²

These experiences illustrate the persistence of cisheteropatriarchal pressure on parenting trans and nonbinary individuals while highlighting structural obstacles in everyday caregiving practices. Yet, Western societies remain deeply entrenched in a socialization process that primarily envisions mothers as cisgender, heterosexual, white, middle-class, non-disabled women and primary caregivers. This essentialist image is coercive and damaging for women, who still handle the majority of childcare and household labor²³. It also overlooks that mothering or parenting can take many forms and be reconceptualized as a practice of care, regardless of gender identity. Following Sara Ruddick, who argues that childcare demands a commitment to a child’s “preservative love, nurturance, and training”²⁴, Andrea O’Reilly suggests

18 | Cf. *Ibid.*

19 | *Ibid.*

20 | Belc, 2021, 216.

21 | Cf. Schmidt, 2019, n.p.

22 | *Ibid.*

23 | A Pew Research study by Richard Fry, Carolina Aragão, and Kim Parker found that although financial contributions in U.S. marriages have become more equal, women still take on more household and caregiving duties, while men spend more time on work and leisure. Similarly, Sophie Achleitner notes that in Austria, the “gender care gap” persists, with women spending an average of 151 minutes per day on childcare and 201 minutes on housework, compared to men’s 98 minutes on childcare and 148 minutes on housework.

24 | Ruddick, 2002, 17.

that “mothering may be performed by anyone who commits themselves to the demands of maternal practice”²⁵. Concurring, Sarah LaChance Adams writes that “it is the practice of mothering that makes one a mother, not a biological or social imperative [which is why, ST] the title of ‘mother’ is not strictly limited to biological mothers or even women.”²⁶ These scholarly approaches create a pathway to think of motherhood and parenthood not as a binarily gendered duty but as a practice shaped by commitment, support, and nurturance. Community-based models that emphasize collective ethics of care and decentralize biological ties are also helpful in prioritizing caregiving as a social responsibility, ideally shared across genders.

2 Right-Wing Politics and the Erasure of Gender-Diverse Parenting

The decentralization of gender in mothering and parenting practices proposed in scholarship and the parenting experiences described by Bennett, Belc, and Schirtzinger, illustrate that gender-diverse parenting could be and is already an everyday practice. However, these experiences stand in stark contrast to conservative rhetoric and ever more influential right-wing political parties, who frequently use binary assumptions of gender and parenting to delegitimize Lesbian, Gay, Bisexual, Trans, Queer, Intersex, Asexual, plus (LGBTQIA+) and nonbinary lives while also denouncing gender-diverse family structures and parenting practices. In Europe, we need not look further than Austria, where the Freedom Party (FPÖ) won the National Council election in September 2024 with 28.8%.²⁷ After the preceding three-party coalition negotiations excluding the FPÖ failed, the Austrian People’s Party (ÖVP) unexpectedly agreed to enter coalition talks with the FPÖ, which have since failed. Nevertheless, the FPÖ, known for its xenophobic stances, problematic ties to radical right-wing factions, association with neo-fascist ideologies, and reactionary views on gender and gender identity, received the most votes in the election, and the coalition talks made their agenda explicit. For example, the FPÖ promised to enforce a constitutional provision asserting the existence of only two biological

25 | O’Reilly, 2020, 22.

26 | Adams, 2010, 727.

27 | Cf. Bundesministerium für Inneres, 2024, n. p.

sexes,²⁸ “do away with the rainbow cult, gender, and woke madness,”^{29,30} and “ban gender-equitable language in the public sphere”³¹ on a national level. In 2023, the state government of Lower Austria—under FPÖ and ÖVP leadership—had notably already prohibited using all orthographic markers that hold space for individuals who do not identify with the feminine or masculine forms in official documents.³²

The potential national erasure of linguistic gender diversity is only one of the many steps the FPÖ could take to reverse gender equity, diversity, and inclusion policies. In an interview with Beate Hausbichler (*Der Standard*), Judith Götz expresses concern that an FPÖ-led administration will reinforce “traditional conceptualizations of gender and family” and “anti-feminist policies [that, ST] are not only directed against women but also against people who do not conform to binarily gendered and heterosexual norms.”³³ Götz says that the FPÖ is primed to restrict Gender Studies, affirmative action programs, sex education, and access to reproductive health care and childcare services, thus enforcing cisheteropatriarchy while infringing on bodily autonomy and women’s economic independence.³⁴ At the same time, the party’s claims that gender diversity supposedly “destroys [...] social foundations” and causes “the dissolution of the social and legal order based on binarity”³⁵ suggest its preparedness to make incisive policy changes. Regarding family politics, the FPÖ already suggests that “the traditional family with a father and mother is undisputedly the best framework for growing up in a secure environment.”³⁶ Under the guise of providing “real freedom of choice for families”³⁷ regarding childcare, their election program suggests that families—implicitly referring to women—who choose to care for their children at home until they reach compulsory school age would be financially credited.³⁸

28 | FPÖ, 2024a, n. p.

29 | All translations from the German original are my own.

30 | FPÖ, 2024b, 58.

31 | *Ibid.*, 59.

32 | APA, red 2023, n. p.

33 | Hausbichler, 2025a, n. p.

34 | Cf. *Ibid.*

35 | *Ibid.*

36 | FPÖ, 2024b, 13.

37 | *Ibid.*, 69.

38 | Cf. *Ibid.*, 69. Hausbichler, 2025b, n. p.

2.1 The War on Gender

All over Europe, right-wing parties, including the Alternative for Germany (AfD) in Germany, Fidesz in Hungary, Fratelli d'Italia in Italy, and the Smer party in Slovakia, echo the FPÖ's positions on gender diversity, women, family, and parenting. Robert Fico, the current Prime Minister of Slovakia, recently announced his intention to establish a "constitutional barrier against progressivism"³⁹ and rely on "common sense"⁴⁰ in amending the constitution to assert that there are only "two sexes, male and female."⁴¹ The Slovak constitution already states that marriage is "an exclusive community between a man and a woman,"⁴² which limits the rights of LGBTQIA+ identified and nonbinary couples' family planning, as only married couples are legally permitted to adopt children. Fico was supposedly "inspired"⁴³ by Donald Trump. Trump's new administration wasted no time issuing a flurry of executive orders that specifically concerned gender and race-related issues and targeted Diversity, Equity, Inclusion, and Accessibility (DEIA) programs that the Make America Great Again (MAGA) movement has long opposed.

Firstly, it is crucial to understand that the Trump administration continues to embrace Christian fundamentalist ideas, which reinforce traditional gender roles and view motherhood as central to a woman's identity. Accordingly, Trump's second administration aggressively promotes pronatalism, devalues voluntarily childfree individuals, and reinforces conservative Christian family values. Vice President JD Vance sparked controversy when footage of his past speeches and interviews resurfaced. In a 2021 speech, delivered at a conservative educational nonprofit conference, Vance argued that parents should be able to vote for their children because they "should have more power [at the polls] than people who don't have kids."^{44,45} On *Tucker Carlson Tonight*, also in 2021, Vance suggested that "a bunch of childless cat ladies," who "hate normal Americans for choosing family," govern

39 | ORF .at, 2025, n. p.

40 | Ibid.

41 | Ibid.

42 | Ibid.

43 | Ibid.

44 | Jones, 2024, n. p.

45 | Vance's comments echo a proposal by Viktor Orbán to implement so-called Demeny voting. In his 1986 article, demographer Paul Demeny suggested several pronatalist policies to encourage reproduction in low-fertility countries. To "[s]trengthen the influence of families with children in the political system," Demeny revived the idea of family voting that would grant children the right to vote and "let custodial parents exercise the children's voting rights until they come of age" (354).

the US.⁴⁶ Vance further asserted that individuals without children have no “direct stake” in the country’s success and that “people who go home to see the face of a smiling kid are happier, healthier, and better prepared to lead this country.”⁴⁷ In his interview, Vance did not address that women still do a disproportionate amount of caring labor⁴⁸ and that childcare in the US is severely lacking and expensive.⁴⁹ On the campaign trail, Trump and Vance were asked about the childcare challenges for American parents. The former gave an incoherent response, indicating that childcare expenses were not that substantial, while Vance suggested that “maybe Grandma and Grandpa want to help out a little bit more.”⁵⁰

These statements illustrate that Trump’s Republican party shows little concern for establishing (health)care structures—reproductive health care programs, paid parental leave or funded childcare facilities—that would assist families and women, in particular. However, just four days after the inauguration, Vance spoke at the March for Life in Washington, D.C., where he claimed that the “country faces the return of the most pro-family, most pro-life American president of our lifetimes”⁵¹ and commended the crowd for “protest[ing, ST] on behalf of the most vulnerable.”⁵² In a video message from Trump to the marchers, the president announced that he had signed pardons for anti-abortion activists who were, in his view, “unjustly”⁵³ imprisoned for violating the Freedom of Access to Clinic Entrances Act (FACE Act).⁵⁴ While many Republicans profess to be pro-life, George Lakoff argues that Christian fundamentalist ideals of “strict father morality”⁵⁵ strongly influence right-wing politics in the US today. Thus, conservative policies about reproductive rights and health are not primarily about preserving life but about asserting “moral authority over family life”.⁵⁶ To many right-wing Republicans, “the very idea that a woman

46 | Carlson, 2021, n. p.

47 | Ibid.

48 | Schaeffer/Aragão, 2023, n. p.

49 | Cf. Leppert, 2024, n. p.

50 | Bender, 2024, n. p.

51 | LiveNOW, 2025, n. p.

52 | Ibid.

53 | The White House, 2025a, n. p.

54 | Christine Fernando reports that on January 23, 2025, Trump pardoned twenty-three anti-abortion activists, several of whom were serving sentences for blocking access to a Washington, D. C. -based reproductive health clinic in October 2020. The FACE Act, under which they were charged, was established in 1994 in response to rising protests and violence against abortion clinics.

55 | Lakoff, 2006, 192.

56 | Ibid. 193.

can make [...] a decision over her own reproduction, over her own body, and over a man's progeny [...] contradicts and represents a threat"⁵⁷ to the patriarchal order.

Far from acknowledging LGBTQIA+ and nonbinary individuals in conversations about the American family, one of the administration's executive orders claims to protect women—a promise that Trump vowed to fulfill “whether they like it or not”⁵⁸—by forthwith only recognizing “two sexes, male and female.”⁵⁹ The order further states that “these sexes are not changeable and are grounded in fundamental and incontrovertible reality,”⁶⁰ which is an outright rejection of diverse gender identities and demands that all agencies withdraw any documents with non-compliant language. In another executive order, the administration labeled DEI initiatives, notably forgetting the “A” for accessibility in the title altogether, as “illegal,” “immoral,” and “wasteful.” It directed the termination of such programs in favor of rewarding “individual initiative, skills, performance, and hard work.”⁶¹ The order will cause layoffs of federal workers, and the failure to acknowledge structural inequities will likely diminish diversity across various industries, roll back affirmative action programs, and escalate workplace discrimination. Two other executive orders target children and young adults. The first bans government support for gender-affirming care for those under nineteen and will harm already vulnerable trans youth and their families.⁶² The second order restricts K-12 instruction on social inequities in the present and throughout US history⁶³ and will detrimentally impact students' education on gender and racially sensitive topics.

All these executive orders set the tone for the second Trump administration, showing its determination to re-traditionalize American life. The Trump administration's strategy of flooding the zone—a Stephen K. Bannon tactic that aims to implement numerous initiatives simultaneously to overwhelm both the opposition and the media, thereby diluting the response⁶⁴—is exemplified by the issuance of 37 executive orders between January 20 and 27.⁶⁵ The administration's sweeping policy changes will significantly impact Americans, from efforts to end birthright

57 | Ibid.

58 | Padilla, 2024, n. p.

59 | The White House, 2025b, n. p.

60 | Ibid.

61 | The White House, 2025c, n. p.

62 | Cf. The White House, 2025d, n. p.

63 | Cf. The White House, 2025e, n. p.

64 | Cf. Broadwater, 2025, n. p.

65 | NPR Staff, 2025, n. p.

citizenship for children of certain migrants⁶⁶, to reinstating the global gag rule on abortion service information to receive US funding⁶⁷ and withdrawing from the UN Paris Agreement on Climate Change.⁶⁸ Finally, the newly imposed restrictions regarding LGBTQIA+ rights, gender, and gender identity will detrimentally affect individuals, families, and communities that were already marginalized before the second Trump administration took office. The exclusion and (linguistic) erasure of gender diversity from governmental structures and educational institutions, as well as the attacks on cultural institutions that support gender-diverse initiatives, will undoubtedly continue to be met with resistance from advocates and community activists. Nonetheless, it also makes the representation of LGBTQIA+ and nonbinary-identified persons, youth, couples, parents, and blended families even more crucial—and that is where fiction comes in.

3 Windows into Diverse Parenting Practices

Works of fiction provide vital spaces to counteract political attempts to render gender, gender identity, and gender-diverse parenting invisible. In his March 2025 Kreisel Lecture at the University of Alberta, David A. Robertson, an award-winning author and member of the Norway House Cree Nation in Manitoba, talked about fiction's transformational power and that writing can be a form of social activism. Robertson primarily spoke about Indigenous storytelling in the 21st century and emphasized that writing about "what really happened and is still happening on Turtle Island"⁶⁹ is "a call to action."⁷⁰ However, the author and activist also spoke more generally about how "stories ought to educate as much as they entertain" because they are the "keepers of heritage and history" and thereby "reveal the world around us and articulate our place in it."⁷¹ In short, Robertson's lecture spoke to the power of storytelling, capable of reaching beyond its fictional realm, helping people to understand their own and others' experiences, and, not least, calling

66 | Cf. The White House, 2025f, n. p.

67 | Cf. The White House, 2025g, n. p.

68 | Cf. The White House, 2025h, n. p.

69 | The name, Turtle Island, stems from Indigenous creation stories and continues to be used in lieu of North America, a colonial designation.

70 | Ibid.

71 | Robertson, 2025, n. p.

people to action against racial, ethnic, classed, gendered, ableist, and many other persistent inequities.

Pointing to the continued inequities and persistent violence experienced by Indigenous communities, Robertson explained that attempts to disregard and suppress Indigenous stories are harmful and by no means a thing of the past. While the author recalled that the only book he read by and about Indigenous persons as a high schooler was a classroom-redacted version of Beatrice Mosionier's *In Search of April Raintree* (1983), Robertson has had some of his books for and about children and young adults challenged and (temporarily) removed from school libraries and classrooms. In 2018, for example, an Edmonton Library Website suggested that schools “weed out” several books, many by Indigenous authors, that were listed as “not recommended.”⁷² Robertson's graphic novel series *7 Generations: A Plains Cree Saga* (2012) was among them, as it addresses a “sensitive subject matter and visual inferencing of abuse regarding residential schools.”⁷³ Reviewers further asserted that the books were “not independent reads as they require pre- and post-conversation with students regarding the legacy of residential schools”⁷⁴—a fact that Robertson agrees with while contending in his lecture that one of the very purposes of receiving an education in Canadian schools must be to teach students about the country's grave and ongoing colonial history.⁷⁵

The lagging integration of Indigenous stories into school curricula and the backlash against it notably also marginalize gender-diverse experiences and representations, which have always been part of Indigenous life. Margaret Robinson notes that “precolonial Indigenous gender systems”⁷⁶ did not rely on binaries, and two-spirit⁷⁷ identities were entirely accepted. Leslie Feinberg asserts that settler governments believed Indigenous peoples' acceptance of more genders to be a sign of inferiority and justification for colonialization.⁷⁸ In truth, heteronormativity, as well as homo- and transphobia, are colonial paradigms that continue to wreak havoc and put the ongoing sociocultural debates and conservative, right-wing political efforts to erase fictional and lived gender-diverse experiences into a historical

72 | Robertson, 2020, n.p.

73 | Ibid.

74 | Ibid.

75 | Cf. Robertson, 2025, n.p.

76 | Robinson, 2020, 1676.

77 | According to Robinson, the term two-spirit is a neologism, coined at the Third Annual Intertribal Native American/First Nations Gay and Lesbian Conference in Winnipeg in 1990 in an effort to reclaim “traditional Indigenous gender terms such as *nádleehi* or *agokwe*.”

78 | Cf. Feinberg, 1996, 22

context. While book challenges and bans are a rarer occurrence in Canada, its southern neighbor has recently seen an immense surge in book bans. In recent years, parents, religious groups, parental rights advocates, private companies and corporations, and local and state politicians have increasingly challenged the availability of certain books in classrooms and libraries. A 2024 report by Kasey Meehan, Sabrina Baêta, Tasslyn Magnusson, and Madison Markham found that the 2023-24 school year saw a record-high in book bans, which disproportionately targeted works featuring characters of color, LGBTQIA+ identities, and sexual content.⁷⁹ Book bans are a tangible illustration of conservative efforts to erase gender-diverse experiences by censoring reading and limiting representation.

Accordingly, in addressing whether parenthood needs a gender or why gender is still imposed on parenthood, we must examine traditional assumptions about parenthood and gender and explore their historical, cultural, and feminist constructions. We should also consider how reading about alternative models of care and family might incite critical thinking about entrenched gendered parenting norms and that fiction can play a crucial role in providing these impulses. Rudine Sims Bishop dedicated her career to highlighting the importance of more inclusive and diverse (children's) literature, famously stating that fiction could offer readers "mirrors, windows, and sliding glass doors".⁸⁰ She noted that

[b]ooks are sometimes windows, offering views of the world that may be real or imagined, familiar or strange. These windows are also sliding glass doors, and readers have only to walk through in imagination to become part of whatever world has been created [...] When the lighting conditions are just right, however, a window can also be a mirror. Literature transforms human experience and reflects it back to us, and in that reflection we can see our own lives and experiences as part of the larger human experience. Reading, then, becomes a means of self-affirmation, and readers often seek their mirrors in books.⁸¹

Bishop's essay, primarily written to advocate for more representation of Black, Indigenous, and Characters of Color in children's books, resonates with reading experiences across all ages. The representations of LGBTQIA+ identified and

79 | Cf. Meehan/Baêta/Magnusson/Markham, 2024, n. p.

80 | Bishop, 2015, 1.

81 | Ibid.

nonbinary characters in fiction offer crucial self-affirming reflections for some readers and serve as entry points into experiences beyond the gender binary for others. Raymond A. Mar and Keith Oatley even argue that fiction can facilitate “the understanding of others” and “augment our capacity for empathy and social inference”⁸². Accordingly, fictional works invite readers to look into mirrors, open windows, and walk through sliding glass doors, thus empowering them to critically question gender and parenting norms.

Representations of LGBTQIA+ identified, nonbinary, and genderfluid characters who are also racially diverse, neurodivergent, or living with disabilities and are written by authors from marginalized communities are gradually increasing. Notable examples include Ann-Marie MacDonald’s *Adult Onset* (2014), Hanya Yanagihara’s *A Little Life* (2015), Jia Qing Wilson-Yang’s *Small Beauty* (2016), Andrea Lawlor’s *Paul Takes the Form of a Mortal Girl* (2017), Ocean Vuong’s *On Earth We’re Briefly Gorgeous* (2019), and Akwaeke Emezi’s *The Death of Vivek Oji* (2020). These works all portray LGBTQIA+ identified and nonbinary characters. However, novels about gender-diverse parenting are still less common. Accordingly, it is even more critical that Maggie Nelson’s *The Argonauts* (2015), Jane Eaton Hamilton’s *Weekend* (2016), Nicole Dennis-Benn’s *Patsy* (2019), and Torrey Peters’ *Detransition, Baby* (2021) explore gender-diverse parenting and reflect the impact of cisheteropatriarchal parenting expectations.

Torrey Peters’ 2021 novel, *Detransition, Baby*, can be read as a contemporary comedy of manners that explores the intersections of gender identity, family formation, and caregiving. It follows Reese, a white trans woman longing to be a mother; Ames, a white detransitioned trans woman, thinking himself sterile due to hormone replacement therapy; and Katrina, a Chinese American Jewish woman, who is in a relationship with Ames and only finds out he used to live as a trans woman when she becomes pregnant unexpectedly. Katrina, who craves a stable family but understands that Ames struggles with the idea of fatherhood, considers having an abortion. Still, Ames instead suggests a queer co-parenting triad, prompting Katrina and Reese to consider their views on motherhood and family.

In the novel, dominant conceptualizations of motherhood and fatherhood linked to cisnormativity, whiteness, and the nuclear family unit weigh on all three characters, albeit in different ways. The presumption that the gender assigned at birth will lead a person to become a mother or father affects Reese and Ames

82 | Mar/Oatley, 2008, 173.

during Katrina's pregnancy. Amy B. Frieder argues that such assumptions exclude alternative family structures and frequently result in cisheteronormative challenges to trans persons' legitimacy as mothers, fathers, parents, and caregivers.⁸³ When Ames facilitates a meeting, Reese and Katrina discuss co-parenting and explore their thoughts about motherhood, reproductive rights, and the impact of gender identity and race. In discussing why Reese wants to be a mother, she argues that only trans women have to prove that they deserve to be mothers.⁸⁴ Her reflections reveal that motherhood remains associated with biological reproduction and, thus, excludes her. Susie Bower-Brown supports the view that sociocultural norms continue to frame motherhood as an essential and exclusionary role perceived as reserved for birth parents and cis women.⁸⁵ Accordingly, Reese feels barred from accessing motherhood and claiming the role of a mother in the same way a cis woman, like Katrina, can.

As the conversation continues, it becomes clear that as a Chinese American cis woman, Katrina has reservations about becoming a mother and sharing parenting duties with Reese and Ames. Having previously miscarried, she worries about not being able to carry the pregnancy to term. Moreover, Katrina discusses her experience of pronatalist pressure to become a mother during her previous marriage while simultaneously facing anti-natalist rhetoric because of her ethnicity, recalling how her mother was made to feel like "her mothering of [Katrina, ST] wasn't legitimate."⁸⁶ Katrina concludes by saying that Reese, because of her trans identity, and herself, because of her Chinese and Jewish heritage, have reasons to believe that being a mother is "hard"⁸⁷. In this passage, Katrina highlights how distinct but intersecting forms of structural oppression influence her and Reese's potential (in-)ability to claim motherhood. Reese agrees that marginalized women are often told that "they shouldn't have children"⁸⁸ but also asserts that her identity as a trans woman is exploited by society to suggest that she "shouldn't want children"⁸⁹ and that her desire for children stems from perversion. Ultimately, Reese concludes that "everyone acts like moms are real women and real women become

83 | Cf. Frieder, 2021, 160-61.

84 | Cf. Peters, 2021, 175-76.

85 | Cf. Bower-Brown, 2022, 282.

86 | Peters, 2021, 178.

87 | Ibid.

88 | Ibid.

89 | Ibid.

moms”⁹⁰, pointing out how, in the eyes of society, her gender identity undermines and delegitimizes her potential motherhood. The entire exchange is a learning experience for Reese and Katrina but also offers readers mirrors and windows into different experiences with structural oppression.

Ames’ position in the co-parenting triad is perhaps the most complicated to untangle as he struggles to conceive of his role. Ames’s detransition alienates him from his former community and ends his relationship with Reese. Despite presenting as a man and using his/him pronouns, he privately still identifies as a trans woman, which infuses the prospect of becoming a father, “the one affront to his gender that he still couldn’t stomach without a creeping sense of horror”⁹¹. Ames can see himself as a parent but not as a father or a mother, indicating that his identity cannot be mapped onto existing gender and parenting binaries. Ultimately, Ames wants to bring Reese into the evolving family constellation because he believes that it will help to challenge pervasive notions about the normative nuclear family, to which Katrina especially is initially very attached. Ames implicitly hopes there is a chance to “queer [...] heteronormative notions of kinship”⁹², as Shelley M. Park suggests. He feels “everyone would get what they wanted” in the parenting triad: “Katrina would have a commitment to family from her lover, Reese would get a baby, and he, well, he’d get to live up to what they both hoped he could be by being what he already was: a woman but not, a father but not.”⁹³ Ames’ desire to parent with Katrina and Reese seeks to defy the patriarchal concept of monomaternality, which Park defines as the assumption that a child can only have “one and only one mother”⁹⁴. His proposal to create a polymaternal family also promises to transform traditional gendered conceptions of domestic space and familial intimacy for the three adults and the child they hope to welcome.

Ultimately, a plot twist near the end of *Detransition, Baby* disrupts the plan to have a baby within the parenting triad. The novel carefully illustrates that queerness, contrary to Katrina’s initial belief, is not the ultimate solution to all relationship and parenting challenges. However, at its end, the novel tentatively suggests that a co-parenting family formation is possible after all. In this article, I propose that whether Katrina, Reese, and Ames ultimately parent together is secondary. Peters

90 | *Ibid.*, 179.

91 | *Ibid.*, 25.

92 | Park, 2013, 7.

93 | Peters, 2021, 35.

94 | Park, 2013, 8.

does something more essential by presenting readers with an alternative parenting model that supports the characters' needs and gender identities. *Detransition, Baby* performs crucial work in revealing the characters' thought processes, providing readers with ample representation and self-affirmation while inviting them to consider forms of parenting beyond the predominantly white, binary, and heteronormative models. Moreover, the novel demonstrates how ideals of motherhood can negatively impact lives outside of presumed norms and encourages discussions about transitioning and detransitioning. The three characters' perspectives ultimately allow Peters to critically examine how cisheteropatriarchal scripts continue to shape reproductive and parenting experiences while also envisioning gender-diverse practices that could transform mothering and parenting in the future and, more importantly, are already currently being practiced.

4 Conclusion

The question of why parenthood needs a gender prompts us to critically examine the cultural, institutional, political, and historical forces that have shaped caregiving practices. Insights from feminist theory, the reproductive justice framework, and literary representations like *Detransition, Baby* show that the gendering of parenthood and parenting is neither natural nor inevitable. Instead, it is a product of patriarchal systems that depend on rigid gender norms to maintain the status quo. Observing the conservative and far-right political parties gaining power in the US and several Western European countries, helps us understand how the gendering of parenting and childcare facilitates and perpetuates the structural oppression of women and individuals capable of childbirth, often excluding and erasing LGBTQIA+ and non-binary people from conversations about reproduction and parenting in the process. The actions undertaken by the Trump administration in its first weeks exemplify harmful efforts to restrict access to reproductive health care services and to deny the rights and existence of LGBTQIA+ and nonbinary individuals. At the time of writing, the new administration has already removed the government website reproductiverights.gov. The State Department's website, in compliance with Trump's executive order, has replaced "gender" with "sex," eliminated the X gender marker, and the page with advice for LGBTQIA+ travelers has curtailed the acronym to

LBT travelers.⁹⁵ The Centers for Disease Control and Prevention (CDC) website has also taken down several resources, including those providing guidance on contraception, HIV, and trans and nonbinary identification.⁹⁶ These efforts are clear warning signs, indicating that bodily and sexual autonomy, reproductive justice, and gender identities are under threat, which endangers not only women and individuals capable of childbirth but also all people who identify as LGBTQIA+ and nonbinary and their parenting of gender-diverse families.

In light of this, fiction provides a space for imagining and preserving gender-diverse parenting models. As Bishop recognized early on, literary works are essential for offering us mirrors, windows, and sliding glass doors to see ourselves reflected and empathize with different perspectives. This exploration can inspire us to consider a collective ethics of care and promote more equitable practices of mothering and parenting that affirm the diverse experiences and possibilities of all individuals engaged in caring labor.

References

- Achleitner, Sophie (2024): Equal Care Day: Frauen Leisten Fast Um Die Hälfte Mehr Unbezahlte Care-Arbeit. In: Momentum Institut. Retrieved from: <https://www.momentum-institut.at/news/equal-care-day-frauen-leisten-fast-um-die-haelfte-mehr-unbezahlte-care-arbeit/>. Accessed on 30.1.2025.
- Adams, Sarah LaChance (2010): Maternal Thinking. In: O'Reilly, Andrea (Ed.): *The Encyclopedia of Motherhood*. Thousand Oaks: Sage Press, 726-727.
- APA, Red (2023): Gendersternverbot für Niederösterreichische Landesverwaltung liegt vor. In: *Der Standard*. Retrieved from: <https://www.derstandard.at/story/3000000179986/gendersternverbot-fuer-niederosterreichische-landesverwaltung-liegt-vor>. Accessed on 28.1.2025.
- Belc, Malcolm Krys (2021): *The Natural Mother of the Child. A Memoir of Nonbinary Parenthood*. Berkeley: Counterpoint.
- Bender, Michael C. (2024): Trump and Vance Took Questions on Child Care. Their Non-Answers Said a Lot. In: *The New York Times*. Retrieved from: <https://www.nytimes.com/2024/09/06/us/politics/trump-vance-child-care.html>. Accessed on 28.1.2025.
- bennett, andrea (2019): I'm a Non-Binary Parent. There Still Isn't Space for Me. In: *Xtra Magazine*. Retrieved from: <https://xtramagazine.com/love-sex/im-a-non-binary-parent-there-still-isnt-space-for-me-154990>. Accessed on 18.1.2025.

95 | Cf. Cooper, 2025, n.p.

96 | Cf. Ibid.

- bennett, andrea/Fu, Kim (2015): Beyond Mom 'n' Pop. In: *Hazlitt Magazine*. Retrieved from: <https://hazlitt.net/feature/beyond-mom-n-pop>. Accessed on 18.1.2025.
- Bishop, Rudine Sims (2015): Mirrors, Windows, and Sliding Glass Doors. In: *Scenic Regional Library*. Retrieved from: <https://scenicregional.org/wp-content/uploads/2017/08/Mirrors-Windows-and-Sliding-Glass-Doors.pdf>. Accessed on 26.5.2025.
- Bower-Brown, Susie (2022): Beyond Mum and Dad. Gendered Assumptions about Parenting and the Experiences of Trans and/or Non-Binary Parents in the UK. In: *LGBTQ+ Family: An Interdisciplinary Journal* 18 (3), 223-240.
- Broadwater, Luke (2025): Trump's 'Flood the Zone' Strategy Leaves Opponents Gasping in Outrage. In: *The New York Times*. Retrieved from: <https://www.nytimes.com/2025/01/28/us/politics/trump-policy-blitz.html>. Accessed on 30.1.2025.
- Bundesministerium für Inneres (2024): Nationalratswahl 2024. In: *Bundesministerium für Inneres*. Retrieved from: <https://www.bundeswahlen.gv.at/2024/nr/>. Accessed on 29.1.2025.
- Butler, Judith (2014). *Bodies That Matter. On the Discursive Limits of Sex*. Hoboken: Taylor and Francis.
- Carlson, Tucker (2021): JD Vance. The US Is Being Run by 'Childless Cat Ladies.' In: *Tucker Carlson Tonight*. Retrieved from: <https://www.foxnews.com/video/6265796735001>. Accessed on 10.1.2025.
- Collins, Patricia Hill (2007): Shifting the Center. Race, Class and Feminist Theorizing About Motherhood. In: O'Reilly, Andrea (Ed.): *Maternal Theory. Essential Readings*. Bradford: Demeter Press, 311-330.
- Cooper, Jonathan J. (2025): A List of Government Web Pages That Have Gone Dark to Comply with Trump Orders. In: *AP News*. Retrieved from: <https://apnews.com/article/government-websites-changes-trump-transgender-dei-orders-383fc983c6ca48804f1404cbc61ee9e9>. Accessed on 26.5.2025.
- Demeny, Paul (1986): Pronatalist Policies in Low-Fertility Countries. Patterns, Performance, and Prospects. In: *Population and Development Review* 12, 335-358.
- Feinberg, Leslie (1996): *Transgender warriors: making history from Joan of Arc to Dennis Rodman*. Boston: Beacon Press.
- Fernando, Christine (2025): Trump Pardons Anti-Abortion Activists Who Blockaded Clinic Entrances. In: *Los Angeles Times*. Retrieved from: <https://www.latimes.com/world-nation/story/2025-01-23/trump-pardons-antiabortion-activists-who-blockaded-clinic-entrances>. Accessed on 26.5.2025.
- FPÖ (2024a): Klares Nein Zum Gender-Zwang! In: *fpoe.at*. Retrieved from: <https://www.fpoe.at/medien/pressemeldungen/artikel/klares-nein-zum-gender-zwang>. Accessed on 28.1.2025.
- FPÖ (2024b): Festung Österreich. Festung der Freiheit. In: *fpoe.at*. Retrieved from: https://www.fpoe.at/fileadmin/user_upload/Bund/Dokumente/NRW2024/Wahlprogramm_A4_Langversion_oS_web.pdf. Accessed on 28.1.2025.

- Frieder, Amy B. (2021): Trans Parenthood in an Era of Assisted Reproductive Technology. Approaches to Defining Motherhood. In: *Harvard Human Rights Journal* 34 (1), 155-75.
- Fry, Richard/Aragão, Carolina/Parker, Kim (2023): In a Growing Share of U.S. Marriages, Husbands and Wives Earn About the Same. In: Pew Research Center, Retrieved from: <https://www.pewresearch.org/social-trends/2023/04/13/in-a-growing-share-of-u-s-marriages-husbands-and-wives-earn-about-the-same/>. Accessed on 27.1.2025.
- Hausbichler, Beate (2025a): Judith Götz. 'Beim Familienbild und Männlicher Vorherrschaft Treffen Sich ÖVP und FPÖ Sehr Gut.' In: *Der Standard*. Retrieved from: <https://www.derstandard.at/story/3000000252158/judith-goetz-beim-familienbild-und-maennlicher-vorherrschaft-treffen-sich-oevp-und-fpoe-sehr-gut>. Accessed on 28.1.2025.
- Hausbichler, Beate (2025b): Frauen können sich eine 'Herdprämie' nicht leisten. In: *Der Standard*. Retrieved from: <https://www.derstandard.at/story/3000000253827/frauen-koennen-sich-eine-herdpraemie-nicht-leisten>. Accessed on 26.5.2025.
- Hayden, Carla B (2020): Remembering John Lewis. The Power of 'Good Trouble.' In: *Timeless: Stories from the Library of Congress*. Retrieved from: <https://blogs.loc.gov/loc/2020/07/remembering-john-lewis-the-power-of-good-trouble/>. Accessed on 25.1.2025.
- Heti, Sheila (2019): *Motherhood*. Toronto: Vintage Canada.
- Jones, Ja'han (2024): In His Attacks on the 'Childless' Left, JD Vance Once Hyped a Plan to Give Parents More Votes. In: MSNBC. Retrieved from: <https://www.msnbc.com/the-reidout/reidout-blog/jd-vance-parents-more-votes-childless-rcna163670>. Accessed on 27.1.2025.
- Lakoff, George (2006): *Whose Freedom? The Battle over America's Most Important Idea*. New York: Farrar, Straus and Giroux.
- Leppert, Rebecca (2024): Five Facts about Child Care Costs in the U.S. In: Pew Research Center. Retrieved from: <https://www.pewresearch.org/short-reads/2024/10/25/5-facts-about-child-care-costs-in-the-us/>. Accessed on 30.1.2025.
- LiveNOW (2025): VP JD Vance Speaks at March For Life Rally. 'I Want More Babies in the US.' In: LiveNOW from FOX. Retrieved from: <https://www.youtube.com/watch?v=TSmerWiX9Vc>. Accessed on 28.1.2025.
- Mar, Raymond A./Oatley, Keith (2008): The Function of Fiction Is the Abstraction and Simulation of Social Experience. In: *Perspectives on Psychological Science* 3 (3), 173-192.
- Meehan, Kasey/Baêta, Sabrina/Magnusson, Tasslyn/Markham, Madison (2024): Banned in the USA: Beyond the Shelves. In: *PEN America*. Retrieved from: <https://pen.org/report/beyond-the-shelves/>. Accessed on 13.12.2024.
- NPR Staff (2025): All the Executive Orders Trump Has Signed after One Week in Office. In: NPR. Retrieved from: <https://www.npr.org/2025/01/28/nx-s1-5276293/trump-executive-orders>. Accessed on 30.1.2025.
- O'Reilly, Andrea (2020): Maternal Theory. Patriarchal Motherhood and Empowered Mothering. In: Hallstein, D. Lynn O'Brien/Vandenbeld Giles, Melinda/O'Reilly, Andrea (Ed.): *The Routledge Companion to Motherhood*. London/New York: Routledge, 19-35.

- ORF.at (2025): Slowakei will zwei Geschlechter in Verfassung festschreiben. In: ORF.at. Retrieved from: <https://orf.at/stories/3383230/>. Accessed on 30.1.2025.
- Padilla, Mariel (2024): Trump Says He Will Protect Women ‘Whether They Like It or Not.’ In: The 19th. Retrieved from: <https://19thnews.org/2024/10/trump-rally-protector-women/>. Accessed on 15.1.2025.
- Park, Shelley M (2013): *Mothering Queerly, Queering Motherhood. Resisting Monomaterialism in Adoptive, Lesbian, Blended, and Polygamous Families*. Albany: State University of New York Press.
- Peters, Torrey (2021): *Detransition, Baby*. New York: One World.
- Rich, Adrienne (1995): *Of Woman Born. Motherhood as Experience and Institution*. New York/London: Norton.
- Robertson, David A. (2025): On Writing as Social Activism. At: 2025 Centre for Literatures in Canada Kreisel Lecture. Lecture attended by the author.
- Robertson, David A. (2020): “Not Recommended”: What It’s Like When a School Board Rejects Your Work. In: *Freedom to Read*. Retrieved from: <https://www.freedomtoread.ca/articles/not-recommended-what-its-like-when-a-school-board-rejects-your-work/>. Accessed on 29.3.2025.
- Robinson, Margaret (2020): Two-Spirit Identity in a Time of Gender Fluidity. In: *Journal of Homosexuality*, 67 (12), 1675-1690.
- Rose, Jacqueline (2018): *Mothers. An Essay on Love and Cruelty*. New York: Farrar, Straus and Giroux.
- Ross, Loretta J. (2017): Reproductive Justice as Intersectional Feminist Activism. In: *Souls* 19 (3), 286-314.
- Ruddick, Sara (2002): *Maternal Thinking. Toward a Politics of Peace*. Boston: Beacon Press.
- Russo, Nancy Felipe (1976): The Motherhood Mandate. In: *Journal of Social Issues* 32 (3), 143-153.
- Schaeffer, Katherine/Aragão, Carolina (2023): Key Facts about Moms in the U.S. In: Pew Research Center. Retrieved from: <https://www.pewresearch.org/short-reads/2023/05/09/facts-about-u-s-mothers/>. Accessed on 30.1.2025.
- Schmidt, Samantha (2019): A Mother, but Not a Woman. In: *The Washington Post*. Retrieved from: <https://www.washingtonpost.com/dc-md-va/2019/08/16/non-binary-pregnant-navigating-most-gendered-role-all-motherhood/>. Accessed on 19.1.2025.
- Takševa, Tatjana (2019): One Is Not Born but Rather Becomes a Mother. Claiming the Maternal in Women and Gender Studies. In: *Journal of the Motherhood Initiative* 10 (1–2), 27-44.
- The White House (2025a): President Donald J. Trump Addresses the March for Life. In: YouTube. Retrieved from: https://www.youtube.com/watch?v=k1_570XDQYw. Accessed on 28.1.2025.
- The White House (2025b): Defending Women from Gender Ideology Extremism and Restoring Biological Truth to the Federal Government. In: *Whitehouse.Gov*. Retrieved from: <https://www.whitehouse.gov/presidential-actions/2025/01/>

defending-women-from-gender-ideology-extremism-and-restoring-biological-truth-to-the-federal-government/. Accessed on 30.1.2025.

The White House (2025c): Ending Radical and Wasteful Government DEI Programs and Preferencing. In: *Whitehouse.Gov*. Retrieved from: <https://www.whitehouse.gov/presidential-actions/2025/01/ending-radical-and-wasteful-government-dei-programs-and-preferencing/>. Accessed on 30.1.2025.

The White House (2025d): Protecting Children from Chemical and Surgical Mutilation. In: *Whitehouse.Gov*. Retrieved from: <https://www.whitehouse.gov/presidential-actions/2025/01/protecting-children-from-chemical-and-surgical-mutilation/>. Accessed on 30.1.2025.

The White House (2025e): Ending Radical Indoctrination in K-12 Schooling. In: *Whitehouse.Gov*. Retrieved from: <https://www.whitehouse.gov/presidential-actions/2025/01/ending-radical-indoctrination-in-k-12-schooling/>. Accessed on 30.1.2025.

The White House (2025f): "Protecting the Meaning and Value of American Citizenship. In: *Whitehouse.Gov*, Retrieved from: <https://www.whitehouse.gov/presidential-actions/2025/01/protecting-the-meaning-and-value-of-american-citizenship/>. Accessed on 30.1.2025.

The White House (2025g): Memorandum for the Secretary of State, The Secretary of Defense, The Secretary of Health and Human Services, The Administrator of the United States for International Development. In: *Whitehouse.Gov*. Retrieved from: <https://www.whitehouse.gov/presidential-actions/2025/01/memorandum-for-the-secretary-of-state-the-secretary-of-defense-the-secretary-of-health-and-human-services-the-administrator-of-the-united-states-for-international-development/>. Accessed on 26.5.2025.

The White House (2025h): Putting America First in International Environmental Agreements. In: *Whitehouse.Gov*. Retrieved from: <https://www.whitehouse.gov/presidential-actions/2025/01/putting-america-first-in-international-environmental-agreements/>. Accessed on 30.1.2025.

Thomas, Shameka Poetry (2022): Trust Also Means Centering Black Women's Reproductive Health Narratives. In: *Hastings Center Report* 52 (S1), 18-21.

Autor:innen

Guerrini, Flavia, Mag.^a, PhD, Assistenzprofessorin am Institut für Erziehungswissenschaft und Center Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Universität Innsbruck, Österreich. Arbeitsschwerpunkte: kritische Geschlechterforschung, historische Forschung zu marginalisierten Kindheiten und Social Care, qualitative Bildungs- und Sozialforschung.

Krüger-Kirn, Helga, Prof. Dr. phil., Dipl.-Psych., Honorarprofessorin an der Philipps-Universität Marburg und Psychoanalytikerin für Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Forschungsschwerpunkte: Geschlechterdiskurse, geschlechtliche Identitätsentwicklung und die Bedeutung von Geschlecht in der Psychotherapie. Aktuelle Veröffentlichungen zu Mutterschaft sowie zu Anti-Feminismus in der Gesellschaft. Zuletzt: Mütterlichkeit braucht kein Geschlecht. Fürsorge als gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Psychosozial-Verlag.

Neuwirth, Karin, Mag.^a, Dr.ⁱⁿ, wissenschaftliche Mitarbeiterin und stv. Institutsvorständin am Institut für Legal Gender Studies, Johannes Kepler Universität Linz, Österreich. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte der Geschlechterverhältnisse, Privatrechtsgeschichte, Familien-, Sozial- und Antidiskriminierungsrecht.

Schamschula, Monika, PhD, M.A., B.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Medizinischen Universität Innsbruck (Psychiatrie I) sowie Doktorandin am Institut für Soziologie an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck. Arbeitsschwerpunkte: Mutterschaft, Care-Arbeit, psychische Gesundheit.

Scheibelhofer, Paul, Dr., Assistenzprofessor am Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Innsbruck, Österreich. Arbeitsschwerpunkte: Kritische Männlichkeitsforschung, Migrations- und Rassismusforschung, emanzipatorische Sexualpädagogik.

Takševa, Tatjana, Ph.D., Full Professor and Chair in the Department of English Language and Literature and Full Professor in the graduate program in Women and Gender Studies, Saint Mary's University, Canada. Main research areas: feminist theory, motherhood studies, peace and conflict studies.

Tausel, Sandra, BA, BA, MA, Marietta Blau-Stipendiantin/Doctoral Reseach Fellow am Wirth Institute an der University of Alberta, Kanada und Dissertantin am Institut für Amerikastudien und am Doktoratskolleg Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in Transformation an der Universität Innsbruck, Österreich. Arbeitsschwerpunkte: Women's, Gender, and Sexuality in der zeitgenössischen US-Amerikanischen Literatur und Kultur, Reproductive Justice Studies, Motherhood Studies.

Waterstradt, Désirée, Dr., Fellow of the Norbert Elias Foundation, Norbert Elias Foundation, Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und der Sektion Kindheitssoziologie. Arbeitsschwerpunkte: Wandel von Elternschaft, Prozesstheorie der Elternschaft, transdisziplinäre Elternschaftsforschung..

Wolf, Maria A., Mag.^a, Dr.ⁱⁿ, Ao. Universitätsprofessorin am Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Innsbruck, Österreich. Arbeitsschwerpunkte: Kritische Geschlechterforschung, Elternschaft, Kindheit und Care aus geschlechter- und ungleichheitsanalytischer Perspektive.

Kinder sind existenziell auf die Versorgung durch andere angewiesen. Zur Sicherung des Überlebens und der sozialen Integration dieser Neuankommenden wurden in nahezu allen Gesellschaften Elternschaftsordnungen geschaffen. Geschlecht fungiert dabei bis in die Gegenwart als ein entscheidendes soziokulturelles Strukturierungsprinzip. Der daraus hervorgehende vergeschlechtlichte soziale Status von Eltern sowie die ihnen darüber je nach sozio-historischen Kontexten jeweils auferlegten Zuständigkeiten und Aufgaben werden durch soziale Normen, Anerkennungs- und Sanktionsmechanismen sowie rechtliche Ansprüche und Verpflichtungen institutionalisiert. Während damit einerseits die Stabilität von Elternschaft gewährleistet werden soll, erfordert der soziale Wandel andererseits ihre stete Veränderung: Soziale Prozesse und Praxen der Elternschaft, Diskurse und rechtliche Regelungen müssen permanent re-organisiert werden, um die Zugehörigkeit und Zuständigkeit von Eltern an die neuen Gegebenheiten anzupassen. Denn Kinder sind in mehrfacher Hinsicht eine grundlegende praktische Ressource von Gesellschaft. Eltern sind deshalb maßgeblich relevant für den Erhalt der Generationenfolge und der sozialen Ordnung. Diese widersprüchlichen Dynamiken werden im vorliegenden Sammelband beleuchtet. Aus interdisziplinärer feministischer Perspektive zeigen die Beiträge Verwerfungen, Kontinuitäten und Veränderungen von Elternschaft auf. Sie fokussieren auf unterschiedliche Facetten und nähern sich dem Spannungsfeld aus theoretischer sowie empirischer Richtung. Elternschaft zeigt sich dabei als eine gesellschaftlich organisierte, vergeschlechtlichte Institution und Praxis sozialer Reproduktion, die durch ein Geflecht sozialer Akteure stabilisiert und reproduziert wird.

